



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



\* 25.9.

\* XXIII.

*g. 27.*

~~CXLVIII.~~ N. 10.

329

204

\* 3118.

3118  
Digitized by Google







Pacha-Chui  
Oberhaupt der Patagonen.

*G. Weber Sc.*

Interessante Darstellung  
des  
Königreiches  
Brasilien  
in  
geographischer, statistischer, naturhistori-  
scher, politischer und mercantilischer  
Hinsicht.  
Nebst  
Nachrichten über Chile und die Halbinsel  
Patagonien.

---

Aus zuverlässigen Quellen geschöpft und bearbeitet  
von  
E. A. W. von Zimmermann.

---

Mit 4 Kupfern und 1 Karte.

Wien 1817.  
Bey B. M. Bauer.

274.376 A. T. 1  
Digitized by Google



# In h a l t.

	Seite
<b>Brasilien.</b>	
Dessen Entdeckung, Größe, Bildung, Bewiſſ- ſetzung, Klima . . . . .	3
Die Künſten; Fernambuc; das Färbeholz und dessen Werth . . . . .	15
Bahia; St. Salvador; vorſige erſte Colonie .	19
Dortiger Handel, Wollſchafthang und dessen Werth.	23
Tobakshandel von Cocheira . . . . .	26
Porto Seguro . . . . .	28
Rio Janeiro (Hauptstadt Brasiliens) . . . . .	29
Schöner Aquädukt . . . . .	32
Inſel St. Catalina . . . . .	34
Colonie von St. Paul . . . . .	36
Reiſe des Deutschen Wilhelm Glimmer	41
Die Bergländer und Minen . . . . .	44
Natur und Förderung der Erze, besonders der edeln Metalle . . . . .	45
Die Diamant-Varietäten, Schleifen; welches die größten, wie man sie schäpt . . . . .	49
Diamant-Minen . . . . .	61
Jährlicher Ertrag der Brasilianischen Diamant- Minen und Versendung . . . . .	64
Conſtige Edelſteine . . . . .	66

	Seite
Reichtum und Merkwürdigkeiten der dortigen	
Flora . . . . .	68
Schönheit und Sonderbarkeit der Vögel, die	
Toucane, der Anhinga . . . . .	72
Einige merkwürdige Quadrupeden . . . . .	78
Gibt es wohl Meermenschen? . . . . .	81
Brasiliens Original-Bewohner; ihre Sprache;	
Gastfreyheit, Religion, Sage von einer	
großen Ueberschwemmung. . . . .	84
Ihre Kriege; regelmäßige Verspeisung eines	
Gefangenen durch seine eigene Frau. . . . .	101
Behandlung der Kranken und der Leichen. . . . .	113
Die in Brasilien Angesiedelten; die Fremden;	
Entstehung der ersten Portugies. Colonie. . . . .	115
Merkwürdige Impfungen auf den Barromais-	
schen Inseln . . . . .	119
Intoleranz und sonderbare Anklage Gottes durch	
einen Jesuiten . . . . .	120
Harte Behandlung der Colonien und drückende	
Monopollen . . . . .	124
Neger Brasiliens . . . . .	131
Werth aller ausgeführten Waaren . . . . .	134
Unbedeutenheit derselben in Vergleich mit dem	
Englischen West-Indien . . . . .	135
Geringe Population in Vergleich von den neuen	
staaten . . . . .	136
Großi	Binnenlandes . . . . .
	138

	Seite
Politische Eintheilung und Einrichtung Brasiliens . . . . .	343
Häusliches Leben der dortigen Portugiesen . . . . .	143
öffentliche Begegnungen . . . . .	150
Schlechter Zustand der Wissenschaften . . . . .	153
Hoher Werth des Handels überhaupt, und Aussichten für Brasilien . . . . .	155
<b>Chile (Schile).</b>	
Lage, Größe, Gränze . . . . .	157
Gebirge, Vulkane, Flüsse, Temperatur . . . . .	161
Mineralien, besonders edle Metalle, und ganz zuerstiger Werth . . . . .	166
Merkwürdige Pflanzen, Färbe- pflanzen und essbare . . . . .	178
Quadrupeden nach Azara und Molina . . . . .	186
Vögel und übrige merkwürdige Thiere . . . . .	197
Inseln von Chile . . . . .	209
Juan Fernandez, dortige Flora und Fauna —	—
Der Seelöwe und seine Polygamie . . . . .	213
Geschichte Alex. Selkirk's, bekannt als Robin- son Crusoe . . . . .	218
Wann würde der isolirte Mensch seine Mut- tersprache verlernen? . . . . .	225
Wilde Nationen von Chile . . . . .	232
Die dort Angesiedelten; die Spanier . . . . .	250
Van Coves Reise nach der Hauptstadt St. Tago . . . . .	253

	Seite
Van Coves und la Verousens Aufnahme	260
Trachten und Belustigungen . . . . .	261
Behandlung dieser Colonie vom Mutterlande.	266
Handel . . . . .	270
Quo oder Ost-Chile . . . . .	272
<b>Patagonien.</b>	
Taurige Ansicht des Landes; Größe und Bildung . . . . .	276
Unglückliche Excursion der Engländer ins Binnenland . . . . .	280
Das Südlicht . . . . .	286
Patagonischer Zimmt (Wintergrinde) . . . . .	290
Die Falklands-Inseln (Isles Malouines) . . . . .	295
Der Penguin . . . . .	299
Die Culpea, antaretische Fuchs . . . . .	302
Terra del Fuego, seine traurige Ansicht . . . . .	307
Die Bewohner Patagoniens; die Patagonen oder Lebuelhets, ihre große Statur, Sitten &c. . . . .	312
Über das Daseyn der Esfareer . . . . .	324
Die Feuerländer, die Pescerähs, ihre elende Gestalt . . . . .	328

---

## Erklärung der Kupfer.

---

1. Das Titelkupfer zeigt nach Pernetty's Voy. aux Isles Malouines den Pacha-Chui, den Chef-eines Volksstammes der Patagonen. Man sieht ihn in der ausgezeichneten Kleidung, wie er S. 319 beschrieben ist und mit der Stein-schleuder in der Hand; in der Ferne seinen treuen Hund, der den Baum des Pferdes im Mäule, es bewacht. Ein Französischer Officier steht dem Pacha-Chui zur Seite, um den Unterschied zwischen beiderlich zu machen.

2. Aussicht der Insel St. Catalina bey Bras-siliien. S. 34 nach Voyage de la Perouse autour du Monde Atlas.

3. Der Toucan. *Ramphastos piscivorus* L. Nach Catesby.

4. Der Anhinga. *Plotus Anhinga* L. Nach Batham.

5. Der Coandu. *Hystrix prehensilis* L.  
Nach Schrebers Säugethieren.

6. Der Condor. *Vultur Gryphus*. Nach  
de Humboldt Voyage observat. de Zool.  
et d'Anatom. 2. Cahier.

7. Der Seelöwe, Mann und Weib. *Pho-*  
*ca leonia* L. Nach Ansons Reise um die Welt.

8. Die Feuerländer, Pescherahs S. 328.  
Nach Cooks (3d) Voy. to the Pacific Ocean  
Atlas.

9. Die Karte von Süd-Amerika ist ein Nach-  
stich derjenigen, welche das Industrie-Comtoir  
in Weimar 1806 davon geliefert hat, nur sind  
die Nahmen mehrerer Völkerschaften hinzugefügt;  
da die von Humboldt'schen Karten noch nicht be-  
kannt gemacht sind, so schien diese für unsere Ab-  
sicht am zweckmässtigen; indeß zeigt die fröhre Karte  
des Industrie-Comtoirs von Weimar ei-  
nige nicht unbedeutende Verschiedenheiten.

---

Braß-

# B r a f i l l e n.

Teilband. 7. Band.



Übermahl's ein Monument des allgewaltigen Zu-  
us! ruft der Fatalist mit dem Plinius aus,  
in Sturm zwingt den Ostindien-Fahrer, Pe-  
tro Alvaro Cabral (im April 1500), da-  
die Windstille vermeiden will, die oftmahs  
nweit Afrika die große Reise verzögern, an ei-  
r im Westen sich zeigenden Küste einzulaufen,  
id — Brasilien ist entdeckt.

Er fand sich unter dem 15. Breitengrade in  
nem sicheren Hafen, und gab ihm daher den Nah-  
en Porto Seguro. Noch jetzt sind die dortigen  
portugiesen stolz darauf, den Fleck der ersten  
Entdeckung des großen Landes zu bewohnen. Sie  
wahren daher mit großer Ehrfurcht das Kreuz,  
welches Cabral zum Zeichen der Besitznahme  
des Landes für Portugal, unter einem schat-  
jen Baume errichtete, und diese Ceremonie  
rth ein Hochamt bey Musik und unter dem  
tonne des Geschüzes feierte.

Die erstaunten Indier strömten dem uner-  
wartenen Besuch entgegen.

hönten Schauspiele hinzu, und mehrere ließen sich, gleichsam vom Zauber ergriffen, auf der Stelle zu Christen taufen.

Dieß heilige Kreuz ließ dem entdeckten Lande anfänglich den Nahmen Santa Cruz; König Emanuel soll ihn in den heutigen verwandelt haben, da die brennende Farbe des dort entdeckten trefflichen Brasilien-Holzes (von Brazas, Feuergluth), damahls das wichtigste Product, viel Aufsehen erregte.

Welch ein hartes Schicksal für den großen Colón, jetzt durch einen Windstoß ein ungestueres Continent entdeckt zu wissen, daß seinen Talenten, seinem Fleiße, und seiner eisernen Beharrlichkeit und Duldung allein zuzugehören schien; denn war es nicht ein Geringes, südwärts des von ihm entdeckten West-Indiens weiter zur Küste hinab zu steuern, und sich hiermit das gesammte Süd-Amerika tributair zu machen?

Brasiliens Lage, seine Einfassung vom Meer, seine Bewässerung, ja großen Theils die Gebirgsbrücken der Gränzen, zeigten bereits einem der vorzüglichsten Erdbeschreiber älterer Zeiten, dem Piso, die Ähnlichkeit dieses trefflichen Landes mit Peru.

Wirklich ist es gleichsam das Peru des Atlant.

tischen Oceans, und wir werden bald sehen, daß, wenn gleich die Natur überall unerschöpflich an Abwechslung in ihrem Reichthume ist, so hat sie dennoch auch vieles in der Bildung des Innern beyder Länder und ihrer Erzeugnisse einander ähnlich gelassen.

Von fast dreieckiger Form, wobei die Grundlinie gegen den Maranon liegend gebacht wird, hat Brasilien wahrscheinlich die erstaunliche Ausdehnung von mehr als 100,000 Quadrat-Meilen. Wie ließe sich nähmlich hierüber bey einem Lande etwas mit Genauigkeit bestimmen, in welchem die Eifersucht der Portugiesen fast jeden mit dem Tode straft, der es wagt, ohne Erlaubniß nur eine Meile von der Küste in sein Inneres vorzudringen ?

Gegen die Wuth des Meeres findet sich dieses Land auf eine haushälterische Weise geschützt. Ein hier und dort unterbrochener Wall von festen schreissen Felsen, ein Riff, mehr als 15 Felsen breit, läuft flach unter dem Meere theilweise fast längs der ganzen Küste hinab, und bricht die übermuthige Welle. Wahrscheinlich brachte die Natur, gewohnt durch die einfachsten, ja denkbar höchst unbedeutend scheinenden Mittel die größten Phänomene hervor geben zu lassen, auf

hier diese mächtige Schutzwehr durch ein fast mikroskopisches Gewürm zu Stande.

Der Korallen- Bewohner, der viel hundert bedeutende Inseln im Weltmeere hervor hebt, ist wahrscheinlich auch der Baumeister dieses großen Werkes. Die Bemerkung des Piso scheint dies noch mehr zu bestätigen; denn ihm zu Folge führte man mit diesem Gesteine, vermutlich Kalkstein, die schönsten Gebäude in Olinda und Paria auf.

Um Brasilien mit Peru genauer vergleichen zu können, mußte man dort noch einen beträchtlichen Theil von Chili hinzudenken. Brasilien beginnt zwar, so wie Peru, nicht weit von dem Aequator, allein gegen Süden läuft es tiefer hinab; denn man darf die hierher gehörigen Besitzungen der Portugiesen fast bis zu der Mündung des la Plata-Flusses rechnen.

In einem Lande der heißen Zone, das über 800 Deutsche Meilen längs dem Meere fortgeht, das sich, wenn man es in Westen durch den Tavaray-Fluß begrenzen läßt, gegen 500 der Länge nach ins Innere erstreckt, und dabei vielfach von hohen Gebirgen überlaufen ist, was für einen Reichtum und Mannigfaltigkeit von Producten darf man nicht darin erwarten!

Eben diese Lage längs dem Meere und jene Gebirge, die wir nebst ihren Erzeugnissen weiter hin genauer werden kennen lernen, bringen dann eins der schönsten Klima te hervor. Der See wind kühl eben so wohl die Luft, als der Wind vom Gebirge herab. Selbst wenn die Sonne dort in den Wendekreis trat, also lochrecht stand, fühlte Barro w keine übermäßige Hitze. Gewöhnlich fand er das Thermometer zwischen 76 und 34 Grad Fahr. Die Morgen, bis zum Aufgang der Sonne, sind sehr frisch, ja selbst deshalb gefährlich. Dies wissen die Ureinwohner, die Indier; deshalb unterhalten sie in ihren Cabanen stets nächtliche Feuer. Die Nächte haben dort im Sommer noch die äußerste Unannehmlichkeit, daß die ungeheure Menge Insecten fast alle Ruhe verscheuchen. Scolopendern, Tausendfüße, Scorpionen sezen besonders den Fremdling stets in Schrecken, während daß alles um ihn her von Lichtfliegen (Lampyris) leuchtet, eine höchst widrige Grille sein Ohr unablässig ermüdet, und die unzählbaren Schwärme der giftigsten Musquitos ihm das Blut aussaugen, ja fast alle Theile des Körpers durch brennende Geschwulst auf das häßlichste entstellen.

So wie bey den übrigen Ländern der Tro-

pen, hat Brasilien gleichfalls nur zwei Jahreszeiten: die nasse und die trockene. Im dortigen Sommer, dem unserigen fast entgegen gesetzt, ist die Hitze eben so groß, wie die Nässe. Der Winter ist zwar gleichfalls sehr warm, aber trocken. In dieser guten Jahreszeit stürmt das Meer so selten, daß die Fischer es wagen dürfen, mit schlecht zusammen gefügten Rähnen, Canoës, oft Meilen weit das Ufer zu verlassen. Zu Nacht überzieht das Meer ein Phosphor-Glanz. In der trockenen Jahreszeit trübt sich nur selten die Atmosphäre. Die Wolken sind sparsam und licht; oftmalhs zeigen sich in der Nacht Blitze. Const ist der Himmel heiter, man liestet ~~et~~ im Mondaenlicht; dem Astronomen bleibt hier Urania beständig günstig; allein die Eifersucht der Regierung ließ sie bis jetzt vergebens auf ihren Günstling warten.

Wie trefflich ist nun ferner die innere Bildung des Landes, für den, der es zu benutzen versteht! Die Bewässerung ist außerordentlich reich. Die größten Ströme, welche sich in den Maranon von Süden her einmünden und bereits als dessen Arme beschrieben sind \*), j. B. der

---

\*) M. s. das vorhergehende Taschenbuch.

Purus, der Madeira, der Tapajos, der Xingu und andere, gehören hauptsächlich zu Brasilien. Die beyden ersten segen es mit Peru in Verbindung. Für die Verbindung des Binnenlandes mit dem Amazonischen Meere sorgte gleichfalls die Natur durch viele ansehnliche Flüsse. Gegen den Aequator hin zeigt sich zuerst der Gran Para. Er bildet mit der Mündung des Amazonen-Flusses die große Insel Marajo oder de Juanes, und mehrere Meilen weit von seiner Mündung gibt er jenem giganten Strom, in Rücksicht seiner Größe, nicht viel nach.

Diese außerordentliche Wassermasse führt ihm aber hauptsächlich der Tocantin zu, welcher, den neuern Karten zu Folge, sehr südlich in den Gebirgen, die wir kaum dem Nahmen nach kennen, schon unter dem 18. oder 19. Breitengrade seine Quellen hat. Bey seinem langen Wege von mehr als 250 Deutschen Meilen nimmt er verschiedene ansehnliche Flüsse auf, und hierunter ist der Uraguaya, der da weiter in Westen mit ihm fast unter gleicher Breite entspringt, der bedeutendste. Vor seiner Einmündung in den Tocantin durchläuft er bereits auf zehn Breitengrade, also sicher über 150 Meilen.

In diesen öbern nordöstlichen Gegenden ist

daneben die Küste von sehr viel kleinen Flüssen durchschnitten. Laet beschreibt drey derselben, die nur allein gegen die nicht sehr bedeutende Insel Maragua in der Provinz Guayra, austreten, als so beträchtlich, daß einige darunter an ihrer Mündung mehrere Stunden in der Weite halten.

Es wäre zweckwidrig, ja ermüdetend, die große Anzahl der Flüsse hier aufzunehmen zu wollen, die aus dem Binnenlande weiter in Süden von Nordosten und Osten sich ins Meer ergießen. Allein der Paranaibo und Acuacu, noch weit mehr aber der St. Franciscus-Fluß, verdienen eine besondere Erwähnung. Die ersten kommen nur aus einem von der Küste nicht sehr entfernten Gränzgebirge der Provinz Fernambuck, durchlaufen indes mehrere Breitengrade, und endigen sich mit sehr ansehnlichen Mündungen.

Bey weitem wichtiger ist aber dagegen der St. Franciscus-Fluß. Tief aus den südlichen Gebirgen der Minas Geraes nimmt er seinen Ursprung, und es war ein Deutscher, Wilhelm Glimmer, von dessen Reise wir weiter unten zu reden Gelegenheit finden werden, der die Quellen dieses großen Stromes glaubt gefunden zu haben.

Indes entspringen sie doch, den neuesten Karte a-  
zu Folge, wohl höher hinauf nach Norden gege-  
n den 21. Breitengrad, in dem metallreichen Berg-  
lande. Nur auf einige der feinsten östlichen  
Wurzeln des großen Stromes könnte unser Lands-  
mann bey seiner Reise gestoßen seyn. Was kann  
der St. Franciscus-Fluß, da er sich bogenförmig  
bis zu dem 10. Breitengrade erhebet,  
und schon unter dem 13. durch beträchtliche Sei-  
tenzweige sehr ansehnlich geworden ist, bereinst  
dem besser benützten Brasilien für ein bedeu-  
tender Handels-Canal werden, wenn gleich et-  
was nördlicher gegen den 10. Grad bey seinem  
Durchgange zwischen Felsen ein Wasserfall bis  
jetzt die Beschiffung schwierig macht. Er soll sich,  
Holländischen Nachrichten zu Folge, durch zwey  
Mündungen, einigen Inseln gegen über, in  
den Ocean ergießen, die neueren Karten zeigen  
nur eine. Gibt es nun weiter nach Süden hin-  
ab längs der Küste auch keinen Fluß, der sich  
durch einen eben so weit verbreiteten und tief  
in die Ferne gewurzelten Stammbaum mit die-  
sem großen Strom messen dürfte, so findet sich  
dennoch Brasilien von vielen ansehnlichen Flüssen,  
die aus näher liegenden Gebirgsrücken entspringen,  
bewässert. Daß einige den ersten Entdeckern

durch ihre Bedeutenheit auffüelen, zeigen noch höhere Benennung, z. B. Rio, Real, Rio grande, und von letzteren Nahmen gibt es mehrere. Wirklich ist das Flusßgebiet des letzteren, Rio grande, der auch St. Peters-Fluß benannt wird, sehr ansehnlich, da es einigen Karten zu Folge fast 5 Breitengrade besaßt, und sich mit einem beträchtlichen Einschnitte des Meeres endigt.

Wie groß ist nun daneben die Anzahl derjenigen Flüsse des Binnenlandes, die sich in den Parana, also in den mächtigen la Plata, vornehmlich aber in den Uruguay ergießen, und hierdurch Brasilien mit jenen großen Besitzungen der Spanier in Verbindung setzen? Dieses südlichere Binnenland hatte bereits vor ältere Buache, obgleich damals unsere Kenntniß von Süd-Amerika noch viel weiter zurück stand, als einen hohen Erdbuckel, ein Plateau angesehen, das dann, wie die ihm ähnlichen übrigen Bergebenen der Erde, dem Continente zu einer sengsreichen Mutter der Bewässerung diente.

Ein Blick auf die Karte zeigt nämlich, daß zwischen dem 12. und 18. Grade südlicher Breite und dem 320. bis etwa 328. Längengrade von Paris, ein schief laufender, flacher, vielleicht durch höhere und niedere Gebirge schattir-

ter großer Erdbuckel gelegen ist. Hierin scheinen sich, allen bis jetzt bekannten Nachrichten zu Folge, die Wurzeln der ungeheueren Ströme zu verlieren, die so wohl gegen Norden zum Amazonen-Flusse, als gegen Süden in das Atlantische Meer eilen; ja selbst mögen die Seitenzweige des Franciscus-Flusses hier ihren ersten Ursprung nehmen. In diesen Campos de Paresis, und den etwas südlicheren Matto Grosso zeigen sich, außer einigen der kleinsten östlichsten Seitenzweige des Madeira, die ersten weit aus einander gespreizten Ädern des Topoyosu, ferner des großen Xingu, des Araguahra, des Tocantin, und südlich des Paraguay, des Parana und Uruguay.

Die Producte dieses Berglandes versparen wie auf das Folgende. Vorerst hier die Nutzbarkeit des etwas besser bekannten Küstenlandes. Brasiliens Küste hat die Natur auf eine sehr nützliche Weise eingeschnitten, und dadurch mehrere Häfen und Landungsplätze hervor gebracht. Jene große Insel Juanes, oder Marajo, die die Zusammenkunft der mächtigen Ströme des Amazonen-Flusses und des Para's bildet, enthält zugleich den Landungsplatz für die Waaren der ungeheueren, aber verhältnismäßig dürftigen Provinz Para, deren Gränze sich sogar bis zum Javary,

also über 300 Deutsche Meilen nach Westen, erstreckt. Die Hauptstadt selbst liegt, nach Condamine, 3 Stunden 24 Minuten westlicher als Paris unter  $1^{\circ} 38'$  südlicher Breite. Sie gewährte dem seltenen Manne, als er seine Reise längs dem Amazonen-Flusse beendigt hatte, einen schönen Anblick. „Wir glaubten,“ sagte er, „uns nach Europa versetzt zu sehen. Hier war eine große Stadt, gerade Gassen, schöne Häuser, die seit mehreren Jahren von Stein erbaut sind, prächtige Kirchen. Der unmittelbare Handel mit Lissabon macht es den Einwohnern leicht, sich mit allen Bequemlichkeiten zu versehen. Sie erhalten die Güter Europens durch Umtauschung gegen Landes-Producte, die man aus dem Innersten des Landes bringt. Sie bestehen in Goldstaub, Rinde des wohlriechenden Krabben-Holzes (Bois Crabier \*), Sassafrisse, Vanille, Zucker, Kaffee, und vornehmlich in Cacao.“

„Auch sind die Herden, welche auf den reichen Weiden der großen Insel Juanes gedeihen, für den Handel bedeutend. Und obgleich mehrere kleine Inseln den Eingang des hiesigen

---

\* Man sehe den vorhergeh. Jahrgang.

„Hafens, den man auch den Hafen von Belem  
„nennt, erschweren, indem sie mehrere Stra-  
„ßenungen veranlassen, so zählte man doch ehe-  
„mahls gegen 14. Schiffe allein vom Mutter-  
„lande.“ Raynal gibt wohl den Werth des  
Umsatzes zu gering an, wenn er ihn nur auf  
600,000 Livres bestimmt. Die kleine Münze be-  
stand zu Condamine's Zeiten hier gleichfalls in  
Cacao-Bohnen.

Etwas tiefer gegen Süden zeigt sich in der  
Provinz Maraguan eine kleine Inselgruppe, die  
Insel Maranon, sonst die Insel St. Louis ge-  
nannt, nebst dem Handelsorte gleichen Näh-  
mens. Die in diesen Meerbusen sich ergießenden  
Flüsse, deren schon zuvor gedacht ist, geben  
zum schönen Anbau des festen Landes, und  
hierdurch auch zum Handel selbst Anlaß. Wichti-  
ger ist freylich der Hafen und die ihm angehö-  
rige Stadt Olinda, oder Fernambuck. Lind-  
ley setzt sie auf  $8^{\circ} 2'$  südl. Breite und  $35^{\circ} 15'$  westl. Länge von London. Sie hat mehrere  
tausend Einwohner, und eine größere Anzahl  
von Negern. Dieser berühmte Ort ist an einem  
kleinen Fluß Bitibiri auf vielen Hügeln erbaut.  
Bey einem Hafen von keiner vorzüglichen Größe  
sind dennoch die dortigen Geschäfte bedeutend.

Der Handel der schönen Provinz Fernambuck besteht aber, außer einer ansehnlichen Quantität Zucker, Häuten und etwas Baumolle, vorzüglich in dem berühmten Färbeholze, das uns unter dem Namen Fernambuck oder Brasilien-Holz so häufig vorkommt. Brasilien bringt mehrere Arten von Färbeholz hervor, so wohl zum Roth- als Geldfärben; allein das eigentliche Fernambuck- oder Brasilien-Rothholz kommt hauptsächlich aus dieser Provinz. Den Baum nennen dort die Indianer, wie Lery sagt, Arabutan, nach dem Markgraf hingegen Ibirapitanga; bey den Portugiesen heißt er Pao Bresil (Brasilien-Holz). Er ist so stark und so groß als unsere Eiche, ja es gab deren einige, welche nur drey Männer umklostern konnten. Markgraf beschreibt ihn grau von Rinde, und mit kurzen Stacheln besetzt; die Blätter stehen wechselseitig, und kommen denen des Buchsbaumes ziemlich gleich; die Blumen hängen büschelweise an langen Stängeln. Der Kelch ist fünfblättrig; die Blätter sind gelblich, eins davon aber roth. Staubfäden sind zehn. Die Botaniker sehen den Baum für *Caesalpinia echinata* an, indes scheinen sie dießfalls noch nicht völlig einig zu seyn; und es ist noch wohl unentschieden.

den, in wie fern er mit dem Brasiletto der Amüsilen (*Caesalpinia brasiliensis* L.) zusammen trifft. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, wie Mayblumen; den Blüthen folgen (nach Markgraf) zwey Zoll lange dunkle Schoten; sie enthalten keinen Samen, andere Autoren legen rothe Samenkörner hinein.

Die Rinde des Baumes ist sehr dick, weißlich von außen, innerlich dagegen roth. Das Holz hat eine erstaunliche Härte; daher es sich trefflich zu Meubeln, besonders zu Drehstlerarbeit, eignet, denn es nimmt eine hohe Politur an. Ehe die Indier das Eisengeräth kauften, waren sie nur vermittelst des Feuers im Stande, diese steinharten Stämme zu erlegen; nachmahl's fälleten sie sie für die Europäer durch die Art, die Säge, den Keil. Zu Anfang fehlte der neueren Welt unser Zugvieh; da trugen die Indier das so gefällte Holz auf ihren nackten Schultern von den entlegneren Höhen zu den Schiffen hinab; sie wurden dafür durch Kleidungsstücke, Eisengeräth, Spiegel und andere Bedürfnisse und ihnen angenehme Kleinigkeiten bezahlt.

Die Hauptbenutzung und der Hauptverbrauch dieses Holzes gehörten für die Färberey.

Die färbende Kraft des Hernambuck-Holzes ist sehr groß; man bedarf nur halb so viel davon, als vom Campeche-Holze für eine gleiche Quantität Farbe. Die Stärke der färbenden Kraft ward zuerst bemerkt, da ein Franzose, der mit Lery nach Brasilien gegangen war, beim Waschen seiner Hemden, sich der Asche dieses Holzes als Lauge bediente. Es war unmöglich, die rothen Flecken aus der Leinwand zu vertilgen. Unsäglich zeigt sich die Farbe gelb, allein sie verändert sich bald in ein starkes Roth. Man kann begreiflich durch die Färbekunst so wohl mehrere Nuancen von Roth, als auch wirkliche Verschiedenheiten der Farben hervor bringen. Ohne Alau und Tartarus ist sie indessen wenig dauerhaft. Man zieht übrigens auch eine Art Carmin daraus, der zum Miniatur-Mählen viel verbraucht wird. Der Handel mit diesem Holze ist sehr beträchtlich. Für die Jahre 1770 bis 1775 geben Ra y n a l s Tabellen 20,000 Centner jährlicher Ausfuhr an, und setzen den Werth (zu 22 Fl. 55 Kr.) auf 458,333 Gulden.

Gewöhnlich wird dieser ganze Handel (ein Königliches Monopol) von der Portugiesischen Regierung verpachtet; oftmahls ist er dann in den Händen einiger Engländer. Sie zahlen

der Regierung 800,000 Livr. und verkauften es in Lissabon selbst für eine Million, die Umlosten trugen ihnen 128,000 Livr. und der Gewinn war daher 72,000 Livr.

Liefer im Süden, unter dem 13. Breitengrade, zeigt sich nun die eben so große, als nützbare Bay aller Heiligen (Bahia dos Todos os Santos.) Der Eingang misst dreieinhalb, ihr Durchmesser 10, und ihr Umfang 30 geographische Meilen. Sie bildet einen vortrefflichen, vor jedem Winde sicheren Hafen für die zahlreichsten Flotten. Die Einfahrt in den Hafen ist an der Südseite, und wird durch die Inseln Itaporica gebildet; das Fort Antonio schützt ihn. In diesen großen Busen ergießen sich 6 Flüsse, welche fast alle schiffbar sind. Hierzu denke man sich die schönen fruchtbaren Inseln; Itaporica ist davon die größte, reichlich mit Baumwollensäumen und anderen Europäischen Pflanzen bedeckt, nebst der bedeutenden Handelsstadt St. Salvador an den Hügeln gesieht; dies gewährt zusammen eine große, herrliche Scene.

St. Salvador war vormahls die Hauptstadt von ganz Brasilien. Sie ward in den frühesten Zeiten von den Portugiesen abgebrannt,

dieß sieht man auch dem Ganzen an, selbst einige der Kirchen sind verfallen, obgleich diese, wie in allen katholischen Städten, auch hier die bedeutendsten Gebäude sind. Die Kirche der Jesuiten zeichnet sich besonders darunter aus. Sie ist mit ungeheuren Kosten ganz von Europäischem Marmor aufgeführt, und ihr Inneres prangt mit reichen Verzierungen und schönen Gemälden. Es war dieser Theil Brasiliens, der sich der frühesten Europäischen Ausbildung rühmen konnte. Der Portugiese Alvarez Correa litt auf seiner Reise nach Ost-Indien an dieser Küste Schiffbruch. Indes rettete er nicht nur die meisten von seiner Mannschaft, sondern auch vieles von der übrigen Ladung, suchte sich mit den Indianern, den Tapinambus, bekannt zu machen, und brachte ihnen durch unsere Feuerwaffen und übrigen Europäischen Erfindungen einen so hohen Begriff von seiner Überlegenheit bey, daß sie ihn und die Seinigen für außerordentliche Wesen hielten, sie reichlich mit Lebensmitteln versahen, ihnen ihre Töchter zu Weibern gaben, und den Correa sogar mit der Tochter ihres Kaziken vermahlten.

Ein Französisches Schiff, das auf Entdeckungen und auf den Handel ausgegangen war,

landete während dieser Zeit in der Bay. Correa benutzte die Gelegenheit, mit diesem Kauf- fahrer nach Europa zurück zu gehen. Er schiffte sich und seine Gemahlin, nebst den schätzbar- sten Proben der dasigen Natur-Producte ein, um sie seinem Vaterlande vorzulegen. Allein so bald er in Frankreich gelandet war, überre- dete ihn die ausgezeichnete Aufnahme der Fran- zösischen Regierung, unter Heinrich II. und seiner Gemahlin Katharina von Medicis, seine Reise nach Portugal aufzugeben.

Correa's Gemahlin ward getauft; der König und die Königin waren selbst ihre Paten, und die berühmte Katharina gab ihr ihren ei- genen Nahmen. Sie ward nicht nur mit der katholischen Glaubenslehre bekannt gemacht, son- dern man brachte dieser Indianerinn überhaupt viele nützliche Kenntnisse bey. Auf die Weise ward nun der Portugiesische Seemann gänzlich von seinem Hofe abgezogen, und ihm eine Fran- zösische Handels-Expedition nach Brasilien an- getragen. Alvarez schiffte sich mit seiner Gemah- linn ein, und landete glücklich in ihrem Va- terlande. Sie verwandte sich auch auf das thä- tigste und freundshaftlichste, ihre Landsleute den Europäern geneigt zu machen, unterrichtete

sie in der Religion und lehrte sie mehrere Europäische Einrichtungen und Bequemlichkeiten. Demnach ward eine Kirche errichtet, das Land angebaut und Zucker-Plantagen angelegt; kurz, die Wilden fingen an civilisiert zu werden, als plötzlich eine Portugiesische Flottille, unter Anführung des Cotinho, erschien.

Dieser Anführer, ein auf die vom Könige ihm verliehene Vollmacht stolzer Edelmann, nahm gerade ein entgegen gesetztes Betragen gegen die Copinambus. an. Er drückte die unschuldigen Indier hart, und diese, hierdurch gereizt, riefen die benachbarten kriegerischen Nationen der Los mayes zu Hülfe, fielen über die Fremdlinge her, zerstörten die Zucker-Plantagen und übrigen Anlagen, und zwangen den unvorsichtigen hars ten Mann mit dem Reste der Seinigen sich etwas weiter südlich nach Ilheos zu flüchten.

Hier, wo die Portugiesen eine Colonie angelegt hatten, verschaffte er sich Verstärkung und ging von neuen nach Bahia, um sich zu rächen. Allein die Elemente vereitelten seine unedeln Absichten, böses Wetter ließ ihn an der Insel Itaporica scheitern, und die ganze Expedition ging verloren.

Raum war die so traurige Nachricht in Pore-

tugal angelangt, als König Johann, unterrichtet von dem hohen Werthe der großen Bay und den früheren glücklichen Anlagen des Alvaro, eine neue Expedition unter der Anführung des geschickten Generals Sousa dorthin sandte.

Mehrere Jesuiten schifften sich mit ein. Unter ihnen befand sich ihr Superior, ein kluger Mann. Durch ihn gelang es diesen Missionen bald, die Indier nicht nur zu besänftigen, sondern selbst viele zu taufen. Auf die Art erhielten die Portugiesen Gelegenheit, sich hier von neuem anzusiedeln, Pflanzungen wieder anzulegen und zugleich den Anfang zur Erbauung der Stadt zu machen. Man nannte sie San Salvador, und sie ward damals zur Hauptstadt Brasiliens und zum Sitz der Regierung erhoben. Obgleich sie dieses Vorrecht jetzt nicht mehr genießt, so enthält sie doch noch 2000 Häuser und gegen 39,000 Einwohner. Auch ist die Gerichtlichkeit unter der Oberaufsicht eines Erzbischofes sehr beträchtlich; es sollen gegen 3000 Mönche darunter seyn. Bey den vielen Klöstern ist besonders die Stiftung für Laienbrüder der Franciscaner, und andere, die hier in Ruh ihr Leben beendigen wollen, merkwürdig. Uns

ter dem Schatten schöner Bananen findet sich eine Begräbnissballe, welche ein mit schwarzem Marmor gepflasterter breiter Gang theilt. Jede Seite enthält eine große Anzahl kleiner gewölbter, hübsch gemahlter Gräste für einzelne Särge. Das Ganze gibt einen friedlich angenehmen Wink für die Zukunft. Bahia ist dennoch bey seinem trefflichen Hafen als Handelsort noch nicht gehörig berühmt.

Einer der wichtigsten Vorzüge ist hierbey sein unmittelbarer Handel nach Lissabon und Oporto. Er beschäftigt 50 große Schiffe. Sie legen ihre Fahrt schnell zurück, und versetzen die Colonie mit Europäischen und Ost-Indischen Manufactur-Waaren; ingleichen mit vielen Nahrungsmitteln, z. B. mit Wein, Mehl, Stockfisch, Butter, Holländischem Käse und Salz. Nach Portugal führen sie Baumwolle, Zucker, Aqua ardente, eine Sorte Zuckerbranntwein, die den Rum an Geschmack übertrifft, Lebенholz (Arb. vitae), Mahagoni, Atlas- und Tulpenbaum-Holz, verschiedene Arten Gummi, Balsam und Medicinal-Pflanzen.

Die Begünstigung, welche die Regierung den hiesigen Kaufleuten zugestanden hat, die ihnen nöthigen Neger selbst einführen zu dürfen

sen (sie zahlen etwa 30 Pf. Sterl. für einen männlichen Neger) gibt ihnen Gelegenheit, Afrikanische Producte gegen die ihrigen vortheilhaft einzutauschen.

Außerordentlich groß ist daneben der Binnenhandel von Bahia. Er beschäftigt völlig 800 große Boote und ähnliche Fahrzeuge. Sie führen der Handelsstadt täglich alle Landes-Producte tief aus dem Innern und aus umher gelegenen Küsten zu, um sie dort theils in Geld, vorzüglich aber in Waaren, umzutauschen. Bahia ist denn gleichfalls einer der Stapelorte für die Baumwolle; deßhalb ist hier ein eigenes großes Waarenhaus erbaut, welches die Baumwolle, nach ihrer verschiedenen Güte numerirt, in Ballen enthält.

Außer diesem großen Handel mit den Landes-Producten ist hier hauptsächlich der Sitz des Wallfischfanges von Brasilien.

Schon seit dem 16. Jahrhunderte war der Wallfischfang Brasiliens so beträchtlich, daß eine Gesellschaft dem König von Portugal 50,000 Kronen für das ausschließliche Privilegium zahlte. Diese Gesellschaft machte in Bahia ihre Ausfertigungen. Man setzt den Extrat davon jährlich im Durchschnitte auf 2500 Fässer Thran, Taschenb. 7. Band.

und 2000 Centner Fischbein. Der Werth wird nach Raynal gegen 930,000 Livres angeschlagen. Die Eigenthümer zahltcn der Regierung bis auf die neuesten Zeiten 300,000 Livres, ihre Uinkosten stiegen über 260,000, und ihr reiner Gewinn gegen 360,000. Seit wenigen Jahren hat indes die Regierung den Wallfischfang längs den Küsten von Brasilien frei gegeben.

Der Handel mit Brasilien-Holz, Goldbarren, Edelsteinen, so wie auch mit Tabak, ist auch hier leider ein Monopol der Regierung.

Die Güte des Tabaks, der in umliegender Gegend, besonders um Cocheira, erzeugt wird, erhebt den Handel von Bahia noch weit höher. Raynal gibt den Werth der gesammten Masse des Tabaks, der aus Brasilien nach Afrika und Europa geht, zu 7,480,000 Livr. an; hierauf soll der Ankauf, die Fabrication und die Pachtunkosten nur etwas über 2 Millionen betragen.

Die so eben genannte Ortschaft Cocheira liegt, dem Lindley zu Folge, nur gegen 22 Deutsche Meilen von Bahia, in einer sehr reisenden Gegend an einem kleinen Flusse. Sie ist wichtiger als der große Markt für die nördlichen Goldminen, und wegen des Absatzes aller Erzeugnisse des naher liegenden Landes. Das

sonst nützliche Institut, das die Jesuiten hierselbst zum Unterrichte der Indier angelegt hatten, ist leider mit diesen Orten selbst verschwunden.'

Als vorzüglichster Hafen folgt auf Bahia sodann jener erste Entdeckungsort, Porto Seguro ( $16^{\circ} 40'$  südl. B.,  $40^{\circ} 12'$  westl. Länge.) Auch von diesem Hafen hat die Provinz selbst ihren Nahmen; und ein ähnlicher Fall trat bey dem vorhergehenden ein. Felsenrisse, die in eine vorspringende Landspitze auslaufen, bilden hier einen sichern Hafendamm; daher dann auch der Nahme.

Beym Einlaufe genoß Lindley des schönsten Anblickes. Nahe am Meere zeigt sich eine Reihe Fischerhütten, die von der Vorderseite durch die schwankenden Zweige der Cocos-Palmen, hinten aber von Pomeranzen-Gärten beschattet werden. Tiefer nach hinten folgt das wilde Gebüsch; von zahllosen Gängen durchschnitten, bildet es einen herrlichen Lustwald, der von dem schönsten Gefieder auf das reichlichste belebt ist. An der Nordseite erhebt sich ein steiler Hügel, auf dem Rücken desselben die Stadt. längs dem Flusse (neuere Karten nennen ihn St. Antonio) liegen die Plantagen und Villa's der Vermögenden; denn auch dieser Ort gewinnt

ansehnlich durch seinen beträchtlichen Handel. Hier ist vorzüglich der größte Anbau von Manioc für viele andere Theile Brasiliens. Diese schöne Gegend ist außer unzählbaren, trefflichen Urgetabilien daneben mit den wohlreichendsten Balsambäumen gesegnet. Sie gehören zu den Madelholzern, und nur die weiblichen Bäume gewähren den Balsam. Man hauet, um diesen zu erhalten, den Baum selbst nieder; der so dann ausströmende Balsam wird in flache Gefäße gesammelt und nach Europa ausgeführt; er kommt dem Copaiva- und Tolu-Balsam gleich.

Auch einzelne Dorfschaften erzielen großen Gewinn, so bald sie nur den ihnen von der Natur geborenen Reichtum nicht durch Trägheit unbenukt lassen. So hat sich eine am Flusse geslegene Droschft in kurzem bis auf 3000 in 400 kleinen Hütten lebende Einwohner vermehrt; nur allein indem sie um die Inselchen und Felsen Abrothos (thue die Augen auf) die Fischerey thätig betrieben. Ueber 50 Bothe segt der Fang einer Lachsart in Bewegung, die dann eingesolzen nach Bahia gesandt wird.

Ohne große Anstrengung könnte eine genaue Benutzung dieser Provinz den reichsten Gewinn abwerfen. Der fruchtbarste Boden, die

trefflichsten Producte, und hierzu mehrere Flüsse, die weit hinauf ins Binnenland schiffbar sind. Der Rio grande \*), den man vor kurzen gesauer untersucht hat, war bis auf 15 Tagereisen landeinwärts auf das ungehinderte schiffbar, zugleich strockten die Ufer von Vegetation und dem trefflichsten wilden Viehe; ja die Reisenden entdeckten zuletzt weiter gegen das Gebirge hin Diamanten, Topasen, Umeryste und Smaragden. Weitere Versuche auf dem Rio Duca und Mandi hin haben im Inneren ähnliche Beweise von dem hohen Werthe dieses Küstenlandes geliefert.

Zieht kommen wir nun zu einem Einschneide des Ufers, der, als Hafen betrachtet, von Portugal bisher am besten benutzt ist; dies ist nähmlich Rio Enero (Janeiro), woran die Hauptstadt von ganz Brasilien, man nennt sie auch St. Sebastian, gelegen ist.

Der Eingang und der Anblick dieses wichtigsten Häfens sind so ausgezeichnet, daß die neueste Beschreibung, welche der berühmte Rei-

---

\*) Wohl von jenem Peter-Flusse in Süden zu unterscheiden.

sende Barrow davon geliefert hat, hier mit Recht einen Platz erwartet.

Raum ist das Cap Frio umsegelt, so nimmt man eine Öffnung, einen Einschnitt in der grünen Einfassung der Küste gewahr. Dieser Spalt erscheint als ein enges Portal, als eine Mündung zwischen zwey Bäcken, oder Hervorragung von festem Granit. Da diese völlig nackt sind, so fallen sie bey der üppigen Vegetation, mit welcher alles Uebrige der Küste bekleidet ist, sonderbar auf. Kommt man jetzt der Spaltung näher, und dieß ist der wirkliche Eingang zum Hafen, dann zeigt es sich, daß der Felsen zur linken Seite aus einem einzigen großen pyramidalischen, etwas gegen die Einfahrt sich lehnenden Granit-Blocke besteht; die Seeleute nennen dergleichen einen Zuckerhut. Barrow fand bey seinem längern Aufenthalte in Rio Janeiro die lotrechte Höhe dieses Felsens 680 Fuß. Die gegen über liehende östliche Hervorragung der Einfahrt besteht gleichfalls aus eben solchem nackten, glänzenden Granit, allein der daraus gebildete Hügel läuft nur allmählich in die Höhe. Die ganze Einfassung dieser Seite ist mit Forts und Batterien besetzt.

Die Einfahrt selbst wird durch eine in der

Mitte gelegene, stark befestigte Insel in zwei Theile getheilt. Hierdurch bleibt dem Eingange (dem eigentlichen Fahrwasser) nur  $\frac{1}{2}$  einer Engen lichen Meile. Was für eines herrlichen Ausblickes genießt aber das Auge gleich nach der Durchfahrt durch diesen Canal! Ein unabsehlicher Wasserspiegel tritt in das reizende Land auf 30 Meilen weit hinein, eingefaßt mit einem Rahmen majestätischer Gebirge, die das herrlichste Farbenspiel zeigen, und bis in die Wolken reißen. —

Man denke sich, wie jene an der Mündung so eng zusammen-gezogene Wasserfläche sich nach und nach zu einer Weite von mehr als 12 Meilen ausdehnt; wie sie aller Orten mit kleinen Inseln beset ist, alle von verschiedener Größe und Form, von der wilden reichen Natur, die durch den schönsten Pflanzenschmuck dem Auge das mannigfaltigste Colorit und beim Geruche die herrlichste Befriedigung hervor zaubert. Dazu nun im Hintergrunde Gebirge, strohend von den prächtigsten Baumarten der tropischen Welt; auf der einen Seite mehrere Forts, auf der andern hingegen die große schöne Stadt nebst ihren Umgebungen, was für ein Genuss!

Ist von den Portugiesen freilich zur Ver-

schönung des großen Ganzen nur" wenig geschehen, so bleibt ihnen dennoch, fährt Barrow fort, das negative Verdienst, es nicht verunstaltet zu haben.

Die Lage der Stadt St. Sebastian ist sehr gut gewählt; die Hauptgebäude sind nicht schlecht, und das Ganze ist nicht unter der Würde der Hauptstadt eines so bedeutenden Landes. Auf einer vierseitigen hervor springenden Bergspitze liegt sie; drey Seiten sehen auf den Hafen, die vierte wird durch hohe Hügel gegen den Westwind geschützt. Fast jeder Hügel in der Nachbarschaft ist mit einem kleinen Castell, oder mit einer Kirche, oder Kloster, und mehrere der Inseln mit andern Gebäuden geziert. Der Palast des Vice-Königs, der Obelisk und das große Quarre sind mit einander von Granit, der durch die Menge seiner strahlenden Glimmertheile das Auge, blendet.

Das schönste und wirklich ein herrliches Werk ist aber der große Aqueduct. Auf einer gedoppelten Reihe aufgemauerter Arcaden leiten an einander hängende steinerne Rinnen das Wasser der Gebirge über ein reizendes Thal zu einem großen steinernen Reservoir. Dies findet sich auf dem zunächst bey der Stadt gelegenen Hügel.

gel, und hierdurch werden alle Brunnen von St. Sebastian unterhalten. Die romantische Sage des Thales, untermischt mit Gebäuden aller Art, gewährt dem Auge einen herrlichen Anblick. Das Urheberth dieses trefflichen Monuments, des Vice-Königes Vassconcelas, Mahnmen ist daran eingehauen.

Das wichtigste Fort zur Vertheidigung steht auf einer Insel, die Schlängeninsel (Ilha dos Cobras) genannt, ein Felsen von 80 Fuß Höhe und 3000 Fuß Breite, worauf die Cittadelle errichtet ist. Es ist nur durch einen engen, aber sehr tiefen Meeresarm von einer Anhöhe des festen Landes getrennt, deren Gipfel mit einem Kloster der Benedictiner besetzt ist. Rund um diese befestigte Insel liegen die Schiffe, selbst von grösster Dimension, in Sicherheit; auch ist hier ein bequemer Schiffswerft, ein See-Arsenal und Magazin. Diese großen Vorzüge, die die Natur hier darboth und die von der Kunst nachgeholfen wurden, haben dem Rio Janeiro zugleich ersten Handelsplatz von Brasilien erhoben. Hier ist der Hafen, wo die grössten Flotten Portugals und viele Schiffe Frankreichs und Englands einlaufen; hier ist aber zugleich die Hauptniederlage aller Reichtümer, welche aus Bras-

ssien dem Mutterlande zufüßen \*). Die Schäze von edeln Steinen und von Gold werden hier niedergelegt, taxirt und verarbeitet. Denn hier ist die Münze. Daher hat dann auch Portugal es sich viel kosten lassen, einen so wichtigen Platz gehörig zu decken. Sieben Forts schützen den Eingang.

Die Statthalterschaft von Rio Janeiro enthält aber noch einen zweiten, von der Natur gleichfalls erböte gebrachten, auf einer Insel gelegenen Hafen. Das merkwürdige Local dieser Insel haben wir ebenfalls nur erst durch die letzten Weltumsegler genauer kennen gelernt. Dies ist die Insel St. Catalina \*\*). Sie erstreckt sich, dem la Perouss zu Folge, von  $27^{\circ} 19' 10''$  bis  $27^{\circ} 49'$  südl. Breite; ist nur durch einen sehr schmalen Canal vom festen Lande getrennt, und hält der Länge nach etwa 9, nach ihrer Breite aber nur 2 Meilen (lieues). Die geographische Länge der südlichen Spige der Insel steht Lindley unter  $47^{\circ} 43'$  westl. von London.

Auf die Fruchtbarkeit von St. Catalina hat uns bereits Anson aufmerksam gemacht. Alles

\*) Man sehe weiterhin von dem Handel Brasiliens.

\*\*) Man sehe das Rupfer.



Aussicht der Brasilianischen Insel St. Catarina.



ist hier, sagt er, mit einem ewigen Grün überzogen. Die luxuriirende Vegetation macht die Wälder fast undurchdringlich. Die schönsten Früchte geliehenen größten Theils ohne Zuthun der Kunst; durch die Menge der Orangen und anderer wohlriechender Blüthen duftet die Atmosphäre von den herrlichsten Aromaten. Das Klima zeigt einen dauernden Frühling; die Luft ist stets heiter, nur der Hafen wird, wegen der Höhe der Gebirge des festen Landes, öfters in Nebel gehüllt.

Diese natürlichen Vortheile gewährten denn auch den ersten Colonisten, es war ein Haufen Missethäter, roher Bagabunden und sonstiges geschäftloses Gesindel, ein leichtes und frohes Fortkommen. Diese in dem Mutterlande bösen Menschen erzeugten nach und nach ein ruhiges Volk; sie fühlten die Vortheile eines sittlichen Lebens, da ihnen keine Hindernisse im Wege standen, ihr Daseyn zu fristen und es heiter und froh hinzubringen. Jetzt wird die Insel seit dem Jahre 1740 planmäßig regiert, ist befestigt, und das Gouvernement, wozu sie gehört, erstreckt sich vom St. Franciscus-Flusse an bis zum Rio grande, auf 60 Meilen (lieues). Die Ortschaften finden sich fast alle längs den Kü-

stien, sie enthalten etwa 20,000 Seelen; die vornehmste Stadt des Gouvernements Nostra Sennora del Destero liegt auf einer Erdzunge und hat gegen 3000 Einwohner.

St. Catharina ist besonders wegen des Wallfischfangs berühmt. Jährlich rechnet man für seine Ausbeute fast 500 Wallfische, und der Werth derselben beläuft sich beynahe auf 350,000 Rthlr. Der Ertrag davon, Thron, Fischbein und Wallrath, geht über Rio Janeiro nach Lissabon.

Die Natur bildete noch viele andere kleine Einschnitte und Baysen, die durch vielfache Landes-Producte dereinst wichtig werden können. Es mag hinreichen, nur davon noch der beyden folgenden Baysen und ihrer Umgebungen kürzlich zu erwähnen.

Die erste ist der ansehnliche Busen von St. Paul unter dem 24. Grade südl. Breite; der Fluss Santos ergießt sich in ihn. Er hat in seiner Einfahrt einige Inseln, de los Alcatraces genannt. Dreyzehn Meilen (lieues) vom Meere ist die Stadt St. Paul gelegen, die Hauptstadt von einer der sonderbarsten Colonien der Welt. Portugal ließ die Stadt schon 1570 durch Verbrecher, die dorthin geführt wurden, anlegen. Diese Menschen entzogen sich aber bald

den Gesetzen, flohen weiter Landeinwärts, versammelten mehrere Nichtthuer und böse Menschen aus allen Nationen, und bildeten eine eigene Republik. Sie verbreiteten sich ins Innere, nahmen selbst zu Zeiten die Kleidung der Jesuiten an, lernten die Sprache der Guaranier, um in Paraguay fortzukommen; drangen in die Wälder, fielen mehrmals so wohl über die Portugiesen als Spanier und Indier her, um sie zu plündern, und stifteten das unabhängige Reich der Paulisten. Zuletzt haben sich ihre verschiedenen kleinen Republiken dennoch unter den Schutz von Portugal begeben, ob sie gleich noch stets durch ihre kriegerische Unabhängigkeit furchtbar bleiben, denn sie sehen sich stets für ein freyes Volk an. Das Binnenland hat, so viel man davon weiß, Zinn- und Eisenminen; allein der Verkehr mit andern Producten ist bis auf die Baumwolle, welche nach Portugal gesandt wird, nicht sehr beträchtlich.

Der zweyte Einschnitt, der hier noch Erwähnung verdient, ist der auf 15 Meilen von Norden nach Süden ins Land gedrungene Meerarm, St. Pedro. Er macht jetzt einen bedeutenden Binnensee, Merin oder St. Pedro genannt, an dessen Einmündung in den Ocean

die Stadt del Rio Grande, oder St. Pedro gelegen ist. Der Fluß selbst führt zu dem Lande der Patos, dessen Innere freylich ebenfalls für uns noch unbekannt ist.

Hiermit wäre im Ganzen das Bild von Brasilien's Küsten entworfen, und vorzüglich die bis dahin am meisten benutzten Buchten und Häfen angezeigt. Man richte aber nur das Auge auf eine etwas detaillierte Karte dieses Landes, um sich zu überzeugen, daß die vielen Mündungen bedeutender Flüsse sicher eine weit größere Benutzung zulassen, so bald die Vermehrung der Bevölkerung und der steigende Handel durch weise Einrichtungen der Regierung nachgeholfen würden.

Zeigt zu dem Innern dieses Landes, das heißt, beynahe zu einer Terra incognita.

So viel wissen wir allerdings, daß das Innernland von mächtigen Bergketten überlaufen ist, und, wie schon zuvor bemerkt wurde, daß es ein großes Tafelgebirge besitze, die Mutter der meisten Flüsse. Sehr wenige Reisende haben es vermocht, sich diesen Berggegenden näher zu dürfen; die ältern Nachrichten über Brasilien konnten aber nur seine Küsten kennzeichnen. Auch um diese eben so ungeheueren als

reichen Theile von Süd-Amerika hatten die Missionäre große Verdienste. Schon gegen das siebzehnte Jahrhundert suchten sich die Jesuiten durch Verbindung mit den Missionären in Paraguay bessere Kenntnisse über das Innere von Brasilien zu verschaffen. Sie waren hierin auch glücklich genug, allein ein Verbot der Regierung hinderte gegen Ende eben derselben Jahrhunderts davon die Bekanntmachung. Dennoch wagte es 1730 ein geborner Brasilianer, Nochas Pitta, ein Mitglied der Akademie von Lisabon, in einem weitläufigen Werke alles, was damals von seinem Vaterlande bekannt war, zusammen zu fassen. Allein auch dieses Werk wurde bald nach seiner Bekanntmachung unterdrückt; daher ist es äußerst selten. Was wäre indessen nicht alles hier zu entdecken übrig, und wie lebhaft müssen nicht jedem, dem Menschenskunde, Geographie und Naturkunde am Herzen liegen, den wärdigen Geisen von Hoffmannsegg, einem unserer vorzüglichsten Naturisten. Dank wissen, daß er aus echtem reinstem Eifer für Naturkenntnisse den Wissenschaften ein solches Opfer bringt. Denn dieser edle Deutsche Mann hat es jetzt bey der Portugiesischen Regierung dahin gebracht, daß er auf sei-

ne Kosten einen Sachkundigen, den Naturalisten Sieber, nach Brasilien, absichtlich für die Naturhistorie dorthin senden durfte. So kann denn auch hier wieder durch einen von allen Meeren, und also beyden Indien abgeschnittenen Deutschen der großen Wissenschaft der Natur ein neues, schönes Monument errichtet werden.

Schon in der Entfernung von wenigen Tagesreisen von der Küste zeigt das Land eine andere Gestalt. Vindley ward, aus Gierigkeit der dortigen Regierung nach Golde, gezwungen, eine Reise gegen das Gebirge hin zu machen, nur allein weil ihm ein Einwohner der dortigen Gegend etwas Goldsand aus einem kleinen Flusse verkauft hatte. Um diesen Fluss zu entdecken und den gesetzwidrigen Verkäufer aufzufinden und zu bestrafen, ressete der Engländer, wohlbegleitet durch Portugiesische Wächter, von Porto Seguro ab.

Raum eine Deutsche Meile vom Ufer des Meeres erhob sich das Land, und die Anhöhen waren mit Capellen, aber auch mit Anbaun- gen von Indigo, Manioc, Baumwolle und Zucker-Plantagen besetzt. Letztere nennt man mit Inbegriff ihrer Zuckermühlen und Siedereien Ingenios. Alles wird von der Natur selbst reich-

lich durch die schönsten Wälder überwölft, und wechselt mit trefflichen Wiesen ab, der Kunst bleibt kaum ein leichtes Bearbeiten des Bodens übrig. Freylich gäng diese Landkreise nicht tief ins Gebirge, dennoch wird der Fluss entdeckt, der jenen Goldsand mit sich führt, und hierdurch der gütigsten Beweis der in den Gebirgen sich befinden Metalle darbietet. Er wird auch sofort von Portugiesischen Soldaten besetzt, damit keiner der wahren, natürlichen Herrn des Landes ihr Eigenthumsrecht daran ausüben möchte.

Eben dieser unselige Durst nach edlen Metallen veranlaßte schon zu Anfange des 17. Jahrhunderts die Resso eines Deutschen. Sie ging viel tiefer ins Binnenland und war daher sehr reicher. Eine Silberstücke aus dem Gebirge Gacbaroasu, welche der damalige Gouverneur Sousa von einem Indier erhalten hatte, und die bey der Probe 30 Mark reinen Silbers im Centner hieß, erregte bey ihm den Wunsch, jenes Gebirge selbst kennen zu lernen. Er sandte zu dieser Absicht so Elite, theils Portugiesen, theils Indier, und gab diesen unsern Landsmann, Wilhelm Glümmeyer, zur Untersuchung mit. Von der so eben erwähnten Stadt St. Paul gingen sie über den Fluss Anhemby, und reisen

ten 5 Tage gegen Morden zu dem Gebirge Marimumi. Aus ihm entspringt ein Flüschen, (vielleicht der Mori ?) welches Gold führt. In Canoas von Bauminden fuhren sie noch von hier zwei Tagereisen auf einem kleinen Flusse durch die schönsten Gegenden, und gelangten dadurch zu dem großen fischreichen Corobis (Paraiba des heutigen Kartens.) Nur erst nach 16 Tagen kamen sie zu seinem Wasserfälle; verließen sodann ihre Röhne, und nachdem sie einen andern aus Westen kommenden Fluss befahren hatten, ergingen sie ein hohes Gebirge. So bald dies überstiegen war, sahen sie eine andere Welt. Weiteste Gefilde trugen hin und wieder ansehnliche Waldungen von einer sehr schönen Art, Nadelholz oder Eichen. Ihre Frucht ist so groß als ein Menschenkopf, die eine Nuß enthält, deren Rinde einen halben Zoll dick, einen sehr schmackhaften und nahrhaften Kern, gleich einer Kastanie, einschloß. Markgraf hält diesen Baum für den Babuajo. Miso sagt freylich von diesem, daß seine Nüsse sehr schmackhaft und nährend, den Pistazien nahe kämen, allein die Blätter beschreibt er von der Form der Maulbeerblätter.

Die Reise ging nun 14 Tage hindurch nach

Nordwesten, und nun erst gelangten sie an Flüsse, von welchen Olimmer vermutet, sie strommen zum großen Paraguay-Flusse, da sie ihren Lauf gegen Westen nahmen. Auf der ganzen Reise durch dies fruchtbare Land sahen sie keinen Anbau irgend einer Art, nur einzelne Überbleibsel verlassener Hütten gaben ihnen Spuren von Menschen; Gras, nebst einigen wilden Früchten machten die Vegetation aus.

Endlich zeigte sich eine Dorffschaft der Indier. Hier nahmen sie Lebensmittel ein und blieben 4 Wochen zur Erholung, rückten sodann weiter gegen Nordwest vor, und fanden eine breite, stark benutzte Heerstraße, durch welche sie zu zwey Flüssen gelangten, die da aus den Gebirgen Sabarosu hervor strömten, und von unsren Reisenden für die Quellen des großen St. Franciscus-Flusses angesehen wurden, eine Behauptung, die dem Markgrafenhalb kaum wahrscheinlich vorkommt, weil die Reise nicht hoch genug nach Norden lief. Weiterhin, jenseits des Gebirges, wohnen bedeutende Völkerschaften; diese hatten Spione oder Wächter abgesandt, um die fremde Karavane zu beobachten. Goldminen wurden indes nicht entdeckt. Man kehrte auf eben dem Wege wieder nach St. Paul

zurück. Die ganze Belehrung dieser mühsamen Reise von 9 Monathen gibt nur einige geographische Resultate, und zeigt abermahls, wie selbst das reichste Land, unter dem schönsten Himmel, ohne Cultur und Civilisation nur einen sehr geringen Werth für die Menschen habe.

In Rücksicht des Berglandes bestätigt aber diese Reise unsers Landsmannes jede große Schiedungslinie der Flussgebiete des Inneren von Brasilien, wie auch seine allmähliche Erhebung, die gleichwohl dabei mit Gebirgsketten überlaufen ist.

In neuern Zeiten haben dann die Portugiesen auf diesem großen Berglande drei verschiedene Statthalterthäfen gebildet. Minas geraes (generales), allgemeine Minen; Goyas oder Cuiaba; und Matto Grosso (großes Gebirge). Die erste ist bis jetzt, in Rücksicht der Mineraletten, die wichtigste; die dritte, die entfernteste von der Küste, ist der eigentliche Erdbuckel und vielleicht das höchste Gebirge, daher denn auch wohl sein Name.

Die Entdeckung der reichen Minen Brasiliens steigt bis zu dem Jahre 1577 hinauf; die Paulisten fanden Gold im Gebirge Ignara. Inzehör ward durch die unglückliche Verbindung Portugals mit Spanien die Förderung der in

sich sehr reichen Werke unterbrochen. Nur erst nach der Wiederherstellung Portugals fing man an darauf zu denken, als glücklicher Weise einige auf Bergwerke suchende Portugiesen in den heutigen Minas Geraes, im Jahre 1698, sehr reichhaltige Erze entdeckten. Dieses veranlaßte denn den Hof, drey Jahre darauf acht verschiedene Colonien in diese Statthalterschaft zu setzen, deren Hauptbestimmung die weitere Förderung und Bearbeitung des Bergwerks ausmachte, denn hier war die Beklehrung der Indier nur eine Nebensache. Diejenigen dieser reichen Goldminen, welche der Küste am nächsten sind, finden sich von Rio de Janeiro etwa 40 Deutsche Meilen entfernt. Sie gehören zu den Minas Geraes, und eine derselben liefert dann gleichfalls die größte Masse der Diamanten Brasiliens. Der Metallertrag dieser Minen ist für das der Krone Portugals zukommende Fünftel, im Durchschnitte, über 1200 Kugeln Gold, dieß steigt zu Zeiten bis zu 1900 (Beugua in villa.)

Die Förderung der Erze ist in Brasilien leicht, und ohne Gefahr. Oftmals findet sich das Gold, und zwar das reinste, an der Oberfläche; überhaupt ist es selten nötig, über drey

bis vier Leichter zu graben. Eine Schicht Sand, dort Saibro genannt, bezeichnet gewöhnlich den Bergleuten, wo sie aufhören sollen zu graben. Raynal sagt hinzu, daß die Gegenden, deren Oberfläche mit Krystallen (?) untermischt ist, am häufigsten Gold enthalten, auf den Gebirgen und steinichsten Hügeln findet es sich in größerer Menge, als in den Thälern, oder längs den Flüssen. Aller Orten aber hat es, so viel bis jetzt gefunden ist,  $23\frac{1}{2}$  Karat Gehalt, so bald es nicht mit Schwefel, Silber, Eisen oder Quecksilber vererzt ist; letzteres kommt aber nur in einzelnen Gruben vor. Eine jede Mine muß, so bald sie entdeckt wird, der Regierung angezeigt werden. Ist die Erzader arm an Gehalt, so überläßt man sie gänzlich dem Entdecker; ein reicher Gang wird aber der Schatzkammer so vorbehalten, daß der Entdecker nur zwey Theile für sich bekommt, das Uebrige wird, nach Abzug des Fünftels für die Krone, unter den Gouverneur und Intendanten vertheilt. Alles Gold aus den Minen muß, bevor es nach Rio Janeiro abgeliefert wird, in jedem Districte jeder Mine in eigene königliche Häuser zur Untersuchung des Gehalts niedergelegt und mit dem Königl. Stempel versehen werden. Man rechnet jährlich aus

den drei Bergländern, aus Minas Geraes etwas über 18,700,000 Livr. Gold, aus Goyas gegen 4,700,000, von Matto Grosso 1,300,000, und noch überdies von Bahia und St. Paulo etwas über 1½ Million; also zusammen über 25 Millionen, oder etwa 2 Million Guineen. Die Regierung bekommt mithin, als ihr Fünftel, über 5 Millionen Livres, sodann für das Münzrecht etwa 1,600,000, und da sie 2 pr. C. für die Versendung des Goldes durch ihre Schiffe bezieht, also gegen 400,000 Livr., so erhält sie, überhaupt genommen, über 7 Millionen Livr. Der Unterschleiß, in Rücksicht jener 2 pr. C. für das heimlich ausgehende Gold, soll ihr 600,000 Livr. entziehen.

Maynal nimmt an, die ganze Summe von Gold und Silber, die gewöhnlich in Brasilien in Umlauf ist, betrüge etwa 20 Millionen Livr. (5 Mill. Thaler.)

Die Total-Einnahme der Krone Portugals, aus dieser großen Besitzung, nach Bougainville's Angabe (1767) wird hier nicht nach unrichten Orte stehen. Mit Inbegriff jener Einnahme für die edeln Metalle sollet alle übrigen Gefälle, an Abgaben und an Zöllen überhaupt, 1,667,000 Piaster betragen haben. Das

gegen mächtten die gesammten auf Brasilien gewandten Kosten der Krone nur 600,000 Piaster aus; der reine Ueberschuß von Brasilien betrug daher über 10 Millionen Livr., etwa 1½ Mill. Thaler; wahrsich nur wenig für die Größe und den mannigfaltigen Reichthum dieses herrlichen Landes! Jetzt geht uns nun das zweyte wichtige Product dieser Gebirge näher an; dies ist der Diamant; doch erzeugt Brasilien noch andere edle Steine.

Licht und Farbe fallen jedem Auge am stärksten auf. Selbst der rohe Mensch mußte sie sofort seiner Aufmerksamkeit würdigen, ja ohne weitere Besinnung ihnen huldigen; denn sie reißen das Gesicht und schmeicheln größten Theils unserm ersten Sinne. Die Schönheit der Form, der Umrüsse irgend einer Gestalt strahlt nicht lebhaft ins Auge; nur erst eine Uebersicht des Ganzen, eine Vergleichung mit andern erzeugt bey uns Vergnügen oder Missfallen bey dem Anblitte eines farblosen, oder einfarbigen, oder gar dunkeln Körpers. Dies erfordert bereits eine Art von Ueberlegung, ein Zusammenhalten der Dinge. Der Wilde fühlt daher weit eher die Macht eines hellen oder schöngesärbten Lichtes, als die einer schönen Gestalt. Hierin lag denn wohl eine

eine der Hauptursachen, warum fast alle Nationen die großen leuchtenden Himmelskörper verehrten, und warum der Wilde jeden glänzenden Körper mit Wohlbehagen bewundert. Ein großes Licht blendet und setzt in Erstaunen; ein sanftes erquickt, erheitert; ein vielfarbiges Licht gebiert daher doppelten Genuss. Das leuchtende Metall, und noch mehr der glänzende, vielfarbige Edelstein mußte daher seit dem ältesten Zeiten dem Menschen angenehm seyn; er mußte sein Schmuck werden; er fröhnte seiner Eitelkeit. So war's auch von je her bey den Wilden, wie bey den cultivirten Nationen. Jahrtausende mag der Orient bereits den Edelstein auf irgend eine Art geschliffen oder zum Glanze poliert haben; wir Europäer sahen, wie es heißt, die ersten Juwelen von der berühmten Agnes Görel, der schönen Favorite Carls des VII. von Frankreich, zum Schmuck angewandt.

Unter allen edeln Steinen, ja man darf sagen, unter allen Producten des Mineral-Reichs überhaupt, verdient der Diamant, wegen seiner vielseitigen Trefflichkeit, den ersten Platz. Er hat nicht nur ein Feuer ohne gleichen, er spielt alle Farben in der höchsten Vollkommenheit, er hat die reinste Durchsichtigkeit, und zugleich ist er  
Liefchenb. 7. Band. C

der härteste, unzerstörbarste Körper, den wir kennen. Von letzterer Eigenschaft, die bereits den Alten bekannt war, soll er den Nahmen Adamas (unbezwunglich) erhalten haben. In Unsehung der Farben bleibt zwar der völlig un gefärbte Diamant der schönste, da er geschliffen alle Farben mit dem reinsten Lichte spielt; allein es gibt dennoch einige gefärbte Diamanten, die einmahl deshalb sehr geschägt werden, weil es eine Seltenheit ist, die herrschende Farbe bey ihm so rein zu finden, daß dadurch das Farbenspiel nicht beträchtlich leidet, und zweyten, weil diese Mäßigung etwas Sanftes, dem Auge Angenehmes mit sich führt. Hierher gehören besonders die Steine von einem, dem Smaragd ähnlichen Grün. Sie vereinigen Annehmlichkeit und Seltenheit, und haben daher den ersten Rang unter den gefärbten Diamanten.

Ihnen folgen die rosenfarbigen, sodann die blauen, die citronengelben, orangefarbenen, und endlich die dunkler gefärbten und trüben. Die Vielfarbigkeit des Diamants ist übrigens eigentlich, wie bey jedem durchsichtigen lichtem Körper, ein Werk der Brechung des Lichts; und diese erhöhen wir durch die Kunst, durch das Schleifen, durch das Facettiren und durch die Unterlage oder

so genannte Folie. Seine seltene Brechbarkeit führt aber zu der innern Natur dieser königlichen Steinart. Der Diamant weicht hierin gänzlich von den übrigen durchsichtigen Steinen ab, deren Brechbarkeit ziemlich mit ihren Dichtigkeiten in gleichem Verhältnisse steht. Der Diamant hingegen nähert sich, wie Newton bemerkte, in dieser Rücksicht den Harzen und Dohlen, die bey gleicher Dichtigkeit den Strahl stärker brechen. Daher vermutete dieser große Mann, daß der Diamant zu den brennbaren Körpern gehörte. Diese Vermuthung hatte freylich ein Holländer, de Boot, bereits 1609 in seinem Werke über die edeln Steine gedusbert, aber er leitete sie aus der Elektricität des Diamants her, die er, ihm zu Folge, mit dem Bernstein und dem Schwefel gemein hatte. Und es ist allerdings merkwürdig, daß der Diamant eines sehr hohen Grades der Elektricität fähig ist, durch Reiben, nicht durch Mittheilung oder Leitung; allein gerade durch diese Elektricität selbst unterscheidet er sich so sehr von den brennbaren Körpern. Diese besitzen nähmlich die harzige oder negative Elektricität; der Diamant zeigt hingegen jederzeit positive Elektricität.

Die wirklichen Versuche über die Natur der  
C 2.

Schmelzbarkeit und Brennbarkeit dieses bis jetzt durchaus einzigen Gesteins nahmen durch den großen Englischen Naturforscher, Robert Boyle, ihren Anfang. Allein da er ihn nur dem gewöhnlichen Ziegelfeuer aussetzte, so wurden sie nicht sehr belehrend. Nur erst durch eine der ältesten Akademien der Wissenschaften, nämlich der del Cimento zu Florenz, kamen wir der Sache näher. Der Großherzog Cosmus III. opferte dort 1694 einige seiner Diamanten der Gluth des Eschirnhauischen Brennglases auf; und hierdurch machten die Akademiker Veron i und Argioni dann die wichtige Entdeckung, daß der Diamant sich völlig verflüchtigt, oder ganz verbrennt. Kaiser Franz I., gleichfalls Großherzog von Florenz, ließ dies durch neue Versuche bestätigen. Für 6000 Gulden Diamanten und Rubinen wurden 24 Stunden dem heftigsten Schmelzfeuer ausgesetzt.

Die Diamanten waren gänzlich verschwunden; die Rubinen aber noch unverletzt. Die weiteren Fortschritte der Chymie erlaubten 1771 dem Franzosen Darzeit durch ein hohes Schmelzofenfeuer dies zu bestätigen. Neuere Versuche der berühmtesten Schreidekünstler, z. B. eines Tenant und Guyton de Morveau, scheinen jetzt

zu beweisen, daß der Diamant aus wahrem Kohlenstoff bestehet; sie nennen ihn Krystallisirten Kohlenstoff; auch hat er die Eigenschaft mit der Kohle gemein, Eisen in Stahl zu verwandeln. Aber, sagt P a t r i n, die Analogie dieses herrlichen Natur-Products mit dem Lichte, die Ge-gend seiner Erzeugung (denn nur die lothrechte Sonne gebiert, so viel uns bis jetzt bekannt ist, den Diamant) lassen sie nicht vermuthen, er sey der concrete Lichtstoff selbst? W i o t hingegen behauptet, der Wasserstoff (Hydrogene) mache eines der Elemente des Diamants aus; und dies stimme auch mit der hohen Brechbarkeit dieses Gases überein.

Der Diamant findet sich entweder Krystallisirt, oder rundlich, sphäroidisch. Im ersten Falle bildet er gewöhnlich ein Octäder, eine mehr oder minder genau bestimmte achtseitige Pyramide, oder auch ein Dodekäder. In seinem originalen Zustande hat er fast gar keinen Glanz, und ist mit einer bräunlichen Kruste überzogen. Nur durch das Polieren zeigt er sein allgewaltiges Feuer. Bevor er aber des hohen Glanzes fähig wird, muß jene dunkle Oberfläche durch's Reiben gegen einen andern Diamanten weggenommen werden; man nennt dies das

Beschneiden des Diamants (egriser). Das Polieren hat uns auch die Natur seiner Structur gelehrt. Er besteht nehmlich aus Schichten, Lammellen, die auf das innigste mit einander verbunden sind, und es kommt alles darauf an, die Lage dieser Schichten bey dem Anschleifen oder Polieren zu kennen oder aufzufinden. Diese stratifizirte Bildung gibt ein Mittel an die Hand, den Diamant zu spalten, zu klöben (cliver sagen daher die Franzosen). Es gibt indeß Steine, die sich nicht spalten, sondern nur zerstückeln lassen, diese sind gleichsam knotig, wie bey den Knoten oder Nesten des Holzes laufen die Lammellen rundlich oder widersinnig.

Die Bearbeitung des Diamants ist nicht sehr alt. Der Niederländer Ludwig van Bergu en aus Brügge schnitt im Jahre 1456 zuerst diesen härtesten Stein, und gab ihm Facetten mittelst des Diamant-Pulvers (Diamant-Port); denn weder die Feile, noch die stärksten Säulen, noch auch Schmiergel, ja selbst nicht eins mahl der, alle übrige harte Steine angreifende Diamant-Spath (Corindon) vermögen etwas über den Diamant, da er hingegen alle übrige Steine angreift und anrißt. Van Bergu en errichtete bald darauf ein eigenes Rad, eine

**Schleifmaschine**, worauf er vermittelst des Diamant-Pulvers dieses Facettiren zu einer grossen Vollkommenheit brachte. Zwanzig Jahre darauf schliff er den grossen Diamant des Herzogs Carl des Kühnen von Burgund. Damahls war dieß der größte Stein in Europa, er wog 139½ Karat, ging in eben diesem Jahre in dem Treffen von Morat in der Schweiz verloren. Ein Soldat kaufte ihn damahls für einen Thaler, darauf kam er gegen eine beträchtliche Summe in die Hände des Grossherzogs von Florenz, woselbst er lange als einer der vorzüglichsten Brillanten bekannt war. Er ward auf 800,000 Thlr. geschägt.

Größere Diamanten, als der erwähnte, sind besonders folgende: der des großen Moguls. Er kam aus der Mine Colone von Golconde, und wog 279 Karat. Er hatte fast die Größe eines halben Hühnereyens; Tavernier schätzte ihn auf 6 Millionen Gulden. Der Ost-Indische, den die Kaiserinn von Russland, Katharina die II., von dem Fürsten Orlow an ihrem Mahlstage zum Geschenk erhielt. Er ward von einem Armenier für drittthalb Millionen Livr. gekauft, und wiegt 193 Karat.

Auch Frankreich besitzt einen der größten

Steine. Er ist unter dem Namen Pitt oder Regent bekannt, und wiegt 136½ Karat und wird auf 5 Millionen Livr. geschägt. Dieser treffliche Stein kam aus den Minen von Parteal in Ost-Indien, längs den Gebirgen, 20 Meilen (lieues) von Mazulipatan, da, wo sich der Kissaga in den Fluß Krichna einmündet. Ein in diesen Minen arbeitender Sclave fand ihn, und da diese Menschen nackt zu arbeiten gehöthigt werden, um keine Steine verheimlichen zu können, so machte er sich einen beträchtlichen Einschnitt in die Lende, verbarg darin den Stein, und der Verband der stark blutenden Wunde rettete ihn vor aller Nachsuchung. Er verkaufte den Stein an einen Englischen Matrosen, der dem Sclaven zugleich versprach, ihn selbst im Schiffe zu verbergen, und dadurch Gelegenheit zur Flucht zu geben. Allein der treulose Matrose, der den Stein in Verwahrung genommen hatte, warf den unglücklichen Sclaven bey erster Gelegenheit über Bord, und verkaufte ihn an Pitt, den Englischen Gouverneur von Ost-Indien, für einige tausend Pfund; von diesem erhielt ihn der Regent für anderthalb Millionen Livres. Sonderbar genug ward jener unglückliche Sclave gerächt.

Der Matrose verließ den Seedienst, ward Kaufmann; allein die Gewohnheit an seine unruhige Lebensart und der Hang zum Trunke brachten ihn bald um das Einige, er starb in Verzweiflung.

Ein zweyter Stein der vormaligen Krone Frankreich, der große Sancy genannt, hat nur 600,000 Livr. gekostet; ist aber viel mehr werth. Der König von Portugal, den man mit Recht den König der Diamanten nennen könnte, besitzt zwey außerordentliche Steine, wovon der eine von dem schönsten Wasser 215 Karat wiegt, der zweyte hingegen alle uns bekannte an Größe übertrifft. Dieser ist noch nicht geschliffen, und wiegt 1680 Karat oder 12 $\frac{1}{2}$  Unze. Seine Schätzung von 229 Millionen Pfund Sterling ist daher höchst schwankend, weil niemand mit Sicherheit zuvor bestimmen kann, wie er bey dem Schleifen ausfallen wird. Beyde Steine kamen aus Brasilien.

Die Alten verstanden es nicht, dem Diamant durch das Schleifen den höchsten Grad der Schönheit, deren er fähig ist, zu geben. Sie schliffen nur Tafelsteine und Rosen, Rosetten. Ein Tafelstein hat zwey große Flächen, die eine oben, die andere unten, deren Seiten

Kann mit Facetten oder kleinen Spiegeln umgeben sind. Da hierbey der Reflex und die Brechung selbst nicht sehr vielfach seyn kann, so ist die Wirkung der Strahlenbrechung nur geringe. Bey dem daran gefassten Tafelsteine ist der Theil innerhalb der Fassung oder des Kastens dem äußern sichtbaren gleich, oder doch ähnlich.

Die Rose macht hingegen eine mit vielen Spiegeln oder Facetten umgebene Pyramide auf einem breiten und flachen Boden, den die Fassung (der Kasten) bedeckt. Es ragt mithin die ganze Masse des Steines aus dem Kasten hervor, und die große untere Fläche kann die Strahlen nicht vielfach gebrochen zurück werfen, mithin kein sehr hohes Farbenspiel darbiethen. Der größte Diamant von Ost-Indien, der des großen Moguls, war eine solche Rose. Die Form des Brillanten, der jetzt mit Recht beliebtesten Figur des Diamanten, besteht aus zwey abgestumpften Regeln, welche mit ihrer Grundfläche auf einander ruhen. Hierzu muß daher der Stein eine beträchtliche Dicke besitzen; deshalb gehört der Brillant auch zu den Dicksteinen, da hingegen die vorigen Dünsteine seyn können.

Bey dem Brillanten sind gegen  $\frac{1}{2}$  der ganz

zen Dicke des Steines außerhalb des Kastens dem Auge sichtbar, ; hingegen liegen innerhalb desselben.

Der sichtbare Theil, man nennt ihn die Krone (Pavillon), hat zu oberst eine Fläche, die Tafel (Table), die dann von kleinen dreieckigen Facetten umgeben ist. Der untere, eingefasste Theil endigt gleichfalls mit einer, aber nur kleinen Fläche, die Galette genannt; auch sie ist, wie die Tafel, ganz mit dreieckigen Facetten umgeben. Begreiflich wird also das Licht hier vielfach gebrochen und zurück geworfen; Glanz und Farbenspiel müssen daher hier weit stärker seyn, als bey den Dünsteinen. Den achtseitigen natürlichen Diamant ist es nicht schwer in einen Brillant zu verwandeln; man darf nur jeder seiner beyden Pyramiden die Spitzen nehmen, und an die Seiten Facetten schleifen.

Ist der Stein nicht durchaus rein, so legt man in den Kasten eine farbige Folie; sonst wird der Kasten nur inwendig geschwärzt. Bey durchaus reinen Steinen, oder, wie man sagt, bey Steinen vom hellesten Wasser, läßt man die Fassung unten offen; dann heißt der Brillant à jour gesäßt. Dies ist auch der Fall mit

den schönen, reinsten, birnsförmigen Pendelotten zu Ohrgehängen; sie sind dann von außerordentlichem Werthe.

Der Werth der Diamanten beruht auf dem Gewichte und auf der Reinheit. Das Gewicht wird nach Granen und Karaten bestimmt. Ein Karat hält 4 Gran; das Wort Karat soll, dem Bruc e zu Folge, seinen Ursprung von der kleinen Bohne nehmen, einer Art der Erithris- na, welche in dem goldreichen Lande der Shang- gallos, einer Nation des östlichen Afrika, zum Gewichte des Goldes dient; denn diese Bohnen sind in ihrem Gewichte nicht sehr verschieden. Die Schätzung des Werthes der Diamanten ist dann im quadratischen Verhältnisse ihres Gewichtes multiplizirt mit dem einfachen des einzelnen Karats. Wöge z. B. der Stein 10 Karat, und das einzelne Karat wäre auf 50 Thaler geschätzt, dann betrüge der Werth des Steines  $50 \times 10 = 5000$  Thaler. Selbst die Kinder um die Diamantgruben Ost-Indiens verstehen sich sehr gut auf die Schätzung der Diamanten. Sie tragen stets eine kleine Wöge in einem Beutel, und sind so geübt, daß sie durch das bloße Gewicht auf der Hand den Werth ziemlich genau angeben. Die sehr kleinen Steine, bei-

sonders solche, welche als Knoten sich nicht spalten lassen, oder Splitter der größern beym Spalten, werden von den Gläsern gefaßt und zum Glasschneiden verbraucht. In Ansehung des Schneidens findet gleichfalls ein bedeutender Unterschied nach den verschiedenen Methoden statt. Die Taille de Hollande ist fast das Doppelte von der Taille d'Anvers. Von letzterer gilt z. B. ein Stein von 9 Gran nur 450 Gulden, da hingegen ein eben so schwerer Stein von der Taille de Hollande auf 800 Gulden geschäzt wird.

Im natürlichen Zustande ist der Diamant stets mit einem ockerartigen Pudding oder schmirgelähnlichen Erde, Cascalho genannt, verbunden; diese findet sich selbst im eisenschüssigen Sande wieder.

Die Minen der Diamanten, wenn man sie anders so nennen darf, oder überhaupt das Vaterland derselben, beschränkt sich bis jetzt auf eine Zone der Erde von etwa 18 Grad nördlich und südlich des Äquators. Wir kennen nur Diamantgruben in Asien und Amerika; allein da Plinius behauptet, es kämen gleichfalls Diamanten aus Aethiopien, und da Afrika gerade der Lage, dem Klima und dem Boden zu

Folge, sich zu der Erzeugung dieses edelsten Steines schickt, so scheint es sehr wahrscheinlich, daß mehrere Theile von Afrika gleichfalls Diamanten hervor bringen.

In Asien sind es Visapoor Golconda, das Carnatic, Bengalen, also die dortigen Besitzungen Englands, und über dieselbe die Insel Borneo. Tavernier, fast der einzige wißbegierige Reisende, der die dortigen Diamantgruben besuchte, bezeugt doch, daß es auch darunter Gruben gibt, wo die eisenschüssige Bergart, welche die Diamanten enthielt, in einem so festen Gesteine liege, daß man den Felsen zuvor durch Feuer mürbe mache, um die Gänge selbst zu erreichen. Sonst scheinen die Arbeiten nur im Loschwemmen des Cascalho aus Sande zu bestehen. In Ost-Indien konnte zu Taverniers Seiten jedermann auf Diamanten gegen eine gewisse Abgabe graben lassen, nur gehörten die großen Steine dem Landesfürsten.

Von den Diamantgruben Brasiliens hat besonders ein sachkundiger Bewohner dieses schönen Landes, Hr. Dandradá, vor einiger Zeit uns die beste Nachricht ertheilt. Sie sind über mehrere Theile von Brasilien verbreitet,

so. wohl im Binnensande, als näher gegen die Küsten hin. So findet man sie in Cujaba und Guara-puara; in den Gebirgen von Cerro Dofrio, von den Eingeborenen Yritanray genannt; ferner unweit St. Antonio; im Rio de Peiro; Riachofundo und in dem Flusse Ton-cambiruc. Es ist merkwürdig, daß die Diamanten der Minen von Cerro Dofrio sich in einer Lage eisenhaltiger Erde finden, die gleich unter der gewöhnlichen Gartenerde (terre vegetale) gelegen ist. Hierin trifft man die Diamanten einzeln zerstreut an, aber nie in regelmäßigen Gängen. Auch in Ost-Indien sollen die Diamanten stets von eisenschüssiger Erde begleitet seyn, so daß man Ursache hat zu glauben, daß Eisen gehöre mit zu der Bildung dieses Steines. Viele Diamanten findet man aber auch in den Flüssen selbst, man leitet diese deshalb zu Zeiten ab; besonders sieht man diese Edelsteine nach starken Regengüssen; wahrscheinlich sind sie aus den Gebirgen los geschwemmt. Der kleine Fluß do Milhoverde in jener Provinz Dofrio Cerro ist besonders wegen seiner Diamanten berühmt.

Die Portugiesen waren zwar seit 1500 im Besitze von Brasilien, allein die Diamanten wur-

den nur erst im Jahre 1628 in einigen Armen des Flusses Caravelas (Capitan. Porto Seguro) durch Zufall entdeckt.

Es fanden sich nähmlich unter dem Gold, welches die Sklaven dort aufsuchten, kleine glänzende Steine, die sie als unnütz wegwarf en, bis Anton Rodriguez Banha zufälliger Weise darauf aufmerksam ward, und seine Vermuthungen dem Statthalter Almeida mittheilte.

Dieser sandte eine Quantität solcher Steine zur Untersuchung nach Lissabon, da denn der Portugiesische Minister Acunha in Holland durch dort angestellte Versuche bewies, daß diese nichts geachteten Steine wahre Diamanten wären.

Zeigt erwachte der Geist der Gewinn sucht mit so großem Eifer, daß so fort 1100 Unzen, also beynahe 80 Pfund Diamanten, auf einmahl in Europa eingeführt wurden. Die Folge war der Unvorsichtigkeit angemessen. Der Preis der Diamanten sank in Europa plötzlich sehr tief herab; und nur durch kluges Zurückhalten stiegen sie wieder zu einem ansehnlichen Werthe. Hierauf ward die Erlaubniß, Diamanten suchen zu lassen, und der Handel damit vom Hofe an eine Gesellschaft verpachtet, und Todesstrafe auf die Beeinträchtigung dieses Monopols gesetzt.

Nachmähs ist die Regierung selbst an die Stelle jener Gesellschaft getreten. Alle Steine werden von ihrer Absendung nach Portugal einem dazu angesehenen Intendanten überliefert. Dieser legt sie in eine mit Eisen beschlagene Kiste, die mit drey Schloßern verschlossen wird. Er selbst hat den einen, der Vice-König den zweyten, und der Provadar de la Hazienda den dritten Schlüssel. Diese Kiste wird sodann in eine zweyte gesetzt, die mit den drey Siegeln jener Personen versiegelt wird. Der Vice-König, der nicht das Recht hat nachzusehen, was die erste Kiste enthält, läßt diese zweyte dann in eine dritte setzen, versiegelt sie und sendet sie nach Lissabon ab. (Bougainville.)

Nur in Gegenwart des Königes wird sie eröffnet; er wählt sodann die ihm anständigen Steine und zahlt den Preis an die Entrepreneure. Es werden auf die Art dem Hofe etwa 60,000 Karat Diamanten im Durchschnitte zugeschürt; und ein einziger Kaufmann, der Entrepreneur, zahlt das Karat zu 25 Livr. gerechnet, 3,120,000 Livr. an die Krone. Er verkauft sodann die meisten roh nach England und Holland. Der Unterschleif wird etwa  $\frac{1}{10}$  gerechnet. Ragnal behauptet, der ganze Diamant-

handel gebe der Regierung doch noch nicht vier-  
tehalb Millionen Livr., also noch keine Million  
Thaler; ob hierzu die Taxe auf die Minen-Sclau-  
ven mitgerechnet seyn mag? denn jeder Sclave  
kostet den Unternehmern 1 Piaster täglich. Man  
rechnet etwa 800 Sclaven (Negern) zu dieser  
Arbeit. Die Contrebande mit Diamanten wird  
noch jetzt hart bestraft. Dem Armen kostet sie  
das Leben; der Vermögende verliert nicht nur  
die Diamanten, er muß über dies den doppel-  
ten Werth bezahlen, und wird nach einem gan-  
zen Jahre Gefängniß nach der Küste von Afri-  
ka exiliert.

Den Werth aller in Europa heimlich einge-  
führten Diamanten setzt Raynal nur auf  
134,000 Livr.; dies scheint indes nicht mit den  
übrigen Angaben zuguttreffen.

Außer den Diamanten finden sich noch in die-  
sen Gegenden Sapphiere oder Chrysolithen, Tos-  
pasen, Amethysten und wohl auch andere farbige  
Edelsteine. Der Handel mit denselben ist jes-  
termann frey, und die Abgabe beträgt nur 1  
vom 100. Ueberhaupt rechnet man etwa jähr-  
lich 150,000 Livr. für alle diese echten farbigen  
Steine.

Von andern brauchbaren Mineralien würde

Brasilien sicher eine sehr reiche Beute liefern, so bald man sie nur sachkundig aufsuchte; denn es kommen hinreichende Spuren vor von Eisen, Zinn, Blei und verschiedenen Halbmetallen; kurz, dieses Land scheint in mineralogischer Rücksicht wohl eben so bedeutend, als das ihm gegenüber gelegene Peru.

Aber auch ohne die großen Schätze der Unterwelt ist Brasilien eines der productenreichsten Länder der heißen Zone. Selbst die ältern Nachrichten eines Piso und Markgraf, so manngelhaft sie auch jetzt scheinen mögen, beweisen eine eben so üppige als seltene Flora.

Mit vielem Rechte wird man auch von Brasilien sagen können: „Die Physiognomie der Vegetation hat hier mehr Größe, Majestät und Mannigfaltigkeit, als in der gemäßigten Zone. Der Wachsthum der Blätter ist hier schöner, das Gewebe des Parenchyma loscherer, jarter, saftvoller. Colossalische Bäume prangen hier ewig mit größeren, vielfarbigen, duftenderen Blumen, als bey uns niedrige, krautartige Stauden. Alte, durch Licht verköhlte Stämme sind mit dem frischen Laube der Paullinien, mit Pothos und mit Orchideen gekränzt, deren Blüthe oft die Gestalt und

„dass Gefieder der Colibri nachahmt, welchen  
sie den Honig darbietet.“ \*)

Es ist gewiss, dass Brasilien gleichfalls in den tiefer landeinwärts gelegenen Theilen die kostbare Gieberrinde, Cinchona, erzeugt (Barrow), und da sich dort sehr beträchtliche Gebirge finden, wenn sie gleich nicht so hoch sind, als die Cordilleren, so ließe sich, besonders bey der großen Verschiedenheit der Höhen des Bodens mit jenem vorzüglichsten aller heutigen Reisenden sagen: „In dieser milden Region „der Cinchona und weiter aufwärts erheben sich „Eichen, Tannen, Cypressen, Berberis, Brom- „beerstauden, Ellern und eine Menge von Ge- „wächsen, denen wir eine nordische Phystiognos- „mie zuzuschreiben gewöhnt sind. Der Tropen- „bewohner genießt also den Anblick aller Pflan- „zenformen. Die Erde offenbaret ihm auf ein- „mahl alle ihre vielfachen Bildungen, wie die „gestirnte Himmelsdecke von Pole zu Pole ihm „keine ihrer leuchtenden Welten verbirgt.“

Unter den vorzüglichsten Producten des Pflanzenreiches nennt Barrow besonders das treffliche Holz zum Schiffbaue. Brasilien besitzt das

---

\*) v. Humboldts Geogr. der Pflanzen.

von einen unerschöpflichen Vorrath, und des widersinnigen Monopols der Krone ungeachtet, werden dennoch die schönsten Schiffe in Bahia und St. Salvador davon erbauet, bis zu der Größe eines Englischen Kriegsschiffes von 74 Kanonen, und zwar fast um die Hälfte wohlfeiler als in England.

Ferner sieht man hier, außer jenem Haupt-Producte, dem Fernambuk-Holze (*Caesalpinia Brasiliensis*) das *Haematoxilon Campechianum* (Campeche-Holz, und den *Morus tinctoria*); aber der ganze Handel mit diesen Färbehölzern gehört wiederum ausschließlich der Krone. Von bekannten Medicinal-Pflanzen führt jener Reisende, außer der *China-Ninde*, besonders die *Ipê-cacuanha*, *Zalappa*, die *Palma Christi* und eine Menge Bäume an, welche nützliche Harze und Balsame erzeugen. Alle tropischen Früchte gedeihen hier in hoher Vollkommenheit, ja von den vielen Europäischen bekommt hier der Wein trefflich. Die Trauben sind sehr groß und saftreich. Schon Piso kündigte die Güte des hiesigen Weinstockes an; der daraus erzielte Wein, sagt er, sey dem *Vino cretico* gleich. Es ist also nur allein Portugals Jächerliches Verbot gegen den Anbau und Fabrication des Weines,

das da Brasilien dieses vorzüglichsten Erzeugnisses beraubt.

Die Brasilianische Flora ist aber desto reichender, da die meisten Bäume und Stauden dort alle Jahreszeiten hindurch blühen und tragen. Dies sieht man an den Citronen, den Murucuja, den Mangaba, Bacoba, Banana, Janipaba, Araca, Pindova, Cocuro, Mamaon, Pimento, Pinhões, und anderen zum Theile unbestimmten Gewächsen, die Piso nennt.

Wie viel merkwürdige Gewächse mag aber Brasilien noch enthalten, die der Botanik bis jetzt gänzlich unbekannt, oder wenigstens unbestimmt geblieben sind! Folgendes scheint hier über eine Bemerkung zu verdienen.

Clusius rechnet 12 verschiedene Arten von Pfeffer her. Der vielen Färberkräuter war schon zuvor gedacht. Die Mansbi ist eine Art von Nüssen, die unter der Erde wachsen, von grauer Farbe, und mit einander durch Fäden verbunden. Sie sind unsern Haselnüssen an Größe und Geschmack ähnlich, haben aber nur eine dünne Schale, oder vielmehr eine Haut wie unsere Erbsen; vielleicht sind sie unterirdische Erbsen, wie jene in Whida, deren Cabat Erwähnung thut \*).

---

\* ) M. s. den ersten Jahrgang.

Die Mamoea des Clusius gehört wohl nicht zu den vielen Palmarten, womit Brasilien prangt, obgleich die männlichen und weiblichen Blüthen, wie bey der Dattel, auf verschiedenen Bäumen wohnen. Die Frucht ist nähmlich keine Kernfrucht, sondern an Größe und Form der Melone ähnlich; sie wird von den Indiern gegessen und enthält schwarze Körner.

Doch wer könnte sie aufzählen, die trefflichen Blumen von Wohlgeruch, die vielen Medicinal-Pflanzen und köstlichen Früchte Brasiliens, wovon uns Piso, Markgraf, Verry, Laet, Clusius u. a. so unbestimmte Nachrichten ertheilen? Alle warten auf einen zweyten Pallas, Humbold, Bonpland oder Aublet.

Noch reicher wäre für den Naturalisten die Ausbente in der Zoologie. Man denke nur, was uns die Merianin von dem weit kleineren, an Brasilien gränzenden Guiana geliefert hat, und sicher geht jene Fauna auch auf Brasilien fort, jedoch unzählig vermehrt durch alle Produkte, die der große Umfang, und das weit abwechselndere Klima hier zuläßt.

Von den durch den Menschen bereits benutzten Thierarten erwähne ich hier nur noch das

Cochenille; denn Barrow bezeugt, sie komme hier gut fort.

Lindley bewunderte den Reichtum und die vielartige Pracht der hiesigen Papilionen. Aber noch mehr fiel ihm folgendes Phänomen auf. Ein unzählbares Heer weißer und gelber Schmetterlinge zog mehrere Tage des Märzmonats hindurch, also zu Anfange des Winters, den Himmel fast bedeckend, von Nordost nach Südwest so unaufhaltsam fort, daß sogar das Fort ihrer Wanderung keine Gränzen setzte; sie mußten daher höchst wahrscheinlich gänzlich im Meere umkommen. Was zwang diese Insecten zu diesem Todeszuge?

Auch ihm verdanken wir die Nachricht von ganz ungeheueren Schwärmen hiesiger Ameisen. Er fand, wie bey den Afrikanischen und den unserigen, als er ihre großen Nester öffnete, mehrere Geschlechter unter ihnen, und Tausende der unbeschügelten trugen die Puppen der größeren mit größter Lebhaftigkeit, während daß viele der Flügelträger in die Luft stiegen; die letzteren schienen ihm die Weibchen, oder, wie er sie nennt, die Königinnen zu seyn.

Die Amphibien sind gleichfalls eben so manigfaltig, als zum Theil furchterlich. Zwei Riesens.

senischlange, deren wir in Surinam gedenkten \*), weidet sich auch hier von großem Wildbret, das so unglücklich ist, ihr zu nahe zu kommen; auch geben einige Schriftsteller noch zwey Arten ungewöhnlicher Wasserschlangen an. Die Klapperschlangen tragen hier ein weit schrecklicheres Gift, als in Carolina. Oftmals sind die hiesigen Schlangen nur desto gefährlicher, je mehr sie das Auge durch ihren schön gefärbten Balg auf sich ziehen, dies ist besonders der Fall bey der Ibis bocca; sie verführt durch ihre rothe, schwarze und weiße Livree.

Wie unermesslich reich sind ferner Brasiliens Waldungen an dem schönen Gefieder! Fast alle die großen langgeschwänzten, trefflich gefärbten Lori's, wegen ihrer Größe oftmalhs Indianische Raben genannt, sind hier zu Hause. Hierzu gehören besonders der Arat und der Canide des Ver y (Psitt, Macao, Ararauna und Cac-  
rusus), ihr herrliches Gefieder, besonders das des Schwanzes, diente den Oberhäuptern der Brax-  
silk er zum Kopfputz.

Ebenfalls leben hier die schön gehaupten Cas-  
cadoes; und überhaupt sind von dem zahlreichen

\*) Man sehe den 5. Jahrgang.

Daschend. 7. Band.

Geschlechte der Papageyen, wovon wir bis jetzt fast 200 Arten kennen, vielleicht gegen die Hälfte für Bewohner Brasiliens und des anliegenden Guiana's anzusehen.

Ein nicht minder schönfarbiges, freylich weit weniger zahlreiches Geschlecht von sonderbarer Bildung scheint aber diesem Lande vorzugsweise eigen zu seyn. Diese sind die Toucane. Sollte man doch kaum glauben, daß ein Vogel, dessen Schnabel fast der Größe des ganzen übrigen Körpers gleich ist, dem Thiere erträglich wäre, und dem menschlichen Auge keinen ganz widrigen Unblick gewähren könnte, aber die an Schönheiten und an Ebenmaßen nie zu beschränkende Natur wußte dieses wunderbar gestaltete Geschlecht so zu bilden, daß sein außerordentlicher Bau weder ihm zur Last fiel, noch dem Auge mißfällig ward.

Schon das auf die warme Zone beschränkte Geschlecht der Papageyen scheint darauf hin zu deuten, daß diesem Himmelsstriche fruchtfressende Vögel mit auffallend großen Schnäbeln zu eigen gehörten. Die Papageyen sind hierin gleichsam die Vorgänger der Toucane. Diese letzteren (Ramphastos), welche gänzlich auf Süd-Amerika eingeschränkt scheinen, übertreffen nun jene, je-

alle übrige Körnerfressende Vögel, an Größe des Schnabels. Ein erstaunlicher Umfang von hörnichter Schale, aber äußerst dünn und leicht, sitzt auf einem kleinen äußerstähnlichen Körper, beydes geziert mit den schönsten Farben. Von den uns bis jetzt bekannten 17 Arten haben fast alle Brasilien zum Waterlande.

Diese schönen Vögel leben gesellig, fliegen in kleinen Haufen. Man fängt sie ein, und sie werden bald so zahm, daß sie sogar gleich einer Henne ihre Jungen führen. Ihr Nest sollen sie sich selbst in den Bäumen auszuhöhlen wissen; daher denn auch die Portugiesen diesen Vogel Carpentero (den Zimmermann) nennen. Der hier gezeichnete Toucan (*Ramphastos piscivorus* L. \*) ist schwärzlich, trägt eine rothe Leibbinde, das Ende des Rückens ist so wie die Rehle weiß. Den großen gelblichen Schnabel zierte gegen die Spitze hin ein schönes Hochrot, und die untere Hälfte ist bläulich, kurz, dieser Vogel prangt fast mit allen Farben des Regenbogens.

Einige andere Toucans haben gezähnelte Schnäbel, so z. B. der Momot (*Ramph. Momota*), wohnen in einsamen Höhlen und leben gleich

\*) Man sehe das Kupfer.

D

falls von Insecten. Jacquin ernährte ihn mit rohen Fleischstücken, die der Vogel zuvor im Wasser einweichte. Seine Stimme ist rauh und nur schwach; da hingegen wegen der sehr vernehmlichen Löse, die sie oft hören lassen, sie die Prediger genannt werden. Die Indier nannten ihn nach seinem Geschrey Tacataca.

Als seltener, ja wie es fast scheint, bis jetzt nur allein in Brasilien vorgefundener Vogel verdient der Anhinga (*Plotus Anhinga capite laevi, abdomine albo L.*) hier bemerkt zu werden. Ein taucherähnlicher Wasservogel, der sich, wie die übrigen seines Geschlechtes, von Fischen und andern Wasserthierchen ernährt, nistet oft auf den höchsten Zweigen der dem Wasser nahe stehenden Bäume. Dabei zeichnet er sich durch den übermäßig langen Hals aus, der über einen nur kleinen antenförmigen Körper fast drey Fuß hoch hervor ragt \*). Mit der entschiedensten Gewiheit seines Fanges schnellt er diesen langen Hals gegen die Fische hin, die ihm zur Nahrung dienen; denn er vermag es, den Hals schlängelähnlich auszudehnen und zu verkürzen. Sein Körper ist schwärzlich, nur der Unterleib ist weiß.

---

\*) Man sehe das Kupfer, nur ist der Hals zu kurz gezeichnet.

der Hals rothbraun, so wie der sehr kleine fast  
fahle Kopf; - der gezähnte Schnabel ist so wie der  
Körper von graulich gelber Farbe. Sonderbar ge-  
nug scheint das ganze Geschlecht des Plotus bis  
jetzt auf die östliche Seite von Süd-Amerika be-  
schränkt zu seyn; denn die beyden übrigen bis  
dahin bekannten Arten sind in Cayenne und Gu-  
rinome zu Hause; am Senegal und Zeylon schei-  
nen Varietäten davon zu leben.

Brasiliens Flora wird endlich auf das reich-  
ste durch jene herrlichen Thierchen besetzt, die  
so wohl wegen ihres Gold- und Farbenglanzes  
als wegen ihrer Nahrung den prächtigsten Schmet-  
terlingen der heißen Zone so nahe zu stehen  
scheinen. Von der großen Anzahl der Colibriten  
ist vielleicht die Hälfte in Brasilien einheimisch,  
und darunter das kleinste aller vogelartigen We-  
sen. Der Tominjoo. (*Trochilus minimus*  
Guamini 7. des Markgrafs) führt dort die-  
sen Nahmen, weil er mit seinem Neste zusam-  
men genommen etwa nur 2 Tominen oder 24  
Gran wiegt.

In Brasilien trifft das Größte und Kleinste  
der Ornithologie zusammen. In den innern Pro-  
vinzen findet sich nähmlich der Amerikanische  
Strauß (*Struthio Rhea* L.) Markgraf

nennt ihn dort Rhandaguacu; es ist seiner bereits  
ehemals umständlicher gedacht worden \*).

Die meisten Quadrupeden der angränzenden  
Länder bewohnen auch Brasilien; wir erwähnen  
daher nur einiger, die man entweder bis jetzt lediglich  
in diesem Lande vorfand, oder die darin  
häufiger vorkommen als in jenen.

Unter der großen Menge Affen der neuen  
Welt gehört besonders hierher der sehr schöne  
Mico (*Simia argentata cauda non prehensili L.*) Das feine glänzende Silberhaar des  
Körpers wird bey diesem kleinen Thiere durch  
das schöne Rosenroth des Kopfes auf eine höchst  
auffallende Weise gehoben. Condamine, welcher  
dem der Portugiesischen Gouverneur von Para  
den Mico als eins der seltensten Thiere Brasi  
liens zum Geschenke machte, war aller Sorgfalt  
ungeachtet nicht vermagend, diesen zärtlichen Afs  
ten lebendig nach Europa hinüber zu führen.

Wenn gleich nicht so arm an Individuen,  
und daher nicht so selten wie der Mico, zeichnet  
sich der Coendu \*\*) doch eben so sonderbar unter  
den Uebrigen seines Geschlechts aus. Ein Stachel-

---

\*) Man sehe den vorherg. Jahrgang S. 230 u.f.

\*\*) Man sehe das Kupfer.

schwein mit einem Wickelschwanz bedient sich desselben, wie die Sajus oder die Makis (Lemures) bey dem Besteigen der Bäume zum Festhalten, und nährt sich nicht bloß, wie seine Verwandte, von Früchten, sondern auch von kleinen Vögeln und ihren Eiern.

Tapiere, Faustthiere, Ameisenbären, Coatis, mehrere Tieger- und Rathenarten, verschiedene Säugetiere haben wir bereits aus den Nachrichten von den benachbarten Ländern kennen gelernt. Bekanntlich erhielt Europa das so genannte Meerschweinchen (Cavia Cobaya) zuerst aus Brasilien. Dieses Thier bekam von seinem Grunzen und von der Weisheit über das Meer seinen Deutschen Nahmen. Den Englischen (Gunea pig.) hingegen, weil es von den Guinea-Sclavenschiffen, die in Brasilien landeten, von dorther nach Europa gebracht ward.

Die Armadille (Dasypus L.) machen hier aber ein besonderes Wildbret aus. Lindley versichert, daß die Brasilianer gegen die Nacht ordentlich auf den Anstand gehen, um Armadille zu schießen. Diese gepanzerten, wehrlosen und furchtsamen Thiere kommen hauptsächlich bey Nacht aus ihren Höhlen hervor. Ihr Fleisch ist vorzüglich; dem Geschmacke nach steht es gleichsam zwischen dem Spanferkel und dem Kanin-

D

chen. Man bratet die Armadille in ihrem Panzer oder ihrer Schale. Diese dient dann dem Indianer zur Verfertigung kleiner, undurchdringlicher Koffer und Schachteln.

Fast noch reichlicher als das Land sind die Gewässer Brasiliens belebt; und auch hier ist, wie dort, nicht bloß die Fülle, sondern zugleich die Sonderbarkeit der Gestalten zu bewundern. Das merkwürdige Geschlecht der Bandfische (Chætodon L.) ist hier fast gänzlich zu Hause, und von den dick gepanzerten, gehörnten und stachligen Ungeheuern (Tetrodon, Diodon, Balistes L.) kommen hier sehr viele Arten vor. Ebenfalls wohnen zweyerley galvanische oder elektrische Fische in Brasiliens Gewässern, so wie viele Arten der Rochen und Haifische.

Vermuthlich ist es der Lamentin oder *Mannati* \*), denn dieser findet sich ebenfalls in diesen Gewässern, der zu den Fabeln von dem *Opuspipra*, den Tritonen und Nereiden, Anlaß gesgeben hat. Ein Portugiesischer Schriftsteller erzählt von ihnen, sie wichen dem Gesichte nach nur darin von dem menschlichen ab, daß ihnen die Augen viel tiefer lägen. Die Weibchen häts-

---

\*) Man sehe den 5. Jahrgang dieses Taschenb.

ten sehr langes Kopfhaar, und tödteten oft mächtige Reiger, die den Mündungen der Flüsse zu nahe kamen, indem sie sie mit solcher Inbrunst umarmten, daß diese dadurch erdrückt würden. Vornehmlich sollen sie sich unweit der Bay aller Heiligen, in der Mündung des Gagoaripe, finden. Uebrigens sey man in Rücksicht solcher dem Menschen ähnlicher Seethiere nicht zu vorsichtig. Mag es gleich keine wirklichen Meermenschen geben, so haben sich dennoch unzählbar einzeln mehrere seltsame Thiere im Meere sehen lassen, die dem Kopfe nach eine bedeutende Ähnlichkeit mit dem Menschen zeigten. Ohne hier die verschiedenen, zum Theile sehr verdächtigen, Nachrichten hierüber bezubringen, erinnere man sich nur des so genannten Meermannes der Antillen, der bey dem Felsen Diamant, unweit Martinique, eine hinreichende Zeit über den Wellen aufrecht blieb und von mehreren Männern gesehen ward, die darüber ein gütiges eidliches Zeugniß ablegten \*).

---

\* ) In dem Dictionnaire raisonné et universel des Animaux. Paris 1759. 4to. Volum. 4. findet man T. 2. p. 486. Art. hommes marins, die meifien Nachrichten hierüber gesammelt. Auch in Robinet de la Nature, T. 3me.

Und warum sollte die unermessliche Tiefe, das Meer, eine dem festen Lande so weit an Umfang überlegene Region, bey dem unerschöpflichen Reichthum an Abwechselung, die die Natur in den Formen hervor bringt, nicht einige Thierarten enthalten, die der menschlichen Gestalt mehr oder minder ähnlich sind, in so weit es nähmlich die Natur eines Fisches nur zuläßt? Gab sie doch dem Lande die Durangen, warum nicht etwas Ähnliches dem Ocean? Stellers noch unbestimmter Seeaffe mag doch wohl ein Thier seyn, das sich wenigstens seinem Instincte und vielleicht seinem Neuhern nach, jenen Mimitern nähert; auch hat ja das Geschlecht der Phoken schon einen Uebergang zu ähnlichen Geschöpfen vorbereitet. Die folgenden Jahrhunderte mögen, bey dem erstaunlichen Fortschreiten der Naturkenntnisse und der Geographie, noch wohl Wunder bewahren, die bisher noch weniger geglaubt sind.

So hätten wir im Ganzen Brasiliens natürliche Beschaffenheit in etwas kennen gelernt. Allein, wie unbedeutend ist diese Uebersicht ausgefallen, selbst mit Zugiebung der besten Schriftsteller, so wohl der ältern, als der neuern. Sie ist nicht einmal vergleichbar mit der, die uns von Peru zu Theil werden konnte; und dieß nur

Allein deshalb, weil Portugals vermeinte Klugheit alles Eindringen in das Binnenland bis dahin ängstlich verboten hat; ja selbst die darüber themahls bekannt gewordenen Schriften, so viel es nur möglich ist, verheimlicht.

Doch auch dieser Schleyer wird dereinst gefüstet werden, diese drückende Beschränkung des menschlichen Wissens wird aufhören, so wie jede Sklaveren, sie sey noch so künstlich gewebt, oder noch so sicher geschmiedet, endlich vernichtet werden wird und soll.

Indes kann selbst das Wenige, was wir von Brasilien wissen, uns einen allgemeinen heiteren Rückblick auf diesen herrlichen Theil der Erde gewähren.

Das Meer und die Gebirge mästigten in einem ungeheueren Lande der heißen Zone die Wuth der tothrechten Sonne. Unzählige Ströme, und viele gehörten darunter zu den größten der Erde, verbanden es mit andern reichen Landschaften der Tropen und mit dem Oceaan.

Nicht bloß alles, was nur der warme Erdgürtel erzeugt, sondern selbst Producte der nördlicheren Welt wurden auf das vollkommenste hier erzielt. Denn auch unsere Haustiere und mehrere Europäische Vegetabilien gedeihen in Brasilien sehr gut. Jetzt denke man sich die großen

Schöhe, welche man selbst aus den wenigen Quadrat-Meilen, die da bis jetzt benutzt werden, erzielt, und man rechne die mehrere tausend Maahs grössere, aber eben so günstig gelegene Fläche des unbenuzten Gebietes von so vielartiger Bildung und Natur: hierbei zugleich die grosse Bequemlichkeit, die das Meer und die Ströme dem wechselseitigen Waarentausche und dem Handel mit den übrigen Welttheilen darbiethen; was für Aussichten zeigen sich hierdurch nicht für die Zukunft!

Welche Menschen in diesem so gesegneten Theile der Erde leben, und ob und wie sie ihn bis jetzt benutzen, dies sey nun der Gegenstand unserer Betrachtung.

---

## Der Mensch.

### a) Der Urbewohner; der Brasilianer.

Als die Portugiesen vor drey Jahrhunder-ten in die dicht verwachsenen Wälder Brasiliens drangen, mussten sie mühselig nach Einwohnern umher suchen. Jene seltsamen, aber mir stets ver-

ehrungswürdigen Schwärmer, welche dem un-  
widerstehlichen Triebe rohe, furchtbare Wilde zu  
unserer Religion und sonach zum bessern Daseyn  
hinüber zu führen, Freunde, Verwandte, Be-  
quemlichkeiten des Lebens, ja oftmahls ansehnli-  
che Besitzungen, selbst mit Todesgefahr aufopfer-  
ten, die Missionäre, fanden diese trefflichsten Länd-  
er der Welt öde und menschenlos. Die höch-  
sten Waldbäume mußten sie besteigen, um von  
ihren die ganze Gegend beherrschenden Gipfeln  
einzelne Menschen, höchstens einzelne Familien  
oder ihre Spuren, den Rauch düftiger Hüt-  
ten, zu erspähen. Und nach allen drangsalvollen  
Anstrengungen, was fanden sie? Nichts als ein-  
zelne geringzählige Horden roher Menschen, je-  
de von verschiedener Sprache, unter einander  
fast stets in Fehde, und einander entgegen ste-  
henden Sitten. Hier ein Jägetvölkchen, dort  
Ichthyophagen oder Menschen, die gar nur von  
Muscheln lebten; und nur selten einen ärmlichen  
Anbau von Maiz; je nachdem der Wald, der  
Fluß oder die Ebene sich ihnen darboth.

Aber der Hauptsinn dieser Menschen war fast  
durchgehends ein vagabondes, thierisches Fort-  
brüten in gedankenlosem Daseyn, das nur auf  
momentanen Genuß abzweckte, wobei sich ein

stater Haß gegen alle übrige Völkerschaften äußerte, der gewöhnlich bis zur Menschenfresserey hinauf stieg.

Der Gestalt nach hatten sie freylich Ähnlichkeiten mit einander, dennnoch blieb jeder Völkerschaft ein gewisser Stämpel, ein Familien-Zug, der so bedeutend war, daß diese Stämme sich beim ersten Blick einer unter den andern so fort erkannten. Die meisten Völkerschaften Brasiliens waren mit einander Menschen von mittlerer Größe. Ausnahmen gab es auch freylich hiervon. So zeichneten sich die Guaymuraer durch ihre Länge aus. Die Motayer hingegen waren von kurzer Statur; ja man behauptete, das Binnenland hage Pygmäen. Alle waren aber von gesundem Gliederbau; man sah bey ihnen keine Verwachsene, Bucklige oder Lahme; vielleicht tödteten auch sie, wie andere rohe Völker, die fehlerhaften Kinder. Der Kopf und die Schultern sind bey ihnen breit; und die Mütter haben die sonderbare Gewohnheit, den Kindern die Nase zu pletschen. Ihr Colorit ist kupferfarben, das Haar lang, straff und schwarz; nur an der Oberlippe und unter dem Kinn zeigt sich dünnes Barthaar. Die Bildung und die Züge des Gesichts waren bey den Brasilianern, die Barron

zu sehen Gelegenheit hatte, denen der Malayen sehr ähnlich.

In den Sitten herrschten schon nach ihren Ernährungs-Methoden bedeutende Verschiedenheiten. Da sie mit einander unter der heißen Zone lebten, so bedurften sie fast keiner Bekleidung. Dennoch bedeckten einige die Mitte des Leibes; auch zeigten sich bey einigen Völkerschaften verschiedene Arten des Puges. Die schönsten Federn der Papageyen in einen hohen Kranz oder prächtiges Diadem gebunden, zierten die Köpfe der Oberhäupter, und die großen Straußfedern sah man bald um die Hüften, bald auf ihren Schultern. Andere bekleidten den Körper mit feinen, gefärbten Federn, welche vermittelst eines Gummi darauf hangen blieben. Bey Feierlichkeiten zierten die schwarzen Federn des Toucans auf diese Art Stirn und Backen.

Das andere Geschlecht ist freylich, wie überall, ausgesuchter und studierter in seinem Schmucke. Das Haar, welches die Männer nur kurz tragen, floß jenen dagegen lang um die Schultern. Es war gescheitelt, und bey einigen Völkerschaften mit einem rothgefärbten, baumwollenen Bande aufgebunden. Uebrigens litten beyde Geschlech-

ter an keinem Theile des Leibes Haare, den Kopf ausgenommen.

Auch verunstalteten die Weiber den Mund nicht, wie die Männer, durch Steine oder Knoschen, die diese in der deshalb durchbohrten Unerleßje trugen. Aber die Knochentinge um die Arme und oftmals um die Beine, fanden sich an beyden Geschlechtern. In den Ohren trugen sie ungeheuere Gehänge von weißen Muscheln; sie hingen oft bis zur Brust herab. Auch pußen sie sich häufig mit Halsbändern, die aus weißen Knechen, kleinen Steinen oder Kugelchen, von glattem schwarzen Holze bestehen. Eben daher waren denn die Brasilianer, besonders die vom andern Geschlechte, so sehr auf die Europäischen farbigen Glaskorallen erpicht. Sie ließen den dort landenden Franzosen stets nach, und riefen: Mair deagatorem amabe, d. i., Franzose du bist gut, gib mir von deinen Glaskugeln.

Für diesen Schmuck und für Kämme und kleine Spiegel gaben sie alles hin, was ihnen am liebsten war, sogar oftmals ihre Waffen.

Beyde Geschlechter bemahnen den Körper auf mannigfaltige Weise mit verschiedenen Farben. Die Hauptfarbe ist bey den Männern die schwarz

ze; hierauf setzen sie oftmahls rothe und weiße Figuren.

Bey den Weibern wird nicht so wohl der Körper als das Gesicht bemahlt. Ein Zirkel von blauer, rother und gelber Farbe ist die Hauptfigur auf jeder Backe; von ihm laufen gleichfarbige Spiral-Linien über das übrige ganze Gesicht, und die ausgerissenen Haare der Augenlider ersetzt ein fein gezeichneter schwarzer Bogen.

Waren die Methoden, sich zu ernähren, bey diesen Völkern, wie wir eben erwähnten, verschieden, so hatten die wenigen Stämme, die eigenes Land anbaueten, in Ansehung der Manigfaltigkeiten der Arten des Genusses, besonders in Rücksicht des Getränkes, Einiges vor den übrigen voraus. Der Manioc \*) liefert ihnen, so wie der Maiz, mehrere Gerichte. Das daraus bereitete Mehl genießt man bald als Brot, bald als Kuchen, und der aus der Wurzel des Maniocs gepresste Milchsaft erhärtet an der Sonne zu einer Art Käse oder Eierkuchen. Aus den Wurzeln des Maniocs ziehen sie ein berauschendes Getränk; eine Art der ekeln Kaw a der Südsee-Inseln. Die Wurzeln kocht man in Wasser

---

\*) Man siehe den 2. Jahrgang.

weich, und läßt sie dann von alten Weibern kauen. Hierauf werden sie in andern irdenen Gefäßen abermals gekocht, und stets umgerührt; alles gießt man in sehr große irdene Löffel; hierin muß die Masse einige Zeit gähren und das Getränk wird sodann zum Gebrauche aufgehoben.

Sind gleich die Wohnungen dieser vagabondirenden Völkerschaften nur Hürden aus Baumstämmen, bey einigen oft mit Lehm verbunden und mit Baumrinde gedeckt, so verstehen sie es dennoch, Ortschaften, welche aus vielen solcher Cabanen neben einander errichtet bestehen, durch Einfassungen oder Mauern von großen Steinen zu schützen. Die einzelnen Cabanen oder Hütten sind oft von solchem Umfange, daß sie mehrere Familien enthalten können.

Das häusliche Leben ist freylich bey der grossen Anzahl der einander zum Theile gänzlich fremden Völkerschaften verschieden. Indes mußte doch noch eine Aehnlichkeit in ihren einfachen Sitten herrschen, da das Klima ihnen überall nur geringe Bedürfnisse, und daher nur geringe Anstrengung abforderte.

Die Brasilianer sind Polygamen; ein Ehemann darf sich indes, außer mit den von ihm

als seine Frauen anerkannten Weibern, nie mit andern einlassen. Aber nur erst, wenn ein junger Mann einige Feinde getötet hat, kann er auf die Ehe Anspruch machen; jeder Feige wird von den Mädchen zurück gewiesen. Der Ehebruch ist äußerst selten, und zieht der Frau die Todesstrafe zu. Vor der Ehe hingegen können die Mädchen ungekrafft ihre Reize darbieten; die Menge ihrer früheren Liebhaber hält niemand zurück, sie zu Frauen zu nehmen.

Es ist falsch, daß die Weiber ohne Schmerzen niederkommen. Let y' bezeugt dies durch die gütigsten Beyspiele. Der Vater verrichtet dabei das Amt einer Hebamme. Die Neugeborenen werden neben der Muttermilch mit Maizbrey ernährt. Die Mutter hüthet nur ein oder zwey Tage das Hängebett, den Hamm, und trägt das Kind in einer Binde von Baumwolle, die am Halse herab hängt.

Bei einigen Völkerschaften herrscht gleichfalls die aberwitzige Gewohnheit der Convade, daß der Vater den Kranken spielt, und das Wochenbett hüthet \*).

Die Arbeiten des schwächeren Geschlechts sind

---

\* Man sehe den vorhergehenden Jahrgang S. 309.

auch hier nicht geringe. Außer dem Stricken der Neße, der Hängebetten und anderer Zeuge, nebst dem Verfertigen und Bemahlen der irdenen Gefäße müssen sie den Männern ihre Lebensmittel im Kriege nachtragen, auch oftmahs bey den ackerbauenden Völkern das Feld bestellen. Selbst die Schwangerschaft überhebt sie solcher sauern Arbeiten nicht; ein treuer Beweis der Rohheit dieser Völker.

Die Erziehung der Kinder ist hauptsächlich auf die Jagd, den Fischfang und den Krieg gerichtet. Unter sich leben diese Menschen ruhig und friedlich; Very erlebte in einem Jahre nur zwey Bänkereyen. Dogegen sind sie beleidigt, unversöhnlich, und der Tod eines Verwandten kann nur durch den Tod des Urhebers oder dessen Verwandten gebüßt werden.

Einige Sprachen dieser Indier sind doch nicht so ganz unausgebildet und unbiegsam, als die vieler andern Völker, deren wir am Maranon oder in Paraguay gedacht haben \*). Das Beispiel des Zeitworts Ich bin bey den Topinambuern liefert hiervon den Beweis. Aico heißt, ich bin; Ereico, du bist; Oico, er ist; Oroico,

---

\*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

wir sind; Peico, ihr seyd; Araheoico, sie sind. Auch haben sie, wie die Franzosen, ein doppeltes Perfectum, eins für die noch nicht gänzlich vergangene und eins für völlig vergangene Zeit; und die übrigen Theile der Conjugation sind bey ihnen vollständig. Dennoch sind ihre Zahlwörter sehr unvollständig. Sie reichen nur bis auf fünf, die größern Zahlen werden dann durch Wiederholung der Zahl 5, und Zusammennehmung aller Finger der Umstehenden angedeutet. Uebrigens fehlten auch ihren Sprachen, so wie denen der meisten übrigen Völken, die Ausdrücke für allgemeine Begriffe. (Ery).

Diese Sprache der Topinambuer war aber eine der wichtigsten, da diese Völkerschaft sich außerordentlich weit verbreitet fand.

Die vornehmsten Völkerschaften waren, nach der Angabe dieses Franzosen, die Magajer, die Uetacaer, die Magnaber, die Tapujer, die Topinambuer. Allein der Engländer Knivet, welcher viele Jahre in verschiedenen Theilen Brasiliens zugebracht hat, gibt uns eine ungleich größere Liste der dortigen Nationen oder vielmehr Völksstämme. Nur allein von den Tapujern zählt er sechs und siebzig verschieden benannte Stämme.

me. Ueber dieß führt er noch über 12 Hauptvölker an, die so wohl durch die Sprache als durch die Lebensart und Sitten von einander verschieden waren. Den ersten Rang gesteht er darunter den Petiguarens zu, denen dann die Topinambuer, Tapujen und Margasen nebst den übrigen folgen. Dennoch fand auch Knivet, wie Lesser, einige Sprachen, welche von sehr vielen Nationen verstanden wurden; hierunter gehörte besonders die der Topinambuer, deren eben gedacht ist.

Viele dieser kleinen Völkerschaften sind in unsrern Zeiten sicher nur noch dem Mahmen nach bekannt. Sie reiben sich seit langer Zeit einander selbst auf, und die ihnen so weit überlegenen Europäer haben es an ihrer Vernichtung oder doch Verkleinerung sicher nicht fehlen lassen. So ist jene Nation der Tapujer, die vormahls in so viele Zweige zerfiel, jetzt ins Innere gedrängt und ihr Mahme begreift fast alle unterjochte Nationen des Binnenlandes. Auch hagen alle Original-Brasilier den entschiedensten Hass und Abscheu gegen ihre Unterdrücker, die Portugiesen. Die zwölf Brasilianer, welche Barroso, bey seiner Landung dort als Ruderer auf einem Portugiesischen Boote vorsand, hatte der Gouverneur nur mit vieler Schwierigkeit her-

bey zu schaffen vermocht, denn alle Eingeborne, die sich dem Dienste der Portugiesen überlassen, werden, sagt er, von ihrer eigenen Nation mit so tiefer Verachtung angesehen, daß sie es nicht wagen, zu den Ihrigen jemahls zurück zu kehren, indem sie überzeugt sind, von ihnen auf eine schimpfliche Weise getötet zu werden.

Eben daher sahen sich die Portugiesen genötigt, Sclaven aus Afrika für ihre Etablissements herbeizuführen, denn es war unmöglich, die Eingebornen zum Bearbeiten des Ackers, oder der Minen, auf die Dauer zu zwingen.

Uebrigens äußern sie, so wie die meisten uncivilisirten Völker, große Gastfreyheit gegen die Fremden, die ihnen nicht feindlich sind.

Zu den Zeiten des Ver y ward der Fremde, so bald er eine Cabane betrat, genötigt, sich in ein Hängebett (Hamak) zu setzen. Der Hausswirth versammelte hierauf seine Frauen, und diese kauerten um den Hamak herum nieder, daß mit sie den Gast bequemer angenehm unterhalten könnten. Unter Thränen der Freude sagten sie ihm: „Wie bist du doch so gut; du hast dich „bemühet, zu uns hierher zu kommen. Du bist „rechhübsch, du bist so tapfer; wir haben dir „wahrliech große Verbindlichkeit.“ Es forderte

dann die gute Lebensart, von Seiten des Gastes, zu zeigen, daß er sich hiervon gerührt fühlte, und dieß wo möglich durch Thränen des Danks, oder wenigstens durch einige Seufzer zu äußern.

Hierauf trat der Hausvater, der Mussucat, der bis dahin gar auf den Fremden nicht weiter zu achten schien, ihm näher; erkundigte sich nach dessen Befinden, und nach dem Zwecke seiner Reise. Er ließ für ihn, im Falle er ein Fußgänger war, sodann Wasser bringen, und die Weiber wuschen dem Franzosen (dem Mair) die Füße. Wünschte der Reisende zu essen, so ward Wildbret, Fische und Getränk herbeigeschafft. Bließ er über Nacht, dann hängte man für ihn ein reines weißes Tnis (Hamak) auf, machte da umher Feuer an, setzte aber eine Art Feuerschirme (Tatapecum) davor, damit der Schlaf nicht gestört werde. Beym Erwachen bot der Wirth einen guten Morgen, und entließ ihn mit froher Zufriedenheit. Diese Sitten haben sich noch bey vielen dortigen Nationen des Innern erhalten.

Vom eigentlichen Handel und Gewerben haben sie durchaus keinen Begriff. Sie wunderten sich nicht wenig über die mühsame Emsigkeit, womit die Europäer das Färbeholz wegführen.

Terp

Levy hatte hierüber folgendes Gespräch mit einem bejahrten Wilden; es ist zugleich belehrend in Rücksicht ihrer Denkart überhaupt.

Ein Brasilianischer Greis, der mit Erstaunen die ungeheuere Quantität Färbeholz bemerkte, welche die Franzosen fällen und auf ihre Schiffe tragen ließen, redete den Levy deshalb auf folgende Weise an:

„Wie geht es zu, daß ihr Mairen und Persoer (Franzosen und Portugiesen) so weit her kommt, um Holz zu holen euch zu erwärmen? gibts denn in eurem Lande kein Holz?“

L. „Allerdings haben wir bey uns Holz, und zwar in großer Menge, allein nicht von der Art, wie dieses hier, welches wir nicht zum Brennen, sondern, wie ihr selbst zum Färben eurer Schnüre und Federn, benutzen.“

Br. „Aber braucht ihr denn so viel davon?“

L. „Ein einziger Kaufmann unsers Landes hat mehr Luch und Fries, als du je sahest, und dieser allein kauft daher zum Rothfärben eine ganze Schiffsladung des Arabutan.“

Br. „Ah! was für Wunderdinge du mir erzählst! Aber jener reiche Kaufmann, stirbt er denn nicht?“

L. „Freylich stirbt er, wie Andere.“

Br. „Und wenn er nun todt ist, wem gehört denn alles, was er hinterläßt?“

L. „Seinen Kindern, und im Falle er keine hat, seinen Brüdern, Schwestern oder sonstigen Unverwandten.“

Br. „Wahrlich, jetzt erst sehe ich ein, daß ihr Franzosen große Narren seyd. Müßtet ihr darum auch so sehr anstrengen, und so weit über das Meer reisen, um für diejenigen Reichthümer zu sammeln, die nach euch leben? Als wäre die Erde, die euch doch ernährt, nicht hinreichend, jene gleichfalls zu ernähren. Wir haben eben wohl Kinder und Unverwandte, wie ihr, und wir lieben sie, wie du siehst; allein, da wir wissen, daß die Erde, die uns ernährt, auch sie ernähren wird, so verlassen wir uns auch hierauf.“

Die Ergegungen dieser Völker bestehen, außer den Schmausereien und feierlichen Kriegsgelegenheiten, hauptsächlich im Tonzen. Sie bedienen sich hierbey eigener Klappern aus hohlen Früchten, von der Größe unsrer Kastanien, die mit kleinen Steinen gefüllt sind. Diese werden an die Beine gebunden, während daß sie größere

Klappern, Maraca genannt, gleichfalls hohle Baumfrüchte, in den Händen halten. Uebrigens besteht ein solcher Tonz mehr in Bewegung des Leibes und der Arme, als der Füße. Sie stimmen dazu monotone Lieder an, Rundgesänge, die chorweise wiederholt werden. Ein solcher Gesang bestand nur in der Wiederholung der Worte He he hua; ein anderer lautete heu hu-raure heura; diese Worte wundten nach den fünf verschiedenen Tönen der Tonleiter, g, f, e, a, d abgesungen. (Leyh).

Wenn gleich die Völker Brasiliens keinen eigentlichen Cultus, noch auch einen bestimmten Begriff von der Gottheit hatten, so fand man dennoch bey ihnen nicht nur merkwürdige Spuren einer ältern Religion, sondern es äußerten sich bey ihnen daneben offensbare Anzeichen eines Glaubens an überirdische Wesen irgend einer Art.

Auch fand man, daß sie mit dem Worte Tupan (der Donner) die Idee einer übernatürlichen Macht verbanden, von welcher sie behaupteten, sie habe sie den Ackerbau gelehrt. Ebenfalls hatten sie einen Begriff vom Leben nach dem Tode; denn sie glaubten, es bleibe von ihnen nach ihrem Ableben noch etwas übrig, und

mehrere der Ibrigen seyen in Geister verwandelt. Daher haben sie denn auch Wahrsager, welche sie besonders bey ihren Krankheiten sowohl um Hülfe, als um Voraussagen ihres Schicksals angehen.

Es ist ferner sehr merkwürdig, daß einige dieser Völker einer alten Sage von einer sehr großen Überschwemmung des ganzen Landes erwähnen, mit dem Zusage, damahls seyen nur zwey Menschen, Schwester und Bruder, lebendig erhalten worden.

Einem Zufalle verdankte Peru einstens den Anblick einer sehr feierlichen Ceremonie, wobei Gesänge mit sonderbaren Tänzen und Leibesbewegungen verbunden waren; und diese Ceremonie schien so heilig gehalten zu werden, daß sie gänzlich alle Fremde davon zu entfernen wünschten. Solche Feierlichkeiten werden oftmahs mit großer Heftigkeit betrieben; die handelnden Personen schäumen dabei vor Wuth. Sie dienen besonders als Vorbereitungen zum Kriege, und bey solchen Gelegenheiten pflegen sie sich von den Aufführern durch lange Schilfröhre Tabakdampf bis zur Sinnlosigkeit anblasen zu lassen. Hierdurch, behaupten sie, werde ihnen Wuth eingeflößt. —

Die Kriege selbst bestehen fast, wie bey allen Urvölkern der neuen Welt, mehr in Hinterlist und Ueberfall, als in offenen Schlachten. Dabey herrscht auch bey den Brasilianern die bitterste Nachsucht gegen die Feinde, und die stöchteste Grausamkeit gegen die Ueberwundenen.

In den reichen Ländern von Süd-Amerika konnte es nicht dieselben Ursachen zum Kriege unter den Wilden geben, als in dem düsterrigen Norden. Unter den Wendekreisen doch der Wald zu jeder Jahreszeit einen unermesslichen Ueberfluss der schmackhaftesten Früchte, und des besten Wildbrets dar; die ungeheueren Größen, nie mit Eise belegt, enthielten, so wie das benachbarte Meer, einen übermäßigen Reichtum der schönsten Fische, und die Erde bedurfte kaum aufgerichtet zu werden, um den Mais oder Manioc, oder die Yams, mehrmals im Jahre hervor geben zu lassen. Es war mithin bey einer so geringen Bevölkerung kein Grund vorhanden, um die Jagd- und Flussgebiete, oder überhaupt um die Bedürfnisse des Lebens, zu kämpfen, wie dies in dem rauhen Norden oft der Fall war. Millionen konnten hier reichlich ernährt werden, friedlich und glücklich neben einander ihr Daseyn fristen. Dennoch herrschte unter die-

sen von der Natur so trefflich ausgestatteten Menschen ewige Feinde. Hier war nur Nachsucht, oft nur für individuelle Bekleidung die Ursache des criminellen Wahnsinnes, des unnöthigen Krieges. Diese Leidenschaft kleiner, niedriger Seelen wird durch die Hestigkeit der Sonne noch mehr erhöhet. Und da bey der dürstigen Bevölkerung von Amerika beynocht alles in Kleiue Stämme, also gleichsam in Familien-geheilt war, so nahm gewöhnlich der ganze Stamm Anteil an der wahren oder vermeinten Bekleidung irgend eines seiner Mitglieder.

Diese Darlegung der Ursache der Kriege der Südamerikanischen Wilden wird genau durch die Erzählung des Lery bestätigt. Er war ein Augenzeuge eines Feldzuges der Topinambuer gegen die Margaser; zwey Nationen, welche seit langer Zeit nur allein wegen individueller Bekleidungen mit einander in bitterster Feindschaft lebten.

Ihre Einrichtung vor dem Ausmarsche bestand zuerst in Erwählung der Heerführer. Hierzu kann niemand gelangen, als der, welcher bereits mehrere Feinde erlegt hat. Diese Heerführer sind, die einzigen temporären Oberhöchster

bey den Brasilianern; denn im Uebrigen gibt es keine besondere Regierungseinrichtung bey ihnen. Sie sehen sich alle einander gleich, nur dem Alten bezeigen sie, wegen seiner grössern Erfahrung, mehr Achtung, und nehmen auf seine Rathschläge Rücksicht. Aus jeder Aldeja, so benennen sie die Anzahl der Cabanen oder Wohnungen, welche auf ein und demselben Bezirke erbauet sind, (etwa 5 oder 6) wird ein Anführer gewählt.

Sodann bewaffnet sich jeder Krieger. Ihre Rüstung besteht aus einer Keule von sehr schwerem, oft schwarzen Ebenholze, an deren ruhendem Stiele sich eine dicke, linsenförmig geformte Kolbe befindet, deren Ränder zugeschärft sind. Die ganze Keule ist 6 Fuß lang und heißt Tacapec. Ihre Bogen, Oropate genannt, haben Schüen von ganz außerordentlicher Stärke, obgleich sie nur aus dünnem Grase geflochten sind; die Pfeile halten 6 Fuß; ihr mittlerer Theil besteht aus Rohr, die Enden aus Ebenholz, die Spitze aus scharfen lanzettförmigen Knochen oder aus der Spitze eines Roggenschwanzes. Seit der Bekanntschaft mit den Europäern wählen sie hierzu ein scharfes Eisen; das andere Ende ist mit ein Paar farbigen Federn versehen.

hen. Das Ganze wird vermittelst Baumrinde sehr künstlich mit einander verbunden. Zur Beschützung führen sie runde und flache Schilder von dem starken Rückenselle des Tapirs; zur Feldmusik und zu Kriegs-Signalen haben sie Hörner, Inubia genannt, und Pfeilen von Knochen, gewöhnlich aus den Kiehren der erschlagenen Feinde.

Die streitbaren Indianer aller Aldejaen versammeln sich in kleinen Armeen von etwa 5 bis 6000 Mann; die Weiber müssen ihnen die Lebensmittel nachtragen.

Ihre Angriffe geschehen hauptsächlich zu Nacht; am Tage halten sie sich unweit der Dörfer, oder Städte, verborgen. Diese überfallen sie dann im Finstern und setzen zugleich die Wohnungen in Brand. Sehen sie sich aber gezwungen, im freyen Felde bey Tage zu schlagen, so geschieht dies mit grösster Wut. Sie suchen diese durch ein grässliches Geheul zu erhöhen. „Als „die Unsrigen,“ sagt Lery, „den Feind auf „eine Viertelmeile gewahr wurden, singen sie „an zu brüllen, und so wie die beyden Parteien „einander näher kamen, verstärkten sie dies, bliesen ihre Kriegshörner, streckten die Arme ge-

„gen einander drohend aus, und zeigten die Knochen der Gefangenen, die sie gefressen hatten, wie auch die Reihen Zähne, welche ihnen davon am Halse herab hingen.“

„So bald sie bis zu der Schußweite gegen einander gekommen waren, sah man die Luft mit Pfeilen gefüllt. Es war ein wundersames Schauspiel, mehrere tausend Pfeile mit ihrer großen Besiederung von rothen, blauen, grünen und gelben Federn in der Luft durch die Sonne glänzen zu sehen. Die davon Getroffenen rissen sich wütend die Pfeile aus ihren Wunden, zerbrachen sie, und verbissen sie mit den Zähnen. Sie fochten mit solcher Wuth, daß sie, selbst gelähmt oder tödtlich verwundet, nicht zurück wichen. Endlich ward man handgemein, und nun zeigte sich eine eben so furchterliche als seltsame Scene. Mit den schweren Keulen schlug jeder wütend auf den Gegner los, und suchte daneben durch die behendesten Sprünge und Wendungen des Körpers den Streichen des Feindes auszuweichen. Traf aber der Schlag, so tödete er größten Theils auf der Stelle.“

Nach einem Gefechte von drei Stunden siegten endlich die Topinambuer und machten

dreyzig Magajer, Männer und Weiber, zu Gefangenen.

Wir waren, fährt Lery fort, auf 10 Seemeilen von der Heimath unserer Indianer entfernt. Aber kaum war der Sieg entschieden, so kamen ihnen bereits ihre Bundesgenossen, und bald darauf ihre Landsleute entgegen. Es war ein Triumphzug mit den wildesten Sprüngen, Tänzen und schrecklichen Gesängen für die unglücklichen Magajer, die nun, hart gebunden, in der Mitte ihrer grauflisch frohlockenden Sieger daher zogen.

Als diese sich ihren Wohnungen naheten, riefen sie den ihrigen zu: „Sehet da die Speise, die ihr so vorzüglich liebt; sie nähert sich euch.“

Während dieses empörenden Geschreyes zwang man die unglücklichen Schlachtopfer zum Tanzen.

Hierauf wurden sie in die verschütteten Aldejas verheilt. Man behandelte sie auf das freundlichste, man nährte sie auf das Beste, um sie gehörig zu mästen. In dieser ganzen Periode gibt man ihnen sogar Weiber. Diese sind entweder die Witwen der von den Feinden Erschlagenen, oder die Schwestern derselben.

Gegen die Zeit der feierlichen Hinrichtung richten nun die Weiber ungeheuere Gefäße mit den oben beschriebenen berauschenden Getränken zu. Der Herr des zu opfernden Gefangenens lädt sodann zu dem Todesstage die ganze Gesellschaft ein, und erwählt einen Mann, den er besonders zu ehren denkt, zum Opferer. Das Fest beginnt; unmäßiges Trinken, Tanzen und Singen wechseln mit einander ab, und das unglückliche Schlachtopfer wird genötigt, daran lebhaften Anteil zu nehmen. Man hat den Gefangenen zu dieser Feierlichkeit mit verschiedenen Farben bestäubt, und so gewiß er auch jetzt seines Todes ist, so stimmt er dennoch unter städtischem Zechen Erinnerungslieder zum Lobe seiner Vorfahren an, worin er hauptsächlich alle die Gransamkeiten erzählt, welche seine Nation gegen die jetzigen Sieger ausgeübt hat.

Oftmals dauern diese Gefäße drei Tage, je nachdem die Getränke hinreichen.

Endlich erscheint jener geehrte Henker, der sich bisher nicht sehen ließ. Er ist vielfarbig bestäubt und mit Federn geschmückt, die Kleute selbst, das Instrument des Todes, haben die Weiber gleichfalls mit bunten Federn und Bändern geziert; es wird von den angesehensten und aufs

beste bewußten Kriegern herbei gebracht und dem  
Todeschläger feierlich vom Oberhaupte der Alde-  
ja überreicht.

... Kurz zuvor hat man dem Gefangenen, nachdem ihm ein Strick um die Mitte des Leibes geschnürt ist, wodurch er von zwey Männern gehalten wird, Steine und Scherben hingeselegt und ihn unter Ankündigung seines Todes aufgesondert, sich zu rächen. Auch strengt er dann alle Kräfte hierzu an, und oftmahs werden mehrere seiner Feinde, obgleich sie sich mit ihren Schildern bedecken, schwer durch seine Steinwürfe geschmettert.

Nach dieser sonderbaren Scene tritt der Opferer oder Henker hervor, erinnert den Gefangenen, wie viel Krieger ihnen durch seine Nation getötet, wie viel sie gefressen, und wie viel Unglück sie ihnen überhaupt verursacht habe. Der Gefangene bejaht, dies triumphirend, und versichert auch, dieser sein Tod werde auf das stärkste von seiner Nation gerächt werden.

Hierauf erfolgt schnell der Todesstreich, er wird mit solcher Gewissheit geführt, daß das Opfer gewöhnlich so fort ohne weitere Spuren des Lebens niederstürzt.

mit Ge-fert-fäste die temporäre Frau des Ex-

schlagenen über den Todten her, beklagt ihn laut mit vielen Thränen; wie sehr dieß nur Ceremonie ist, beweiset ihr darauf folgendes Betragen.

Die Weiber nehmen gleich darauf den Leichnam, waschen und reinigen ihn, und der, dessen Eigenthum der Gefangene war, zerlegt nun den Körper. Die zuerst davon getrennten Glieder, die Arme und Beine, werden mit Pomp in der Ortschaft herum getragen. Sodann wird der Rumpf zerstückelt; und bey dieser ganzen scheußlichen Operation rieb man den Kindern das Gesicht, und vorzüglich den Mund, mit dem heraus fließenden Blute. Die geschnittenen Theile werden hierauf vertheilt, geröstet und unter lautem Jubel verzehrt. Die Weiber erhielten nur die Eingeweide und den Kopf; letzteren kochten sie mit einem Mehltrey, und die Frau des Erschlagenen bewies bey diesem gräßlichen Mahle eine ganz ausgezeichnete Begierde.

Man kennt in der Natur nur ein Paar räuberische Insecten, die sogleich nach ihren ehe-lichen Lieblosungen einander fressen. Bey den Spinnen ist dieß zuweilen der Fall, häufiger aber bey der Gangheuschrecke (Mantis L.), eine der gefräßigsten Kreaturen der ganzen Thierwelt.

Aber Menschen dieses Triebes! Wie tief, selbst unter die uns ähnlichen Thierarten kann die Un-Cultur den Menschen, diesen Liebling des Himmels, herab sinken lassen! Dein es wird als ein äußerst seltener Fall angesehen, daß der Hund in der Noth sich von dem Cadaver eines Hundes nährt.

Die Antropophagie war freylich von je her das Laster so vieler uncultivirten Völker der Erde, allein es bleibt stets bemerkenswerth, daß in keinem Theile unserer Welt diese schaudererregende Gewohnheit sich so gleichförmig und gleichzeitig verbreitet fand, als in der neuen Welt. Hier stieß man kaum auf ein Volk, das nicht entweder Menschen für ihre Götter schlachtete, oder sie gar selbst verzehrte.

Echon zuvor ward angezeigt, daß im warmen, südlichen Amerika sicher nicht die Notwendigkeit die Menschen zu diesen Unthaten zwingen konnte, sondern nur die Blutrache. Aber der Unterschied verdient wohl bemerkt zu werden, der sich hierin in Rücksicht des Nordens und des Südens von Amerika zeigte. Fast alle die nördlichen Völker dieses Erdtheiles waren weit grausamer gegen ihre unglücklichen Schlachtopfer. Sie hatten ihnen zuvor die entsetzlichsten

Wortern an \*) ; bey den Brasilianern, obgleich wegen ihrer Menschenfresserey berühmt, endigte dagegen ein einziger Schlag das traurige Dasejn der Gefangenen.

Auch scheint es unserer Aufmerksamkeit nicht unverth, daß Amerika eine weit größere Anzahl Jäger-Nationen enthielt, als Asien oder Afrika. Die Jagd, wie dies bereits oft gesagt ward, ist die Mutter der Gefühllosigkeit, ja der Grausamkeit gegen uns ähnliche Mitgeschöpfe. Und auch hierin stand Süd-Amerika glücklicher Weise dem nördlichen nach. Zu letzterem waren fast alle die kaum aufzuzählenden Stämme, welche die vasten Regionen von Mexiko an bis zu den Ländern der Esquimaux hinauf bewohnten, Jägervölker ; die wenigen Ichthypophagen der Küsten aufgenommen. Sie waren freylich zum Theil durch die geringere Ergiebigkeit ihres Bodens, und durch die auf den großen offenen Plätzen, Wiesen und Savanen umher irrenden Herden wilder Ochsen, Rehe, Caribus und wilden Geßügels hierzu gleichsam von der Natur selbst aufgesordert.

Nicht so unter den Tropen. Der ungeheure

---

\*) M. f. den dritten Jahrgang.

Trieb der Vegetation übersteigt hier alle Begriffe. „Die wildesten Volksstämme,“ sagt der treffliche Schumold, „werden zum Gartenerbau gezwungen. Sie müssen Pisang, Krummäpfchen und Manioc bauen, weil das Dickicht der Wälder sie hindert, als Jäger zu leben. „Der Wald drängt sich an den Fluß. Man fährt lange mit dem Canot an dem Ufer hin, bis man eine Stelle trifft, wo das Pflanzengegewirre einen Raum läßt, ans Land zu steigen, und seine Hamaken auszuspannen. Missions-Niederlassungen liegen nur etwa 1000 Loisen von einander entfernt, und kaum hat man einen Landweg von einer zur andern eröffnen können. Die ewigen Äquatorial-Regen hindern das Abbrennen der Waldungen, und das Menschengeschlecht muß in Menge noch sehr zunehmen, ehe es dort Herr der Pflanzenschöpfung wird.“

Die Brasilianer waren aber in Rücksicht ihrer Antropophagie auch nicht zu vergleichen mit den Afrikanischen Menschenfressern, obgleich diese unter einem ähnlichen Klima lebten. Es ist nämlich unsäugbar, daß einige Nationen des Innern von Afrika allerdings Sclaven ihrer eigenen Nationen zum Verzehr schlachten; wie

werden bey einer andern Gelegenheit hierüber umständlicher Auskunft geben.

Weniger scheinen die Brasilianer von einigen wilden Nationen unterschieden gewesen zu seyn, welche ihre eigenen Verstorbenen verzehrten, nur allein um ihnen ein ehrenvolles Grab in den Eingeweiden ihrer eigenen Verwandten anzuweisen; denn Piso bemerkte, daß einige Völker ihre eigenen Kinder gegessen haben, von den Lebenden die Nabelschnur, nachmals aber ihren Tod beweinten.

Die Brasilianer betrugen sich so wohl gegen ihre Kranken als gegen ihre Verstorbenen mit vieler Achtsamkeit und Anstand. Sie warteten erstere sehr sorgfältig. Betraf es Wunden, so wurden diese ausgesogen, und mit strenger Diät und Kräutern geheilt. Fieberartige Krankheiten kamen hier am gewöhnlichsten vor; besonders litten aber die Einwohner an dem Plan. So hieß bey ihnen ein Uebel, bey welchem sich Blättern über den ganzen Leib erzeugten, und zuletzt einen gefährlichen breiten Schorf bilden, der selbst, wenn er gleich geheilt wurde, schreckliche Narben auf viele Jahre zurück ließ. Es war eine Hautkrankheit, die ihren Ursprung aus der Wollust nahm, und keinen geringen Bey-

trag zur Erläuterung des Streites über das Wasserland der Pestseuche an die Hand gibt.

Die Todten begräbt man in einer ruhden, tornenförmigen Grube. Hierin wird der Verstorbene aufrecht sitzend mit zusammen gebogenen Knieen und Armen gesetzt. Einem Oberhaupt liegen sie seine Waffen, Halsbänder, Hamak und Federn mit ins Grab. Dabei stimmen sie, unter Vergießung vieler Thränen, Klägelieder an. Zur Ehre des Verstorbenen wiederholen sie diese, so oft sie sich dem Grabe nochmals nähern.

Der hier geschilderte Zustand der Brasiliäner hat in solchen Theilen des Landes, wo selbst die Portugiesen mit ihnen in nähere Verbindung getreten sind, wohl einige Veränderung erlitten. Auch haben sie es vorzüglich den mühsamen Anstrengungen der Missionäre zu verdanken, daß sich ihre Anthropophagie beträchtlich gemindert hat. Allein im Ganzen sind diese Nationen erbittert gegen ihre Unterdrücker, und daher weniger genrigt, fremde Gitten anzunehmen, stets noch dem rohen Zustand treu geblieben; der uns den so genannten Naturmenschen so widrig darstellt.

Ihre jetzige Population anzugeben scheint gänzlich unzähliglich. So wie alle die Ur-

wohner der neuen Welt haben auch sie die Herrschaft der so genannten Christen schrecklich gefühlt. Sie sind durch unsere Waffen zurück gedrängt, und an Anzahl sehr vermindert; ja es ist höchst wahrscheinlich, daß, wenn die Europäer fortfahren im inneren Theile von Süd-Amerika stärker anzubauen, jene vielartigen Völkerschaften Brasiliens, theils in einander selbst, theils mit den Europäern verschmolzen, bereinst nur noch in der ältern Geschichte fortleben werden.

b) Der Fremde; der in Brasilien Angesiedelte.

Nicht völlig unter so schrecklichen Scenen als Peru, ward Brasilien von den Europäern eingenommen. Wir sahen, daß Cabral sich fast ohne Widerstand des entdeckten Landes bemächtigte, und da man dort nicht so bald als in Peru edle Metalle vorsand, sondern das Nutzbare anfänglich nur aus Färbeholz bestand, so war auch der Drang der Europäischen Abenteurer zu dieser neuen Erde nicht so stürmisch, und daher den Eingeborenen nicht so furchtbar.

Freylich fühlten die Letzteren bald, worauf es abgesehen war; daher widersetzten sie sich mit eben so vielem Muthe als Grausamkeit den Missethätern und schlechten Frauenspersonen,

welche Portugal bald nach der Entdeckung dort hin sandte, um zur Grundlage einer Europäischen Colonie zu dienen.

Ein anderer Stamm der Europäischen Colonien Brasiliens bestand aus den unglücklichen Hebräern, die die von Spanien nach Portugal verpflanzte Inquisition auf das wahnsinnigste verfolgte. Auch diese fanden sich nur zu häufig betrogen. Entgingen sie in Europa dem Scheiterhaufen, den der tolle Fanatismus für sie anzündete, so verschlang sie dagegen oftmals der rohe Antropophage; hier wurden sie indessen nur erst nach dem Tode geröstet. Die Indianer zeigten sich ähnlich stets wütender, je mehr Europäer sie ankommen sahen; und Thomas Ossuia, der im Jahre 1549 mit einer ansehnlichen Macht und mit vielen Missionaren als Statthalter von ganz Brasilien dort zur Aufrechterhaltung der neuen Colonie ankam, hatte manchen schweren Kampf mit diesen von Rache glühenden Indianern zu bestehen.

Bald darauf zeigte sich eine dritte Verschiedenheit von Europäern in Brasilien. Auch diese trieb der Verfolgungsgeist aus ihrem Vaterlande. Die Hugenotten waren in Frankreich bereits unter der Regierung Franz des Ersten

hart gedrückt. Sie konnten es sicher nicht erwarten, diese Intoleranz bey seinem Nachfolger Heinrich II. gemindert zu sehen, da Katharina von Medicis nun Königin geworden war. Der Vice-Admiral Villagagnon, obgleich Malteser-Ritter, war dennoch den Calvinisten günstig, und suchte, unter dem Vorwande, Frankreich durch Anlegung einer Colonie in der neuen Welt mit Spanien wetteifern zu lassen, einen Schuhort jener unglücklich Verfolgten. Er ländete dort im Jahre 1556 mit drey ansehnlichen Schiffen. Sie enthielten 290 Franzosen unter der Führung des Ritters Dupont, eines vorzüglichen Freundes des berühmten Admirals Coligni, der diese Expedition zur Rettung und Verbreitung der Reformation, wovon er bald darauf selbst ein trauriges Opfer ward, auf das thätigste beförderte. Unter diesen Wanderern befanden sich, außer dem Prediger Verv, mehrere geschickte Männer aus Genf, so wie zugleich fünf ledige Frauenzimmer, durch deren dortige Verheirathung man für die Colonie bedeutende Vortheile zu bewirken hoffte. Neueren Versuchs der Franzosen, dort anzusiedeln, geschahen in den Jahren 1584 und 1595, alle waren nicht sehr glücklich.

Endlich suchte wiederum eine andere Europäische Nation in Brasilien Colonien anzulegen. Die Niederlande hatten sich dem Spanischen Joch entzogen, und die unglückliche Vereinigung Portugals mit Spanien gab nun Anlaß, daß Hollands siegreiche Flotten, die durch Portugals Tapferkeit so mühsam erworbenen Besitzungen in Indien zu erobern suchten.

Holland errichtete außer der Ost-Indischen auch eine West-Indische Handelsgesellschaft; diese machte dann im Jahre 1624 unter der Führung des Admirals Willems einen glücklichen Angriff auf die damalige Portugiesische Hauptstadt Brasiliens, St. Salvador. Mit ihr kamen die meisten Besitzungen Brasiliens in die Hände der Holländer. Biwot wurden sie bald darauf von den Portugiesen durch die Tapferkeit des dortigen Erzbischofs, der sich mit einem beträchtlichen Theile der Besatzung glücklich gerettet hatte, wieder vertrieben. Allein schon 1630 waren die Holländer wieder Meister, und die großen Talente und der hohe Ruhm des Prinzen Moriz von Nassau ließ alle Anstrengungen der besten Portugiesischen Feldherren zur Wiedereroberung Brasiliens scheitern. Nur nach vielfältig wechselndem Glück und Un-

glück ward endlich Brasilien durch den Frieden von 1661 Portugal völlig zugesichert.

Im Ganzen war daher Brasiliens Colonisation sehr vielartig. Sie hatte zugleich etwas Lehnliches mit der der vereinigten Staaten von Amerika; denn auch in Brasilien waren religiöse Verfolgung und der Drang nach Gewissensfreiheit Hauptgrundlagen der Ansiedelung. Allein was kann nicht alles aus ein und demselben Stamm erzeugt werden? Sah ich doch selbst mit Erstaunen in den hesperischen Gärten der Feen-Inseln des Borromäus Melken und Wein, Feigen, Rosen und Jasminen auf hohe Citronen-Bäume auf das glücklichste gepfropft! Hier duftete bey der goldenen Frucht der Balsam des Gemisches jener heerlichen Blüthen, und der reiche Weinstock umrankte zur allgemeinen Verbräderung diese heterogenen Naturen \*). Der Fleiß und die Talente des Menschen haben mithin eine kaum glaubliche Macht. Und wenn der Stamm jener vielartigen Wanderer, die die Intoleranz über das weite Meer nach der neuen Welt hintrieb, im Norden ganz etwas anderes

\*) Im Jahre 1728 habe ich nebst mehreren gütigen Augenzeugen diese sonderbare Thatsache auf den Borromäischen Inseln gesehen.

hervor brachte, als im Süden, so lag diestheils an dem Klima, theils an der Pflege und ganzen Behandlung, die das Mutterland seinen Colonien angedeihen ließ.

Was für herrliche Früchte in Nord-Amerika durch Englands liberale Behandlung und Unterstützung erwachsen sind, dies ist hinreichend gezeigt worden \*); jetzt wollen wir nun sehen, ob Portugal sich ähnlicher Verdienste um die Menschheit in Rücksicht seiner Amerikanischen Colonien rühmen kann.

Portugals Regierung nahm sich zwar seiner Colonien an, allein stets in dem Geiste des intoleranten Katholizismus. Man erstaunt, wenn man die lauten, halb wahnwürtigen Klagen ihrer Geistlichkeit gegen die Holländischen Reformirten Brasiliens, liest. Zum Beweise mögen uns folgende Stellen einer höchst sonderbaren geistlichen Rede einen Augenblick unterhalten.

Als die Holländer sich von neuem einiger Theile Brasiliens bemächtigt hatten, trug der Jesuit A. Viera in einer beredten Predigt zu Baja auf folgende Weise dem Himmel seine Beschwerden vor. „Erwache Herr, warum schlafst du?

---

\*) Man sehe den vierten Jahrgang.

„du, warum verbirgst du dein Antlitz und vergisst unsers Elendes? Ich werde heute nicht zu dem Volke reden. Meine Stimme erhebt sich höher; sie erhebt sich zum Schoße der Gottheit. Vergebens haben die evangelischen Redner es versucht, das Volk zur Befehlung zu bringen; da es taub war, so bist du es, Herr, den ich bekehren werde; und ob wir gleich die Sünder sind, so bist du es, den ich zur Reue bringen werde!“

„Josua war heiliger und geduldiger als wir; dennoch war seine Sprache keine andere, als die meinige, obgleich der Vorfall selbst weniger wichtig war. Als er durch den Jordan ging und die Stadt Si angriff, wurden seine Truppen zerstreut. Sein Verlust war nicht bedeutend, dennoch zerriss er seine Kleider, wälzt sich auf der Erde und schreitet: Warum liebst du uns über den Jordan gehen! Sage Herr, geschah es, um uns den Amoritern preis zu geben? Sollte ich daher, wenn es um ein großes Volk in einem vasten Lande zu thun ist, nicht mit Recht ausrufen: hast du uns diese Gegenenden nur darum gegeben, um sie uns wieder zu nehmen? Hat dir der Käfer so große Dienste gethan, um ihn durch

„unsere Arbeiten zu bereichern. Verzehre und  
„mit Feuer, vernichte uns alle; aber morgen  
„wirst du die Portugiesen suchen und sie ver-  
„gebens suchen. Wird dir Holland die Tempel  
„errichten, die dir gefallen? Wird Holland  
„dir wahre Diener weißen? Ja! du wirst den  
„Gottesdienst von Amsterdam, Bließingen und  
„andern Orten dieser feuchten, kalten Höhle er-  
„halten.“

„Es reuete dich vormahls, die Welt ers-  
„chaffen zu haben; es reuete dich des Vergangs  
„genen. Siehe, wie du bist; und weil dies  
„dein Charakter ist, warum willst du dich jetzt  
„nicht selbst schonen, indem du unserer scho-  
„nnest? Denke daran und betrachte die Folgen  
„der neuen Sündfluth, die du vorhast. Bahia  
„und das übrige Brasilien ist ein Raub der  
„Holländer. Sie verheeren alles mit der Wuth  
„des Eroberers — du Herr wirst ihren Ge-  
„waltthäufigkeiten nicht entgehen. Ja, du wirst  
„deinen Theil daran haben. Der Kaiser wird  
„die Thüren deiner Tempel aufreissen, die Ho-  
„stie, dein eigenes Fleisch, mit Füßen treten,  
„und sich selbst an deiner Mutter vergreifen.  
„Wenn du auch diese Beschimpfungen dul-  
„den würdest, so wäre ich nicht darüber er-

„staunt, weil du sonst noch blutiger duldetest.  
„Aber deine Mutter! Wo ist deine kindliche  
„Treue?“

„Kurz, Herr, wenn deine Tempel geplündert,  
„deine Altäre zerstört, deine Religion in  
„Brasilien erloschen ist; wenn Gras in den Vor-  
„höfen deiner Kirchen wächst; wenn die Fasten  
„ohne die Geheimnisse deines Leidens gefeiert  
„werden; wenn die Steine auf der Straße seuf-  
„zen; wenn die Reuer sich der Kanzel der Wahr-  
„heit bemächtigen werden; wenn man eines Tas-  
„ges die Kinder derjenigen, die mich umgeben,  
„fragen wird: Knaben, von welcher Religion  
„seyd ihr? und sie antworten: wir sind Calvi-  
„nisten; und ihr jungen Mädchen? und diese  
„antworten: wir sind Lütheranerinnen, als-  
„dann wirst du gerührt werden, dann wird es  
„dich reuen! Weil aber diese Reue doch gewiß  
„nachfolgt, warum willst du ihr nicht zuvor  
„kommen?“ (R a y n a l.)

Doß genug dieses heredten Unsinnes, der zugleich ein lustiges Beispiel gewährt von den geläuterten Religions-Grundsätzen dieser Volkslehrer. Man begreift aber, wie wenig dies mit derjenigen Toleranz zusammen trifft, die im Stande gewesen wäre, „Brasieliens vielartige

Einwohner, wie bey den Freystaaten von Nord-Amerika, zu einem glücklichen Verein und das durch zum allgemeinen Anbaue des großen Landes aufzumuntern.

Zwar führte Portugal die Inquisition in Brasilien nicht wirklich ein. Dagegen hielt dieses furchtbare Gericht dennoch stets seine Agenten, die auf die Andersglaubenden, und besonders auf die Juden, ein strenges Auge hatten. Diese Agenten wüteten gegen die so genannten Unchristen selbst noch zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts (besonders von 1702 bis 1709) auf das härteste, und schlugen hierdurch der Colonie schwer zu heilende Wunden.

Ein zweyter wichtiger Unterschied zwischen Portugal und England in Rücksicht ihrer jungen Colonien lag dann in der Behandlung der Original-Einwohner. Wenn, Calvert und andere Gröster der Nordamerikanischen Staaten erhandelten die von ihnen anzubauenden Ländereyen von den Indiern gegen Europäische Waffen; und wenn gleich zu Zeiten Unruhen und Fehden mit den Indiern entstanden, so waren sie doch selten von Dauer. Viel weniger war es aber auf die völlige Unterjochung dieser vormäßigen Besitzer des Landes angesehen.

In Brasilien hatten anfänglich die Indier den Portugiesen gleichfalls den Anbau ihres Landes gutmütig zugestanden, allein kaum fühlten Letztere den Werth des reichen, fruchtbaren Bodens, so gingen sie damit um, den Eingebornen ihre Religion und Gebräuche mit Gewalt zu beschränken, diese gastfreyen Menschen sogar zu verdrängen, ja sie völlig in Fesseln zu schlagen.

Die Portugiesen hatten nähmlich von Madera mehrere Schreiber von Zuckerrohr nach Brasilien geführt. Das vorzügliche Gedeihen dieses hierher verpflanzten Rohres erregte die Aufmerksamkeit des ersten General-Gouverneurs. Er suchte die Zucker-Plantagen im Großen zu betreiben, und glaubte hierzu die Original-Bewohner als Sclaven gebrauchen zu können. Der bis dahin freie, ungebundene Brasilianer ward nun aufgebracht; er widersegte sich und suchte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er entzog sich nicht bloß seinen tyrannischen Gästen, — sondern er ließ sie oftmals durch Blut und Verheerung die ungemeinste Rache fühlen.

Diese Wilden aber zu dem Glauben der Christen herüber zu ziehen, dazu bedienten sich die Portugiesen oft sehr zweckwidriger Methoden.

den. Unter den katholischen Missionären waren unstreitig die Jesuiten hierzu am meisten geeignet. Diese suchten nähmlich auf den Übergläubischen dieser rohen Völker selbst einige feierliche Gebräuche des Römischen Cultus zu impfen, und sie hierdurch nach und nach zu unserm Glauben hinüber zu führen. Und indem sie den Indiern schon hierdurch weniger anstößig und fremd schienen, behandelten sie sie milde, beschenkten sie mit ihnen angenehmen, in sich aber wohlfeilen Waaren, und unterstützten sie oft mahl's selbst mit Lebensmitteln. Allein anfänglich wurden hauptsächlich Missionäre anderer Art hierzu von Portugal ausgesandt; Dominikaner, Franciscaner und andere Ordensbrüder. Und diese, da sie so fort alle religiöse Begriffe und Ceremonien der Indier mit Fluch belegten, ja diese stupide Menschen deshalb hart behandelten, und sie auf das widersinnigste zwingen wollten, unsere unbegreiflichen Mysterien und unsere Lehren von der hohen Glückseligkeit in jener Welt zu glauben, ohne sich im mindesten ihrer Lage in der gegenwärtigen Welt anzunehmen, oder sie ihnen angenehmer zu machen, vermehrten bey den Indiern nur die ohnehin herr-

schende Abgeneigtheit gegen die neuen, intoleranten Einwanderer.

Als wenn aber alle diese Unbesonnenheiten Portugals in Rücksicht dieser Colonie noch nicht hinreichend geschienen hätten, so erfand die Regierung fast alle möglichen Mittel, das Aufblühen des Umbaues und des Brasilianischen Handels zu erschweren.

Durch das Vorhaben, die Rauffahrer vermittelst ihrer Kriegsschiffe gegen jeden feindlichen Angriff in Sicherheit zu setzen, hemmte sie die Freyheit des Handels, indem sie die Handelsfotten zwang, nur im Monathe März von Porto nach Brasilien die Waaren des Mutterlandes zu führen. Hierdurch ward dann manchem Kaufmanne gerade der ihm bequemste Zeitpunkt zu diesem Tauschhandel verrückt, und die Fracht mußte in jeder Hinsicht erschwert werden, weil zu jener einzigen Zeit die Concurrenz deshalb am stärksten ward.

Weit drückender waren indes die Monopoliern und Auflagen für Brasilien selbst. Einer Hauptbedürfnisse des menschlichen Haushaltes, das Salz, behielt sich die Regierung allein vor, von den Inseln des grünen Vorgebirges,

Sale und Mayo, in Brasilien einzuführen; da begreiflich die heiße Sonne Brasiliens sehr bequem das beste Salz lieferte, und auf die Weise Menschen und Vieh auf die leichteste Art erhalten würden. Und diese Ungerechtigkeit, die so weit getrieben wird, daß selbst das Salz, was die Sonne willkürlich an den Küsten austönt, nicht nach den großen Städten geführt werden darf, brachte sie denn der Krone ungeheure Summen ein? Noch nicht völlig ein hunderttausend Thaler; wahrlich ein Geringes, nur allein in Rücksicht der ungeheueren Quantität des leicht einzufassenden Kindfleisches jener vasten wilden Herden, von welchen die Körper größten Theils nun verfaulen, und wovon jetzt lediglich die Hämpe benutzt werden; denn das Fleisch selbst ist so wohlfeil, daß ein mittelmäßiger Ochs in Rio Janeiro nur gegen 6, tiefer im Lande aber kaum 2 bis 3 Thaler gilt.

Genes aus Madera hergeführte Zuckerrohr gewährte bald einen höchst wichtigen Handelszweig. Den Anbau und die Ausfuhr hätte man ermuntern sollen; aber Portugals merkwürdige Politik belegte dagegen die Ausfuhr des Zuckers mit 20 Prozent!

Wie suchte nicht England und auch das

Königliche) Frankreich den Anbau und die Ausfuhr des Indigo ihrer Inseln zu befördern; Portugal hingegen erschwert diesen Handel; es macht daraus ein Monopol der Krone.

Schon vorhin ward des Weines als eines vorzüglichsten Productes von Brasilien erwähnt. Eine eigene Gesellschaft bezahlt aber der Regierung das Vorrecht allein nach Brasilien Portwein zu führen, und verbietet den Brasilianern nicht nur den Anbau des Weines im Großen zum Verkaufe, sondern sie erlaubt nicht ein Maßl den dortigen Wein zu eigenem Hausverbrauche. Der Portwein wird in den Seestädten mit 1 Rthlr. und im Inneren des Landes mit 2 Rthlr. die Bouteille bezahlt. (Barrow.)

Ferner gewinnt die Regierung 200,000 Thaler durch den Alleinhandel mit Seife, Quecksilber, Scheidewasser und Spieltkarten, ja die Colonie muß ihr den Zehnten von allen Producten, so wie von allen Ex- und Importen, ferner eine Abgabe für jeden Sclaven, und außer andern minder bedeutenden Taxen auch die Kreuzbulle bezahlen. Diese Auflagen, mit dem Begriff der bereits angeführten, auf die Juwelen und edeln Metalle, betrugen im Jahre 1775 über 4½ Million Thaler.

Auch der Vortheil von der hier so trefflich  
bekommenden Baumwolle ward der Colonie ent-  
risen. Die Waarenlager fanden sich davon an-  
gefüllt; es ward daher eine sehr große Quantität  
Brasilianischer Baumwolle nach Portugal ge-  
sandt. Zufälliget Weise traf es sich, daß nicht  
nur die Magazine bereits damit angefüllt waren,  
sondern daß gerade zu der Zeit Portugal mit  
Frankreich über seine Neutralität unterhandelte.  
Da man dieser fremden Macht kein bares Geld  
zu geben im Stande war, und sie, der es übers-  
haupt nur darauf ankam, irgend etwas von  
Werth zu erzwingen, sich an Geldes Statt mit  
Waaren begnügen ließ, so ward die von den  
Brasilianern gesandte Baumwolle dafür hinge-  
geben, und die dortigen Pflanzer auf künftige  
Bezahlung ohne festgesetzten Preis und Zeit  
vertröstet. (Barrow.)

So vereinigt sich denn alles, den Flor dies-  
ser herrlichen Colonie zurück zu halten. Wie  
Tantalus bringen Brasiliens Pflanzer, umgeben  
von dem größten Überflusse, ihr Leben in dürf-  
tiger Hängstlichkeit hin.

Dennoch bietet die hier von allen Gaben  
strotzende Natur diesen widersinnigen, auf das  
Mutterland so traurig zurück wirkenden Ein-

zwängungen Troß. Die trefflichen Erzeugnisse geben der Colonie bey den vielen dort landenden fremden Schiffen Anlaß zu einem sehr bedeutenden Schleichhandel. Besonders sind hierbei die Walfischfänger Englands und die der vereinigten Staaten von Nord-Amerika am thätigsten. Barrow bezeugt, daß dies jährlich ein Gegenstand von einer halben Million Pfund Sterling sey. Hier von sollen besonders für den Sklavenhandel gegen 400,000 Pf. Sterl. aufgewandt werden. Er rechnet jährlich auf 90,000 Neger, jeden zu 20 Pf. Sterl.

Da nähmlich die Portugiesen fanden, es sey unmöglich die Original-Bewohner sich so gefällig zu machen, oder auch durch Gewalt sie dahin zu vermindern, daß sie die Arbeit der Bergwerke und der Pflanzungen übernahmen, so richteten sie ihre Augen nach ihren gegen über liegenden Besitzungen in Afrika, und brachten nun zu jenen Absichten viele tausend Neger herüber. Es eröffnet sich aber hierbei eine traurige Ansicht für die Menschheit, zu sehen, wie hier fort dauernd jährlich eben dieselbe Anzahl von Schwarzen eingeführt werden muß, um die Quantität der Arbeiter, welche der Colonie notwendig sind, nicht abnehmen zu lassen.

Die Summe aller Neger Brasiliens sehn Maynial (vor einigen zwanzig Jahren) auf etwas über 347,000, denn die Angabe von Hawkesworth von 629,000 Negern nur allein in dem Bezirke der Stadt Rio Janeiro ist höchst wahrscheinlich ganz übertrieben \*). Hiernach betrüge also jener jährliche Nachschuß über 5 prC., und dieß berechtigt anzunehmen, daß Portugals Sclaven entweder wenigstens nicht besser behandelt werden, als die der übrigen Europäer, oder das Klima von Brasilien muß den Schwarzen besonders ungünstig seyn, welches unstreitig der Fall nicht ist; oder drittens, daß der Portugiese, so wie der Engländer, lieber frische starke Sclaven kaufst, als durch Heirathen der Neger und sorgfältiges Auferziehen junger Schwarzen den Abgang von der Natur selbst ersetzen läßt. Zur Ehre der Portugiesen hat man Grund, lieber das Letzte, als das Erste anzunehmen, da die Methode, nach welcher die Neger der Pflanzer arbeiten, billiger scheint, als die auf den Colonien anderer Nationen.

Dem Neger ist nähmlich in Brasilien nur so viel Arbeit auferlegt, als etwa in 4 Tagen

---

\*) Wahrscheinlich gar um eine Null zu viel.

abgethan werden kann. Die beyden übrigen Tage gehörten dafür ganz und gar dem Sclaven selbst; allein er muß darin so viel gewinnen, daß er sich dadurch ernähren und kleiden kann. Der Herr hat also nur, allein die Einkaufskosten zu bestehen, und der Neger erwirbt sich sehr oft so viel, daß er sich dadurch die Freyheit erkaufen kann. Daher findet sich auch eine sehr beträchtliche Anzahl von Freynegern.

Uebrigens sind die Feldsclaven (die den Acker Bearbeitenden) so wie auch diejenigen, welche als Hausneger zur Bedienung gebraucht werden, in einer bessern Lage, als die der Bergwerke. Letztere werden nach einer bestimmten Quantität der erzielten Producte bezahlt. Da dieser Gewinn ungewiß ist, indem sie der Zufall bald mehr, bald weniger Gold oder Diamanten herauf fördern läßt, so werden die armen Menschen oftmahls gereizt, dergleichen zu verhehlen. Besonders ist dies der Fall bey den Diamanten. Sie verschlucken sodann kleinere Steine. So bald der Aufseher der Minen dergleichen argwohnet, gibt er den Sclaven eine starke Dosis Specacuanha, und sollte hierdurch nichts an den Tag kommen, ein sehr heftiges Purgirmittel; wie dies bey ähnlichen Fällen bey den Perlen:

sischern angewandt wird. Oftmals wird ein völ-  
lig Unschuldiger das Opfer dieser grausamen  
Behandlung.

Der Stand der Hausslaven ist deshalb  
minder günstig, als der der im Felde arbeiten-  
den, da erstere bey schlechter Kost nur einen ein-  
zigen Ruhetag, den Sonn- oder Feiertag, für  
sich haben.

Die Anzahl von beynahe 350,000 Negern  
setzt ein erstaunliches Capital voraus, und bewie-  
set zugleich den hohen Werth der durch sie erziel-  
ten Producte.

Die Tabelle, welche Raynal von den jähr-  
lichen Exporten Brasiliens, nach einem Durch-  
schnitt der fünf Jahre von 1770 bis 1775 gege-  
ben hat, beweiset, daß Portugal darin an Werth  
für 26,796,842 Gulden, über dies die Azoren,  
Madeira, Afrika und Ost-Indien für 1,040,875  
Gulden erhalten haben. Dies betrüge mithin  
zusammen 27,837,717 Gulden.

Genau trifft freylich die Summe nicht mit  
der zu, welche Raynal von dem Zehnten, der  
von allen Exporten erhoben wird, angegeben  
hatte; denn dieser betrug nur 2,237,583 Gul-  
den, unstreitig deshalb, weil mehreres heimlich  
ausgeführt worden war.

Für Brasilien ist dieß indes nur ein gerin-  
ger Ertrag; denn man bedenke, daß die Juwelen  
und das Gold, jene zu 1,430,000, und letzteres  
zu 11 Millionen Gulden gerechnet, fast die Hälfte  
des ganzen Ertrags ausmachen. Von den übris-  
gen trefflichen und vielartigen Producten, den  
Zucker und den Tabak ausgenommen, (wovon  
dieser auf 8½, jener aber etwas über 1 Million  
beträgt) steigt kein einziges bis zu einer Million.  
Englands West-Indien, ein unvergleichbar klei-  
neres Tropenland, lieferte für Zucker und den  
daraus erhaltenen Erzeugnissen 22½, ferner für  
Kaffeh über 6, für Baumwolle über 5 Millio-  
nen, für Indigo aber über 700,000 Thaler. Mit-  
hin beträgt selbst der Werth des Zuckers Brasi-  
liens, obgleich das wichtigste Erzeugniß dieses  
großen Landes, nur etwas über ein Viertel des  
Zuckers der Englischen Inseln.

Noch trauriger fällt der Vergleich aus in  
Rücksicht der Baumwolle, des Kaffehs und In-  
digos. Brasilien gewinnt von der ersten nur et-  
was über  $\frac{1}{2}$  Million Gulden, also kaum  $\frac{1}{3}$  tel,  
an Indigo nur  $\frac{1}{4}$  tel und an Kaffeh für 38,000  
Thaler, mithin kein  $\frac{1}{33}$  von der Ernte des Eng-  
lischen West-Indiens.

Auffallender wird aber die Differenz durch

die Total-Summe. Hier betrug der ganze Werth der Exporten Brasiliens, mit Inbegriff des Goldes und der Juwelen, nur etwas über 18 Millionen Thaler, in dem kleinen West-Indien hingegen über 32 Millionen Thaler \*).

Diese Darlegung des jetzigen Handels von Brasilien, welche mit Recht zum Anblick des heutigen Zustandes gehört, hing mit den dortigen Negern in so fern zusammen, als diese die Hauptfedern sind, die die gesammte Industrie der Colonie in Bewegung sezen.

Außer den Europäern und Negern finden sich dann, so wie fast überall in den Colonien von Ost- und West-Indien, Mulatten von einem Weisen und einem Neger; ferner Metzzen, von einem Weisen und einem Eingeröhrten. Größten Theils sind diese, so wie selbst viele Neger frey.

Die Europäer unterscheiden sich wiederum in solche, welche in Europa, besonders in Portugal, geboren sind, und in Creolen, oder Leute dort von Europäischen Vätern geboren.

Die gesammte Volkszahl dieses ungeheueren Landes wird von Raynal nur auf etwas über

---

\*) Man sehe den 2. Jahrgang.

eine Million gesetzt. Hierunter soll etwa  $\frac{1}{2}$  der Portugiesen seyn, und die Zahl der Neger sich in einigen Provinzen, wie 10 zu 1, zu den Weißen verhalten \*). Es ist merkwürdig, daß auch hier die Neger den Eingeborenen verhaft sind, jedoch schwerlich mehr als die Portugiesen.

Überblickt man nun, auf den neuesten Karten Brasiliens vaste Ländermasse von mehr als 100,000 Quadrat-Meilen, fragt man dabei, wie weit sind dann die Portugiesen in diesem Lande vorwärts gedrungen, daß ihnen bereits seit drey hundert Jahren zum Anbau, zum Benützen und zur Civilisirung, und zwar in den letzten Zeiten ungestört zu Gebote stand, so findet sich hier eine erstaunliche Unkunde, eine ungeheure Leere. Und dies leuchtet desto greller in die Augen, je mehr man den Vergleich von Brasiliens Colonien mit den Nordamerikanischen Staaten fortsetzt. Hierzu gab aber ihr ähnliches Entstehen zuvor Anlaß. Letztere nahmen fast 100 Jahre später ihren Anfang, dennoch finden sich jetzt nicht bloß ihre Küsten mit Städten, Dreschästen, Dörfern, einzelnen Meiereyen und kleineren Wohnungen

---

\*) Auch diese Angaben treffen nicht mit Raynal anderweitig zu.

dicht besäet ; mehrere hundert Meilen reicht der Anbau, ja die höhere Cultur ländeinwärts ; die dürftige Anzahl von einigen hunderten Original-Colonisten hat sich bis weit über 6 Millionen Menschen erhoben ; die entferntesten Staaten, z. B. Kentucky, Tenassi u. a. sind geometrisch aufgenommen, haben sogar eigene Buchdruckereyen und Zeitungen ; sehr viele talentvolle Männer haben mit den schätzbarsten Producten ihres Geistes die Welt bereichert, und uns ihr Vaterland gründlich kennen gelehrt ; der Handel ist vom Meere aus durch den Mississippi bis zum Mexikanischen Busen hinab geführt ; ja eine eigene Untersuchungsreise hat der Erdkunde jetzt die unermesslichen Länder vom Atlantischen bis zum nordwestlichsten Theile des stillen Oceans eröffnet.

Was bewirkte dagegen nun Portugal seit einer beträchtlich längern Zeit, in einem Lande, das an Klima und Fruchtbarkeit jenes nördliche Amerika im Ganzen weit übertrifft !

Wären hier nicht abermals die Missionäre hervor getreten, so ständen auf den Karten fast in dem ganzen Inneren Brasiliens die wenigen großen Buchstaben : Terra incognita ! Aber diese beherzten Dulder trieben ihre Missionen bis auf 470 Deutsche Meilen vom Meere gegen Peru

hin. Sie waren es lediglich, welche lange nach der Besitznahmeung des Landes in die ungeheueren Strecken der Statthalterschaft Para vordrangen, und statt daß die Portugiesen die Original-Einwohner nur zum Sclavendienst einzeln aufzwingen, diese durch solche Schrecklichkeiten aufgeschreckten schwachsinnigen Wilden durch ihre Milde und Ueberredungskraft in 68 Dorfschaften gesammelt, und hierdurch angefangen, jene großen Wüsten zu beleben. Vorzüglich arbeiteten hier seit 1632 die Jesuiten mit einem Eifer und mit solcher Aufopferung, daß sie jedem andern fast an Wahnsinn zu gränzen scheint.

Durch ähnliche mühsame Arbeiten war weiter in Süden die Mission la Conception bey den Volksstämmen der Itenes und Tepenucas, an dem kleinen Flusse Tapayos, errichtet, der sich mit dem Ubay in den Madera ergießt: und auf gleiche Weise die Mission St. Pedro und St. Paulo am Maranon, und andere, welche am Rio Negro, Yupura und noch weiter entfernten Flüssen gelegen sind.

Nur erst seit 1751 suchte man sich so wohl von Seiten Spaniens, als Portugals, eine etwas bestimmtere Kenntniß dieses großen Binnenlandes zu verschaffen. Portugiesische Abgeordnete schiff-

ten sich auf ein Paar kleinen Flüssen des Gebirges von Matto Grosso (die Flüsse Tagury und Itheura wurden damals genannt) ein; die Spanier hingegen befuhren den großen Paraguay, um den eingebildeten See Karayes \*) aufzusuchen. Mit Bewunderung trafen sich beyde Parteien Reisende statt auf jenem vermeinten See auf den Paraguay selbst. Nach den neuesten Karten mündet sich nähmlich jener kleine Itacura weiterhin unter dem Namen Cheana, nebst dem Cujaba in den Paraguay selbst ein; aber freylich weiter einem südlicheren, nähmlich unter dem 18. Breitengrade; der Taguary aber, wahrscheinlich einerley mit dem Cugnary, um noch einen Grab tiefer. Vielleicht hatten sich daher die Missionäre, da sie von dem 12. Breitengrade reden, auf dem Cujaba selbst eingeschifft, da dieser in dem Gebirge seinen Ursprung nimmt. Nach dieser Entdeckungsreise sind denn die nördlicher liegenden Theile des Berglandes Matto Grosso noch besser bekannt worden; wovon freylich der Durst nach Golde schon früher einige Theile benutzte. Man hatte nähmlich bereits 1735 dort Adern dieses edeln Metalles entdeckt, und es

\*) M. sehe den vorhergehenden Jahrgang S. 228.

wurden daher nach und nach die Gruben von St. Anna, Vincent, St. Joseph di Enjaba bearbeitet. Von Hauptpläzen dieses westlichen alsler Bergwerksländer der Portugiesen, welche an die Chiquiten und Moren gränzen \*), findet sich hier nur einer, nähmlich Villa bella ; die neuesten Karten zeigen doch noch Villa d'Oro.

Maynial gibt in Matto Grosso über 7300 Neger für die Bergwerke an, außer 2300 Indianern und etwas über 2000 Weißen.

Auch sind den neuesten Karten zu Folge in eben dieser Provinz, zwischen dem 19. Breitengrade, Trogeplätze, über welche, wie bey denen in Nord-Amerika, die Portugiesen, wenn die Verbindung der Flüsse fehlt, die Böthe über Land, von einem Strome zum andern tragen.

Gleichfalls finden sich in der andern sehr entfernten Bergprovinz Goyaz um die Quellen des grossen Tocantins mehrere Ortschaften. Alles dieses hat aber nur allein die Gier nach Golde belebt ; denn in der gleich darauf folgenden westlichen, mehrere tausend Quadrat-Meilen befassenden Fläche Campos Paresis (sie ist bis jetzt noch

\*) Man sehe den vorhergeh. Jahrgang.

fast zu keiner der Capitanerien \*) zu rechnen) scheint beynahe keine Spur eines Anbaues; hier hausen nur die Trümmer vieler wilden unab- hängigen Stämme, die unter dem allgemeinen Maßmen der Tapujos bekannt sind, und dieß große treffliche Gebietz zwischen den mächtigen Stromen, dem Tocantin, dem Xingu und Madera, bis zum Maranon hin, bleibt seit drey hundert Jahren eine unbesuchte Wildniß.

---

\*) Ganz Brasilien ist nach Raynaud in 9 Stathal- terschaften oder Hauptmannschaften (Capitanias) getheilt. Von Norden nach Süden gerechnet, sind es 1) Para, 2) Maranhao, 3) Fernambuck, 4) Bahia, 5) Rio Enero, 6) St. Paul, und die drey Bergwerks-Districte, 7) Matto Grosso, 8) Minas Geraes, 9) Goyaz. Hierin sollen seyn überhaupt nur 172,328 Weiße, 281,360 Indier, und 338,852 Neger und freye Mulatten. Dieß gäbe daher noch nicht 900,000; es muß mithin irgendwo in Raynads Total-Angabe ein Rechnungs- fehler seyn; dieß ist desto wahrscheinlicher, da es z. B. nicht glaublich ist, daß in der Stathalters- schaft Rio Janeiro gerade so viel Indier (32,126) als in St. Paul seyn, oder wenigstens in den siebziger Jahren gewesen seyn sollten.

Diese 9 Stathalterschaften stehen zwar unter dem General-Gouverneur, dem so genannten Vice-Könige, der vormohls in St. Salvador, jetzt aber in Rio Janeiro residirt; indeß hat dens-

Nach sind die Einrichtungen und die Lebensart der Beherrscher Brasiliens bis jetzt auf keine Weise geeignet, um die Fortschritte der Cultur zu beschleunigen.

Die vorhin angezeigten Bedrückungen der Colonie durch das Gouvernement machen es begreiflich, warum sich fast alle nach Brasilien gesandte Portugiesen schon wie vom Mutterlande auf immer getrennt ansehen. Die Colonisten, sagt Barrow, hängen fast eben so wenig Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland, als die

---

noch jede Statthalterschaft (Capitania) einen eigenen Statthalter, der seine Befehle vom Mutterlande selbst erhält, und daher nicht sehr abhängig ist von dem Vice-König. Ueber dies sind noch einzelne Distrikte welche besondere Commandanten haben, z. B. Cereo, Espirito-Santo, Pará, Pernambuco, Bahia u. a.

Das Militär beträgt genau 16000 im ganzen Lande; hier von liegt wohl die Hälfte in Rio Janeiro. Ueber dies rechnet Raynal noch 21,000 Mann Land-Miliz. Barrow nimmt überhaupt etwa 10,000 Mann regulärer Truppen an; hierunter sind auch Compagnien von Freyuegern. Die Artillerie soll nur gering und schlecht bedient seyn.

Brasilien hat einen Erzbischof, der in St. Salvador residirt, und mehrere Bischöfe, als den von Rio Janeiro, Fernambuco u. a.

nach Botany-Bay gesandten Engländer. Sie suchen daher auch nicht, wie etwa die Pflanzer in West-Indien, schnell zu einem bedeutenden Vermögen zu gelangen, um hier von derselben in Europa bequem leben zu können.

Selbst das Portugiesische Militär in Brasilien, ob es gleich nur für eine bestimmte Zeit dorthin gesandt ist, siedelt sich gewöhnlich durch Verheirathung dort fest, und sucht durch verschiedene Arten von Nebenerwerb sich zu erhalten. So trieb in Bahia der Capitán Matos, obgleich Commandant eines wichtigen Forts, dennoch daneben das Handwerk eines Goldschmiedes; ein Rechtsgelehrter, ein Richter handelte hingegen mit Gewaaren, mit Ehen u. dgl. (Lindley).

Dieß alles scheint indessen wirkliches Bedürfniß zu seyn; denn neben den oben angeführten Monopolen und harten Auflagen, die bei einigen Artikeln auf 30 pr. C. steigen, läßt die Regierung kaum einiges Geld in den Cassen. Sie nöthigt die dortigen Beamten so fort alles zu verschließen und nach Lissabon zu senden; die elende Summe von 16 Pfund Sterling ist oftmahs in diesem Goldlunde ein beträchtliches Capital! Auch ist alles, sogar das Militär dürftig. Der Gehalt des Commandanten eines Signal-  
• Forts

Forts, ob es gleich einen beständigen Dienst erfordert, beträgt nur 365 Thaler, und eines Forts ohne Garnison nur die Hälfte. Die Soldaten kennt man nur an ihrer schlechten blauen Jacke, die ihnen als Uniform dient, so lange sie die Wache haben; außer Dienst hüllen sie sich in elende Lumpen. Daher soll denn auch die Subordination äußerst schlecht seyn. Und dieser geringe Unterschied zwischen Herren und Diener erstreckt sich gleichfalls auf das Ganze. Oft unterbricht der Bediente die Conversation der Gesellschaft.

Sind nun auch die Einzwängungen, und daher die Quellen der Dürftigkeit sehr groß und vielfach, so herrscht dennoch hin und wieder dieser Luxus. Im Großen zeigt sich dieser ganz vorzüglich in den Kirchen und bey den geistlichen Ceremonien Brasiliens, sie übertreffen an Pracht selbst die ähnlichen in den katholischen Ländern von Europa. (Co o. f.)

Schon vorhin ist die Schönheit der vornehmlichen Jesuiten-Kirche in St. Salvador gerühmt, und die Kirchen anderer Städte, besonders die von Rio Janeiro, sind nicht minder prächtig.

Um die großen Kosten zu dem Bau einer  
Leschenk. 7. Band. G

neuen Kirche aufzubringen, mußte (1768) eine so große Menge Knaben, die zu dem Kirchspiele gehörten, zur Nacht mit hohen, brennenden Fackeln um Beyträge bitten, daß die Britten auf Cooks Schiffen durch das helle Licht getäuscht, glaubten, die Stadt stände im Feuer.

Eben so feyerlich und kostbar sind hier die geistlichen Precessionen, die Begräbnisse und die Kirchenfeste; die Einkleidung der Nonnen. Die Ceremonien-Kleidung eines Priesters besteht aus sieben verschiedenen Kleidungsstücken, eins über das andere, und hierunter mehrere von dem kostbarsten Zeuge.

Obgleich hier kein eigentliches Inquisitions-Gericht Statt hat, so hält es dennoch seine Agenten. Es herrscht mithin der Überglaube noch im hohen Grade. So trägt man auch Amulette gegen mehrere Krankheiten; und geweihte Palmenzweige sollen gegen das Einschlagen des Blitzen schützen. Aber es ist merkwürdig, daß die papieren Bilder der Heiligen in den Kirchen nur an Mannspersonen ausgetheilt werden; das andere Geschlecht scheint ihrer nicht würdig.

In einem solchen Lande steht denn freylich die Industrie und der allgemeine Wohlstand zurück. Fast alle Fabriken sind zu Gunsten des Mu-

Verlandes verboten. Eine Baumwollenspinnerey ward auf höhern Befehl zertrümmert, und der Unternehmer davon nach Europa gesandt.

Hierin liegt denn auch eine Hauptursache der großen Menge dortiger Bettler und Armen. Auf den Straßen der Hauptstädte findet sich der Fremde davon beständig heimgesucht, obgleich die Kirchen und Klöster eine große Menge davon befestigen.

Ebenfalls sind die Bequemlichkeiten des Lebens äußerst dürftig. Bahia hatte noch vor fünf Jahren keinen einzigen Gasthof, und in der Hauptstadt von ganz Brasilien, obgleich der Sitz des Vice-Königs, eines Bischofs, der hohen Tribunale und der Niederlage aller Schäfe, bey einer Volksmenge von mehr als 60 000 Menschen, hatte nur etwas Niedliches von einem Wirthshause Statt. Ein Franzose, Monsieur Philippe, der Wirth dieses merkwürdigen Hofs, machte zugleich den Dolmetscher, den Agenten, den Mäkler und den Arzt für die hier ankommenden Fremden.

Aber selbst die besten Wohnungen, und es gibt besonders in Rio Janeiro mehrere ansehnliche Häuser, sind äußerst unreinlich, und mit schlechten, antiken Meubeln versehen. Freylich ist Uns.

reinlichkeit überhaupt dem warmen Klima, und — les extremes se touchent — gleichfalls dem hohen Norden gemein. Die Gewohnheit der Portugiesen in Brasilien, sich öffentlich, ja wohl gar einander wechselseitig von den widrigen Gästen des Kopfhaars zu befreien, findet sich so gut in Neapel als in Finnland, und den angrenzenden Ländern.

In ziemlich ähnlichem Verhältnisse steht hiervor mit die Art sich zu kleiden und zu speisen. Das männliche Geschlecht geht außer dem Hause nach Europäischer Sitte gekleidet, und die Vornehmern tragen auch häufig Spangen, und große massiv goldene Schnallen; im Hause begnügen sie sich, in schmutzigem, oft zerrissenen Hemde und Schlafhosen zu laufen.

— Die Frauenzimmer sind bey ihrer eingeschlossenen Lebensart leicht zum Fettwerden geneigt. Die blassen Gesichtsfarbe wird durch die Lebhaftigkeit der schwarzen Augen und der schönen weißen Zähne sehr gehoben. Sie gehen größten Theils nur in kleinen Ueberröcken über dem Hemde von dem dünnsten Mousselin, und da das Hemde oberwärts sehr weit ausgeschnitten ist, so zeigt sich nur zu sehr der dunkelbraune Busen und Nacken. Ihr langes schwarzes Haar wird

mit gefärbten Bändern aufgebunden, und mit den herrlich riechenden Blumen von der Blumeria, der Tuberose, des Jasmins, durchflochten. Dohen werden selten Strümpfe getragen. Zur Kirche schlagen sie ein schwarzes tuchenes oder seidenes Gewand über, und bey Regenwetter tragen sie Pantoffeln. Vornehme zeichnen sich besonders durch fein gearbeitete goldene Ketten, oft mehrere Ellen lang, aus, die sie um den Hals tragen, und moran ein agnus dei herab hängt. Sie bedienen sich zum Ausgehen der Sänten und Carriolen.

In Ansehung der Nahrung, so sind die Fleischspeisen von sehr geringer Güte; das Geflügel, und besonders die Fische sind trefflich.

Milch und Butter findet man kaum, man südet alles in Dehl.

Selbst die höhern Classen bedienen sich hauptsächlich der Finger statt der Messer und Gabeln. Sie ballen das sehr weich gekochte Fleisch, besonders aber die Mehklümpe und das Gemüse zu Kugeln bis zu der Größe einer Seifenkugel, tauchen es in die Brühe und stecken diese ungesteilt in den Mund. Indes waschen sie sich vor und nach dem Essen die Hände.

Läbt der Gelehrte und der Vornehme in

G 3

China die Nagel aller Finger bis zu einer ungewöhnlichen Länge wachsen, so genießt in Brasilien nur der Daumen oder der Zeigefinger dieses Vorrechts. Sie spitzen den Nagel dann scharf zu und stolzieren damit, wenn sie die Gitarre spielen.

Hebrigens ist die Musik im Ganzen, besonders die zum Tanz, nur den Negern überlassen. Der Tanz selbst ist aber ein Gemisch des wollüstigen Fandango und der noch unzüchtigern Tänze der Neger von Guinea. Die Orgien der Basabaren Ost-Indiens sind dagegen noch sehr anständig. (Lindley).

Unter den öffentlichen Vergnügungen von Rio Janeiro zeichnet sich besonders der Passeo publico aus; ein schöner großer Garten voller Alleen, Gänge und Beete mit den trefflichsten Blumen. Hierin sieht man die herrlichsten Gewächse der Tropenländer, doch ist die Aufmerksamkeit besonders auf die Cultur Europäischer Pflanzen gerichtet. Merkwürdig war zugleich eine geschmacklose Nachbildung des Papaya-Baums, Stamm, Blätter und Blumen ganz von Kupfer, grün angestrichen; dies elende Kunstwerk ward noch widriger durch die daneben im reichsten Flor prangenden natürlichen Papaya. In einem der

Pavillons dieses Gartens sieht man eine Sammlung der schönsten Vögel, als Gemälde aufgestellt, aber mit ihren natürlichen Federn, beigleichen auch acht Vorstellungen der vorzüglichsten Erzeugnisse Brasilien und ihrer Gewinnung; nähmlich die Gold- und Diamant-Minen von Villa Rica; eine Zucker-, Indigo-, Kaffeh- und Nopal-Plantage; ferner die Bearbeitung des Maniocs, des Reisés und des Hanfs.

Rio Janeiro hat ferner auch eine Oper. Die Bälle und Concerte werden im Gouvernementshause gegeben. Die öffentlichen Kaffeh-Häuser sind hier und in Bahia schlecht und schmuckig.

Im Ganzen wird die Socialität durch Indolenz und Eifersucht sehr eingeschränkt. Die Frauenzimmer, da sie enge eingekerkert leben, suchen sich durch die Rendezvous in den Kirchen und zu Nacht schadlos zu halten. Sie zeigen sich bey dem Dunkelwerden auf den Balcons ihrer Häuser, und werfen auf diejenigen unter den vorüber gehenden Mannspersonen, die das Glück haben, ihnen zu gefallen, Blumensträuße herab. Dieses betrifft besonders die Fremden. Dr. Gaunder und einige Englische See-Officiere, welche den Cap. Cook auf seiner ersten Reise um die Welt begleiteten, wurden bey dieser Ge-  
G 4

legenheit so sehr mit diesen schönen Einladungen überschüttet, daß sie ganze Hüte voll davon wegworfen. (Hawkesworth).

Freilich kann man mit Barrow behaupten, daß deshalb nicht alles dortige Frauenzimmer der Ausschweifung zu beschuldigen sey. Allein das Geständniß eines Geistlichen in Rio Janeiro ist ihnen doch nicht sehr günstig. Dieser erhielt nämlich von dem Englischen Schiff-Medicus, der da schnell abreisen mußte, den Auftrag, eine Schachtel Medicin seiner Patientinn, der Hebtissinn eines Klosters, einzuhändigen. Der neugierige, lustige Benedictiner öffnete die Schachtel und rief, da er Willen darin fand: Ach! das sind Mercurialis! Der Arzt entrüstet, so wohl über die unziemliche Neugier, als über die wirkliche Verleumdung der Hebtissinn, gab dem fetten Mönche einen Verweis. Allein dieser rief: Alle Damen in Rio sind nur zu galant! (Pronaeac deditae sunt Veneri!)

Diese von dem Klima selbst begünstigte Sinnlichkeit und Indolenz, gemischt mit Bigottismus und stätem Gefühl des harten Drucks der Regierung, läßt dann für Kenntnisse, Wissenschaften und Volksaufklärung wenig erwarten.

Die Engländer suchten in Rio Janeiro ver-

gebens nach einer Beschreibung oder gedruckten Nachricht von dieser Hauptstadt. Sie fanden in den beyden Buchläden, wahrscheinlich die einzigen in ganz Brasiliem, nur alte Abhandlungen aus der Alchymie, der Medicin, Andachtbücher und Werke der scholastischen Theologie, und über dieß höchstens einige Bücher über die Geschichte des Hauses Braganza.

Wie weit aber die höheren Wissenschaften dort zurück stehen, hierzu dient Folgendes einziger Maßen zum Beweise.

Als Cap. Cook bey seiner ersten Weltumsegelung in Rio Janeiro landete, und von dem dortigen Vice-Könige um die Ursache seiner Reise befragt ward, gab er zur Antwort: er wolle den Durchgang der Venus auf einem der Südseeländer beobachten. Von diesem Phänomen konnte sich der Vice-König nur folgenden Begriff machen: „Es sey dies wohl,“ meinte er, „der Durchgang des Nord- (Polar-) Sterns durch den Süd-Pol;“ so lauteten genau die Worte des Dolmetschers, der das Englische recht gut redete. Man denke sich diese verkehrten Begriffe bey einem Manne in so hoher Function, der selbst einen weiten Ocean

Gefahren hatte, und in einem See- und Handelsstaate zu Hause gehörte?

Was ließe sich nicht von einem nur einiger Maßen sachkundigen Brasilianer über die Maturgeschichte und Erdkunde dieses reichen Theils der südlichen Halbkugel erwarten; dennoch ist fast alles, was wir davon wissen, aus den Fernen der Ausländer geflossen. Ein Franciscaner in Rio Janeiro benachrichtigte indess den Englischem Reisenden, Barrow, er arbeite an einer Flora des Landes; und sie solle, man denke, wegen des Nahmens der Hauptstadt (Rio) Flora fluminensis betitelt werden. Ueber den dortigen Handel hat doch der Bischof zu Fernambuck, Cotinho, einen Tractat geschrieben. So hätten wir vielleicht die ganze Ausbeute der dortigen Literatur, so weit sie uns bekannt ist, denn einige Klöster sollen noch schätzbare Manuscripte der Missionäre über das Innere von Brasilien besitzen; allein die Weisheit der Regierung verheimlicht diese literarischen Schätze, aus Furcht, sie möchten die Ausländer zu den Metallschähen führen.

Dies wäre etwa im Allgemeinen eine Darstellung Brasiliens, so weit wir es bey der grossen Armut der Nachrichten bis jetzt kennen.

Wie dürftig für eins der wichtigsten Länder der warmen Zone! Hier nur einige hundert tausend gescheide, betriebsame Einwohner mehr, als unter einer freyen Constitution und ohne Religions-Zwang, welche Aussicht eröffnet sich sodann für Brasilien, ja für die ganze cultivirte Erde! Unermessliche Schäze des Mineral-Reichs und der belebten Natur strömen von hier in Osten durch das Atlantische Meer zu den drey Theilen des alten Continents, während der gigantische Marañon, mit jenen großen Strömen Brasiliens vereinigt, in Westen, Peru, Mexiko, Californien, die in Norden daran stoßenden kältesten Länder von Amerika, in Verbindung setzt, dem dürftigen Kurilen und Kamtschadalen und tiefer liegenden Sibirier seinen Mangel vermindert, und die Producte von China und Japan, so wie die neuen Erzeugnisse Australiens eintauscht.

Und was ist der Mensch ohne Handel? Ein an seine väterliche Erdscholle fest gehetztes Geschöpf, ohne Freyheit im Wandeln und Thun; abhängig von jeder wahnsinnigen, sich selbst beschränkenden Regierung, von jeder illiberalen Obergewalt, welche die Zügel nach unbeschränkter Willkür lenkt. Ohne auswärtige Verbindungen kann kaum die Klage über sein

trauriges Schicksal laut werden; er kann sich keinen Trost, kaum einen Zufluchtsort ausmisten; mit dem dürftigen Anteil, der ihm von seinem Herrscher zugeworfen wird, muß er sich seufzend begnügen; in Krankheiten entbehrte er fast alle Rettungsmittel, im gesunden Zustande alle Bequemlichkeiten des Lebens, alle Abwechslungen, die ihm der Handel mit dem Auslande darbietet; ja, er entbehrte selbst viele Schönheiten der Natur und der daraus entspringenden Kenntnisse und Gefühle; Kurz, ohne Handel wird der Geist des Menschen erdrückt, der Körper vernachlässigt; Cultur, Freyheit und Erweiterung des Denkens werden eingezwängt, und die erhabene Natur des Menschen schrumpft in ein elendes, bejammernswürdiges Wesen zusammen.

Wahrlich liegt wohl ein so gänzliches, willkürliches Verlassen des väterlichen Bodens niemals näher, als bey dem Umsturze aller Besitzungen. Und wer weiß, was für eine glückliche Revolution dieß für Portugal veranlassen würde. Wenn sein Staatskörper eine andere Bildung exhieste, so wirkte dieß wahrscheinlich auf den Geist der Nation zurück. Die hierbey nothwendige Anstrengung, die unerlässliche Thätigkeit

keit bey diesem großen Ereignisse, der neue Boden, die weite Aussicht, unbeschränkt aus dem vasten, reichen Lande unermessliche Reichtümer hervor zu arbeiten, weckte die Seele der Nation; sie rief die alte Kühnheit, das hohe Talent, in ein Volk zurück, das vormahls Europa durch seine Thaten im Erstaunen segte, das mehr als die halbe Erde entdeckte, und dessen Flagge in allen Gewässern Ehrfurcht gehabt.

## Chile.

Als wollte die Natur den gold- und blutgierigen Bösewichtern, den Eroberern der neuen Welt, einen Damm vorsezten und sie gerechte Rache fühlen lassen; durch eine Wüsteney von 30 Seemeilen trennte sie das reiche unglückliche Peru von dem mildern fruchtbaren Königreiche Chile. Diese Wüsteney hebt mit Atacama, der letzten Provinz von Peru, an, und läuft bis Copiapo (gewöhnlich Copiapo) mit solcher Unfruchtbarkeit fort, daß sogar die selbst mit den-

dürresten, härtesten Gewächsen sich begnügen den Maulthiere aus Mangel an Kräutern und Wasser oftmahs umkommen. (F r e z i e r.)

Chile's Schugmauer in Osten ist aber weit stärker. Hier wird es von den aus Norden herab laufenden unersteiglichen Cordilleren umschlossen; sie lassen nur wenige wegbare Deffnungen von Charcas und Paraguay aus offen. Von Charcas aus war es, wo der Eroberer Almaz gr o (1534) auch diese harmlosen Indier, die Chilesen, in Fesseln zu schlagen suchte. Aber er büßte schwer seinen Frevel. Der Hunger zwang seine Nordbrüder Pferdefleisch zu fressen, und die ungeheuere Kälte verwandelte das Blut einer großen Anzahl derselben nebst ihrem Anführer Ruy das in Eis. Man fand die Körper der Erstörten fünf Monathe nachher, die Zügel der Pferde in ihren Händen.

So durch die Natur selbst beschützt, liegt hier also ein treffliches Land von mehr als 23,700 D. Quadrat-Meilen, unter der schönsten Sonne, (vom 24. bis zum 45. Grade südl. Breite) in Westen umschließt es das Meer.

Ist Italien der Garten Europens, so darf man Chile mit Recht den Garten der neuen Welt nennen. Das Klima bey den Ländern, ja selbst ihre

Lage, ist sich einander ähnlich; beyde haben ihre bedeutendsten Erstreckungen in die Länge \*), und beyde werden der Länge nach von einem an einander hängenden hohen Gebirge durchschnitten, denn die Cordilleren lassen einen Zweig durch Chile selbst laufen; sie theilen das Land in Osts. und West-Chile, und sind ihm die Apenninen. Auch ist bey beyden Ländern der Einfluß ihrer Gebirgsketten von gleich hohem Werthe; aber auch wegen der Vulkane von gleicher Furchtbarkeit.

Die südlichen Gränzen des Landes werden bald größer, bald kleiner angegeben. Van Co-

\*) Molina rechnet 380,000 Quadrat-Meilen, die Längemeile, 60 auf einen Grad, geben 23,700 D. Meilen; wahrscheinlich ist dies keine sehr genaue Messung, da unsere Karten in Anschung der Gränzen von Chile sehr unter einander verschieden sind. Den Nahmen, den das Land bereits vor der Eroberung durch die Spanier trug, leidet er, soulderbar genug, von einer Art Drosselfeln her, welche Chile, Chile rufen sollen. Er theilet dies Land in drey Chile. Die erste begreift die Inseln. Hierunter die kleineren Coquimbischen; die von Juan Fernandez und Massa Fuero; und die des Archipels von Chiloe. Die zweyte Abtheilung begreift das Land zwischen dem Meere und dem Gebirge. Die dritte, das Gebirge oder die Andes selbst.

ver bestimmt sie nur bis zum 44. Breitengrade; er schliesst sie mit dem Archipel von Chiloe. Andere dehnen sie hingegen wenigstens 6 Grad südlicher aus; sie lassen sie bis zur Magellans-Straße fortgehen. Allein Molina selbst findet dies besonders deshalb unbillig, weil die dortigen Menschen auffallend von den Chilenen verschieden sind.

Von Westen nach Osten ist alles bestimmter. Die hohen Andes sind hier die Termen zwischen Tukuman, Paraguay und Chile.

Diese Riesengebirgskette bleibt auch hier seiner Natur gleich. Außer den drey Zweigen, worin sich der große Zug zerspalten hat, zeigen sich einzeln sehr hohe Berge, die denen in Peru, nach dem Unsehen zu urtheilen, wenig nachstehen, denn bis jetzt moß wohl in Chile weder ein Bouguer, noch Condamine oder Humboldt die Höhen. Ihre Gipfel deckt ewiger Schnee. Neun derselben zeichnen sich darunter besonders durch ihre Höhe aus \*), und ihr Schnee gewährt,

---

\*) Hierunter sollen die höchsten seyn, der Mansas ( $28^{\circ} 30'$ ), Tupungato ( $33^{\circ} 40'$ ), Descabezade ( $35^{\circ}$ ), Longavi ( $35^{\circ} 15'$ ), Chillan ( $36^{\circ}$ ), Guanauca ( $41^{\circ} 8'$ ), Villarica ( $39^{\circ} 30'$ ). (Galletti.)

so wie in Peru, eine reiche Nahrungsquelle. Auch hier sind diese Schneegebirge die Mutter, die großen Wasserbehältnisse nie versiegender Quellen. Sie senden mehrere Flüsse zum Südmeere hinab, allein die Kürze ihres Laufes lässt sie nicht bedeutend werden; der Copiabo, Mayo, Cauten, Tolten, Valdivia, Biobio \*) und Maule gehören hiervon zu den bekanntesten; die letztern tragen beträchtliche Schiffe.

Im Osten, gegen Tukuman und Cujo hin, ist fast alles unbekannt. Auch würden die dorthin von der Bergkette ausströmenden Flüsse nicht mehr zu Chile zu rechnen seyn, da diese Gränzgebirge sie so fort jenen Ländern zufenden \*\*).

Ebenfalls enthalten diese Gebirge; wie ihre Geschwister in Peru, eine große Anzahl offener und erloschener Feuerschlünde. Noch vor wenigen Jahren zählte man 14 lebende Vulkane im Chile.

Unter ihren Ausbrüchen war der des Vulkans von Ptxoa (zwischen dem 34. und 35.

---

\*) Er ist schon eine Meile oberwärts seiner Mündung  $\frac{1}{2}$  Meilen breit. (Ulloa).

\*\*) M. s. weiter unten, Patagonien.

Breitengrade) am 3. December 1760 einer der schrecklichsten. Dieser alte Vulkan erhielt das mahl's eine völlig neue Gestalt, einen neuen Krater. Ein daneben gelegenes Gebirge ward meilenweit zerrissen; und die ungeheuere Quantität Lava und Asche füllte die benachbarten Thäler, schwelte mehrere Tage hindurch die Gewässer des Flusses Ttingirica. Zu gleicher Zeit ward der nicht beträchtliche Strom Contue durch ein in das Flussbett hinab gestürztes Gebirge zehn ganzer Tage hindurch gehemmet; da denn endlich seine Gewässer diesen Damm überwältigten, und das ganze umher liegende Land unter Wasser setzten.

Auherhalb der hiesigen Andes liegen, isolirt, zwey Vulkane. Der an der Mündung des Flusses Napel; er wirft nur hin und wieder Dampf aus. Dagegen brennt der Vulkan am See Villa Rica dauernd fort. Dieser Vulkan muß nicht nur ein sehr hohes Gebirge seyn, da er auf mehr als 30 Deutsche Meilen sichtbar und mit ewigem Schnee bedeckt ist, sondern er muß überhaupt ein großes Gebirge ausmachen, denn Molina gibt seiner Wurzel einen Umfang von viertehalb Deutschen Meilen. Ein bedeutender Theil dieses Gebirgs, das mit den Andes in Verbindung stehen soll, ist mit schöner Waldung bedeckt, und

viele Flüsse nehmen daraus ihren Ursprung. Die Karten legen diesen Vulkan gegen den 39. Grad südl. Breite.

Ein so vulkanisches Land, als Chile, ist dann auch, wie das benachbarte Peru, häufigen Erdbeben unterworfen. Hierbei ist es indes sehr merkwürdig, daß zwey der dortigen Provinzen, obgleich nicht vom Meere entfernt, bis jetzt niemahls einen Erdstoß empfunden haben. Sonderbar genug wäre es, wenn wirklich die Ursache dieses Glücks darin zu suchen wäre, daß diese beyden Provinzen Copiapo und Coquimbo sich von vielen unterirdischen Höhlen und Canälen untergraben fänden. Dies will man aus dem unterirdischen Geräusche schließen, welches sich oftmaß in mehreren Theilen dieser Gegenden, gleich dem Geräusche eines laufenden Wassers oder eines Windes, vernehmen läßt.

Selbst der furchtbarsten Todesgefahr steht der Mensch ruhig ins Auge, wenn sie ihm häufig sich darbietet. So schläft hier der Einwohner von Chile ruhig, wenn gleich jährlich drey bis vier Mahl sein Boden umgestürzt wird, oder wenigstens gewaltsam unter ihm zittert. Freylich begräbt nicht jeder Erdstoß Dörfer oder Städte. Unter der zahllosen Menge Erschütterungen,

seit der Spanischen Eroberung, zeichnen sich fünf besonders unglücklich aus. Die von 1570, 1647, 1657, 1730 und 1750. Die vier letzten ereigneten sich im Frühjahr und im Sommer; die beiden letzten zerstörten wichtige Theile der Hauptstadt.

Um weniger durch diese häufige Gefahr zu leiden, macht man die Straßen sehr weit; jedes Haus hat überdies einen geräumigen Hof- und Gartenplatz als Zufluchtsort; dabey sind die Wohnungen selbst nur niedrig, und jeder, der es vermag, hält zugleich in seinem Garten hölzerne Baracken fertig, um ihn bey eintretender Gefahr aufzunehmen.

Auch hier sollen sich Vorbedeutungen der Erdbeben äußern, wie in Calabrien; dies mag aber, so wie dort, nur auf einige Thiere und Personen von feineren, empfindlichen Nerven wirken; denn Molina, der dort geboren und erzogen ist, konnte, ungeachtet er die Atmosphäre und ihre Veränderungen lange studierte, und dort viele Erdstöße erlebte, nie eine Art von Vorgefühl des Erdbebens an sich gewahr werden.

Die Luft ist in Chile äußerst milde und das bey sehr gesund; die Atmosphäre leidet nur geringe Veränderungen; Gewitter, Hagel, Schnee

und heftige Stürme sind wenig bekannt. Indes sind sich in Rücksicht der Temperatur bey einem, von so hohen Gebirgen überlaufenen Lande gleichfalls beträchtliche Verschiedenheiten. Ohne die strenge Kälte der Andes weiter anzuführen, so fühlte Van Cover selbst bey seiner Reise zur Hauptstadt St. Jago die Zunahme der Kälte, so wie er vom Meere aus höher stieg, sehr empfindlich. Die herrschenden Winde sind hier längs der Küste die nördlichen; nur vom Mai bis gegen den September zeigen sich südliche.

Vor Ankunft der Spanier kannte man nur wenige Krankheiten. Eine darunter war besonders ein heftiges Fieber, das gewöhnlich den Kopf bis zum Wahnsinne einnahm; die Indier curiren es durch Kräuter; sie nennen es Chavilonco, d. i. Kopfkrankheit.

Aus Europa stammen dann auch hier die Kinderblättern; indes hat bereits seit 1761 der Arzt Verdugo die Inoculation eingeführt. Ebenfalls ist es nicht unwahrscheinlich, daß selbst das venerische Uebel von den Spaniern herrührt; denn ein Mahl hat es unter den Eingeborenen nur sehr geringe Fortschritte gemacht, und sodann fehlt sogar in der Sprache der Indier ein Name für diese Krankheit.

Als eine Fortsetzung der Andes von Peru behalten diese Gebirge dann auch in Chile im Newfern eine ähnliche Bildung. Sie sind hier in drey Zweige getheilt; der mittlere ist davon bey weitem der höchste; er steht etwa 15 Meilen von den beyden übrigen entfernt; alle sind durch querlaufende kleinere Bergketten mit einander verbunden. So wie in Peru bilden sie die schönsten, malerischsten Scenen; erzeugen bald tiefe Schlüchten, bald schroffe, furchtbare zusammen gestürzte Felsen und schäumende Cascaden, und ihre innere Structur ist gleichfalls der der übrigen Cordilleren ähnlich.

Daher denn auch hier die vielartigen Produkte der Vulkane, Schlocken, Laven, Basalte, zu Glas geschmolzenes Gestein, Schwefel und Salmiak.

Mannigfaltig ist ferner hier das natürliche Gestein. Vielfarbiger Quarz, Gyps, auch fast alle Thon-, Schiefer- und Marmorarten kommen vor.

Die Lagerarten stimmen indessen, wenn nicht anders eine sichtbare Convulsion darin Zeerüttungen hervor brachte, ziemlich mit den uns bekannt gewordenen Gesetzen der Gebirgskunde zu. Der Granit macht auch hier die Unterlage. Von dem härtesten Gestein, dem Quarz, finden sich

die schönsten und größten Krystallen; einzelne Krystalle, sagt Molina, von 6 bis 7 Fuß, woraus man die schönsten Säulen versetzen könnte.

Aber auch von Kalk zeigen sich sehr merkwürdige Fälle. Noch wohl selbst höher als jene Versteinerung, die v. Humboldt auf 12,000 Fuß über der Meeresfläche in den Peruvianischen Silberminen antraf, finden sich hier auf dem platten Gipfel des Descabezado eine große Menge versteinerter Muscheln. Dieser Berg scheint dem Auge indes nicht viel niedriger, als der Riese, der Chimborasso, schade, daß diese merkwürdigste Höhe für Versteinerungen nie gemessen ist.

Den feinsten, schneeweissen Porzellan-Thon trifft man schichtweise in der Provinz Maule; man bringt davon bemahlte Gefäße nach Peru; sie sollen zugleich dem Wasser einen angenehmen Geschmack mittheilen. Frezier entdeckte einen noch merkwürdigern, sehr feinen, schwarzen Thon, der selbst zum Färben dient, und dessen Schwarze alles übertrifft. Dem Naturalisten heißt er daher Argilla aterrima tinctoria.

Unter mehreren Porphyrarten zeichnet sich besonders diejenige an Schönheit aus, welche auf einem gelben Grunde roth und blau gefleckt

ist. Sie findet sich am Flusse Chile, und ist daher *Saxum Chilense* benannt.

Bon fossilen Seltenheiten liefert Chile noch viele Türkisse. Diese versteinerten Thierknoschen von schönem Blau zeigen sich in so großer Menge in den Gebirgen von Copiapo, daß diese Provinz daher ihren Nahmen erhielt. Auch an andern Halbedelsteinen ist Chile nicht arm. So bilden z. B. die Amethysten in einem Muttergesteine von grauem Quarz einen ganzen Hügel unweit Tolca. Molina fand hierunter einige vom schönsten Violett, die das Glas schneiden, ohne sich im mindesten abzustumpfen. Verschiedene Flüsse führen auch zu Seiten Rubinen und Smaragden, jedoch nur von geringem Werthe.

An mineralischen Salzen mangelt es gleichfalls nicht. Ganze Gegenden sind mit einem Gemische von kalkartigem Salpeter überzogen; auch gibt es Alraun; die Vulkane bilden, wie bereits erwähnt ist, Salmiak, und von Vitriol trifft man so wohl grünen und blauen, als weißen.

Eben so wenig fehlt es dem Lande an Erdschärgen, und noch weniger an Steinkohlen. Die Gegend um die Stadt Conception ist davon besonders reich.

Max

Man sieht voraus, daß ein vulkanischer Boden bey so vielfacher Abwechselung von mineralischen Körpern Mineral-Quellen erzeugen mußte.

Die Provinzen Copiapo und Coquimbo liefern viel Kochsalz, zu die Gewässer des ganzen Flusses Salado der ersten Provinz sind, ob sie gleich aus den Andes ihren Ursprung nehmen, von außerordentlichem Gehalte, und in einem Andes-Thale der Pehuenches (unter  $40\frac{1}{2}$ ° Breite) zeigen sich elf Salzquellen. Auf dem Gebirge Peldehue, nördlich der Hauptstadt von St.ago, entspringen, nur 80 Fuß weit von einander absteckend, zwey merkwürdige Mineral-Wässer, die ihrer Temperatur nach einander durchaus entgegen gesetzt sind. Die heiße Quelle hat eine Hitze von 60 Grad Reaumur, dagegen fällt das Thermometer in der zweyten bis auf 4 Grad unter Null. Durch Canäle zusammen geleitet bilden beyde ein lauliches Badewasser von trefflicher Wirkung gegen viele Krankheiten. Das Wasser der heißen Quelle ist alkalisch und schäumt wie Seifenwasser; das der kalten hält Eisen und Bittersalz.

Das Wichtigste, was die Gebirge von Chile in ihrem Schoße erzeugen, ist wie bey Peru das Metall.

Der berühmte Paw zeigte auch darin seinen übertriebenen Haß gegen Amerika, daß er diesem Welttheile das Eisen entweder gänzlich abläugnete, oder das Amerikanische wenigstens für schlechter, als das unserige ausgab. Chile zeigte ihm zu Folge durchaus von diesem nützlichen Metalle keine Spuren. Indes hätte er sich schon durch Frezier eines Bessern belehren können, und jetzt wissen wir, daß die Provinzen Coquimbo, Copiapo, Aconguaca und Huemulquilema nicht nur sehr reiche Eisenminen besitzen, sondern das Metall selbst, (es kommt gewöhnlich als graues und schwarzes Eisenerz, oder in bläulichen Würfeln krystallisiert vor) von vorzüglicher Güte ist. Indes tritt auch hier die Jalousie des Mutterlandes der Natur in den Weg. Es ist verboten, diese Minen im Großen zu bearbeiten.

Diese lächerliche Furcht der Beeinträchtigung Spaniens erstreckt sich dann gleichfalls auf das Quecksilber. Jene beyden zuerst genannten Provinzen sind auch mit diesem Metalle sehr reichlich versehen. Es zeigt sich darin theils in metallischer Gestalt, theils als Zinnöder in olcher Menge, daß man dadurch sehr große Summen gewinnen würde; und dies um desto

nehr, da man seiner hiet so sehr zum Amalgamations-Prozesse bey den edeln Metallen bedarf. Dagegen sucht man das Antimonium auf, und es findet sich auch unter mehr als einer Gestalt; Krystallisiert ist es bis jetzt nur in einer einzigen Grube vorgekommen.

Das Zinn, obgleich von sel tener Güte und bedeutenden Gängen, wird hier wiederum jährlig vernachlässigt; und das Bley bearbeitet man nur in so weit, als man es zum Schmelzen und zum Verbrauche im Lande selbst nöthig hat.

Mit dem Kupfer scheint nur erst die Aufmerksamkeit der hiesigen Einwohner auf die Metalle anzuheben. Illota rühmt bereits die Vorrüge des Kupfers von Coquimbo und Guasco. Molina sieht die reichsten Kupferminen von Chile zwischen den 29. und 36. Grad der Breite. Die meisten Arten enthalten so viel Gold, daß einige Franzosen zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Chile deshalb einen bedeutenden Handel trieben, um daraus Gold zu ziehen. Einige Sorten gewähren  $\frac{1}{2}$  tel, ja sogar bis zu  $\frac{1}{4}$  tel Gold; bey letztern sollen aber beyde Metalle nicht mehr mit einander vererzt, sondern jetzt schon im metallischen Zustande finden. Außerdem

dem Fahl-, Pech- und Glaserze, verdient hier die Vorzüglichkeit des malleablen Kupfers von Coquimbo besonders bemerkt zu werden; so wie auch die alte reiche Mine von Payen bey den Puelches. Allein diese Völker haben sich der weisen Bearbeitung dieser Mine widerseht. Sie lieferte chemahls nicht selten Stücke von gediegenem Kupfer von 50, ja von 100 Pfund; die Gewinnung war überhaupt äußerst leicht, und man vermutete darin aus der Farbe, die dem Gemilox glich, keine unbeträchtliche Quantität Gold. Eine ähnliche Mine ist diejenige, welche neulich zu Curico entdeckt ward; bey ihr findet sich das Gold zu gleichen Theilen mit dem Kupfer. Man benannte dieses Kupfer den natürlichen Avanturin \*).

Nicht weniger merkwürdig ist endlich das Kupfer aus den Hügeln von Huelquilema. Hier ist der Zink mit dem Kupfer verbunden, also ein natürliches Messing.

Die Quantität Kupfer, welches Chile liefert, muß außerordentlich bedeutend seyn; fünf

---

\*) Diesen Nahmen gibt man sonst einem zimmetbraunen Quarz von schimmerndem Ansehen auf Spanien.

bis sechs Schiffe laden, als Ballast, jedes 20,000 Centner für Spanien. Daneben wird eine große Menge nach Buenos-Ayres gesandt, und die Kaufmannsschiffe von Peru führen dorthin gleichfalls über 30,000 Centner. Man gebraucht es daselbst bey den Zucker-Raffinerien.

Scheint das Kupfer in Chile an keinen besonderen Erdstrich oder Provinz gebunden, sondern überall verbreitet zu seyn; so ist dies nicht der Fall mit dem Silber. Dies findet sich in den Andes nur auf großen, also kalten Höhen. Die bedeutenden Kosten, welche hierdurch bey der Bearbeitung der Silberminen entstehen, haben veranlaßt, daß man bereits viele wieder verlassen hat, wenn gleich das Erz reich war. Nur etwa vier wurden noch gegen das letzte Drittel des verflossenen Jahrhunderts bearbeitet.

Die reichsten Silbererze finden sich in den Gebirgen der Provinzen Coquimbo, St. Tage, Aconguagua und Copiapo. Hier kommen fast alle merkwürdigen Arten des Silbers vor; gesiegenes Silber, Rothgulden, Glaserz, Horn-erz, weiß und schwarzgältiges Silbererz.

Das schwarze, Megrillo genannt, schlägt jedoch der hiesige Bergmann am meisten. Wen den drey Unterabtheilungen dieser Art läßt sich

die reichste, man benennt sie piombo ronco, sehr bequem schmelzen, denn sie ist hauptsächlich mit Schwefel vererzt. Man fördert diese vorzüglichen Erze aus den Minen von Uspallata, bis jetzt die reichsten vom ganzen Lande. Sie liegen in der Provinz von Uconguana auf den östlichen hohen Andes, fast unter dem 33. Breitengrade, und das Gebirge gleicht hier ziemlich den Apenninen zwischen Bologna und Fles-tenz. Dieser sehr erhabene Berggrücken bildet hier eine Fläche, die gegen  $\frac{1}{2}$  Meilen breit und über 20 Deutsche Meilen in der Länge hält, genießt einer milden Temperatur, ist durch mehrere kleine Flüsse bewässert, und mit schönen Waldungen bedeckt. Sie dient den höheren Schneegebirgen zur Basis.

Die Silbermine von Uspallata soll auf 25 Meilen gegen Norden fortlaufen und stets gleiche Reichhaltigkeit zeigen. Einige behaupten, sie hänge sogar mit Potosí zusammen; eine kaum glaubliche Erstreckung, da letzteres zwischen dem 19. und 20. Breitengrade gelegen ist. Dennoch scheint selbst Uloa dieß zu behaupten. Der Hauptgang, der 9 Fuß mächtig ist, theilt sich in fünf parallele Lagen. Die mittlere oder der Kerngang ist so reich an Silber, daß das schwarze

Erz davon weiß erscheint; die Bergleute nennen sie la Guida (die Führerinn). Sie gibt 200 Mark Silber im Caxon, oder etwa 2 Mark in 50 Pfund Erz.

Unter mehreren anderen Silberminen sind die von Cormaq, unweit der Hauptstadt St. Jago, die bedeutendsten. Sie geben 30 Mark Silber vom Caxon (50 Centner). Vormahls schmolzen die Indier diese Erze auf eine sehr unkundige Weise mit großem Verluste; jetzt bedient man sich dabei des Amalgamations-Processus.

Zuletzt kommen wir zu dem Golde, als der wichtigsten metallischen Ausbeute des Königreichs. Eine Verbindung des Goldes mit den Kupfererzen, noch mehr aber die vielen Goldwässchen, wozu, wie Verrouse sagt, fast jeder Bach so gütigen Anlaß gibt, daß ein Arbeiter täglich über 2 Piaster gewinnt, zeigen die allgemeine Verbreitung dieses Metalles durch ganz Chile. Der Mönch Gregorio di Leon nannte daher Chile eine einzige Goldstange.

Man hatte in den südlichen Provinzen, zwischen dem Biobio und dem Archipel von Chile, außerordentlich reiche Goldminen entdeckt, und die Spanier zogen daraus sehr große Sum-

men; allein die Araukanen, eine sehr kriegerische Nation dieser Gegend, verjagten die Fremdlinge und warfen die Gruben zu.

Die Spanier bearbeiten jetzt die Goldbergwerke von Copiapo, Quasco, Coquimbo, Petorca, Vigua, Tilit, Putaendo, Caren, Alhue, Chibato und Huille-Patagua.

Einige dieser Minen sind nicht reich; andere werden zuweilen durch die Gewässer ersäuft und deshalb aufgegeben.

Gewöhnlich liegen die Erze in einem röthlichen, leicht zerreiblichen, thonichten Gestein; doch ist diez eben solchen Veränderungen unterworfen, als die Richtungen der Gänge selbst.

Uebrigens ist das Gold von Chile sehr rein; es ist gewöhnlich von 22 Karat, ja bisweilen 23 $\frac{1}{2}$ . Diese Erze werden dann durch Verquickung bearbeitet. Man amalgamirt täglich 2500 Pfund Erz auf jeder Mühle.

Da diese Methode viel Zurüstung und Arbeiter erfordert, so ist sie nur für bemittelte Gewerke; die minder vermögende Classe hilft sich mit dem Goldwaschen. Man wirft hierbey den röthlichen, goldhaltigen Sand nur in hölzerne oder hörnerne Kellen, Poruna genannt; durch stätes Nütteln legen sich hierin

die Metallstückchen oder Blättchen zu untersetzen, während daß der Sand oben weggespült wird. So unvollkommen nun auch diese Methode ist, so bringt sie dennoch den Arbeitern mehr ein, als man glauben sollte. Ein fleißiger Goldwäscher gewinnt gewöhnlich 5 Species-Thaler in jeder Woche. Sie stoßen aber auch oftmahs auf beträchtliche Goldstücke, die bis zu einem Pfund wiegen, diese nennt man Pepites, und man kann hiernach auf den Reichtum der Muttermine schließen.

Der Werth von allem in Chile jährlich erzielten Golde kann nicht sündlich durch die darauf liegende königliche Abgabe von einem Fünftel bestimmt werden. Diese Abgabe, sie heißt Oro quintado, betrug über 5 Millionen Thaler (20 Mill. Livr.) Hier von ward 17 Millionen in der Hauptstadt ausgemünzt (Van Couver gibt 1 Million Species an), das übrige wird aber in Stangen ausgeführt, oder auch im Lanzbe verarbeitet. Die Quantität des Goldes, um welche die Regierung defraudirt wird, ist sehr beträchtlich.

In der Mine von Capati soll man ein unbekanntes, schwer zu schmelzendes Metall ent-

deckt haben, wovon Molina vermutet, es sey Platina.

Die Bergleute sind in Chile fast alle arm. Sie verzehren das von ihnen gewonnene Gold sehr schnell; sie schätzen das nicht, was sie fast ununterbrochen vor sich sehen; nur diejenigen, welche ihnen die Lebensmittel, besonders die geistigen Getränke, verkaufen, bereichern sich.

Bey Chile trifft die Regel nicht zu, daß das Gewächsreich der mit Metallen gesegneten Länder von der Natur vernachlässigt sey. Chile's Ebenen und Berge sind reichlich mit den schönsten Pflanzen bedeckt, nur machen die höchsten, kalten Gebirge hiervon, wie überall, eine Ausnahme.

Wir verdanken dem P. Feuilla die erste Kunde der Vegetabilien von Chile (1714). In desß hat er nur diejenigen Pflanzen beschrieben, welche in den niedrigen Gegenden, unweit des Meeres, zu Hause sind.

Molina hat 70 Jahre nachher einen beträchtlichen Beitrag zur Flora dieses Landes gegeben. Bey dem Reichthume, der ihm zu Gebote stand, konnte er aber weit mehr leisten. Er gesteht nähmlich, selbst 3000 neue Arten gesammelt zu haben, und wie wenig hat er

uns davon beschrieben! Dennoch beweiset selbst dieß Wenige, wie viel wir von einem gründlichen Botaniker dort erwarten könnten. Fünfzehn neue Geschlechter kommen schon unter der geringen Anzahl vor, die Molina uns aufzählt; hoffentlich wird die treffliche Flora Peru-viana auch viel neue Pflanzen enthalten, welche Chile mit Peru gemeinschaftlich besitzt.

Wir heben hier nur einige Merkwürdigkeiten des dortigen Pflanzenreiches auf.

Chile bringt eine sehr bedeutende Anzahl Gärkepflanzen hervor; mehr als 10 sind davon bis jetzt bekannt worden. Einen zweifachen Nutzen gewährt darunter die Panke, nach Molina ein neues Geschlecht (*Panke tinctoria*). Ihre Blätter haben zwar einige Ähnlichkeit mit unserer Klette (*Bardana*), allein die Fructifications-Werkzeuge sind davon gänzlich verschieden. Dieser Naturalist behauptet, sie gehöre unter die *Enneandria* - *Monogyna* L. Dombey glaubt, sie sey mit der *Gunnera* L. zusammen zu bringen. Ihr oft gegen 5 Fuß hoher Stamm trägt weiße Blumen, die ins Röthliche spielen, von glockenförmiger Gestalt. Der Saft der Pflanze gibt den damit gefärbten Zeugen ein sehr schönes Schwarz; die Wurzel hingegen

dient zum Gärben des Leders. Man zerstößt sie deshalb, nur ist der Geruch beym Stoßen sehr heftig, daß niemand es über eine halbe Stunde auszuhalten im Stande ist. Der holzartige Stamm wird von den Schustern zur Einfassung der Sohlen benutzt; das Mark hält für den Landmann eine genießbare Säure.

Eine zweyte Art der Panke (*Panke acaulis Mol.*) liefert eine rübenförmige, sehr große Wurzel, die häufig gegessen wird.

Ein schönes Violett zieht man aus der Eulie (*Oxalis flore roseo, Feuillé*). Die Pflanze wird zu dem Ende in einen Teig verwandelt, wie der Wald. Zugleich ist die Eulie ein specifisches Mittel gegen das hizige Fieber.

Die Indier ziehen aus zwey Arten des Eupatorium gelbe und grüne dauerhafte Farben, und aus einer bis jetzt unbekannten Pflanze ein so treffliches Blau, daß es noch nach dreißig Jahren, obgleich oftmahs gewaschen, schön blieb.

Von eßbaren und nahrhaften Pflanzen besitzt Chile außer unsern Getreidearten mehrere von Wichtigkeit. Vor Ankunft der Europäer bauteen die Krauter den Magu, eine Art Rosen, und die Luca, eine Gerste. Sie buken hiervon ihr Brot, von ihnen Cooque genannt,

und mit diesem Rahmen belegen sie gleichfalls das Brot, was jetzt hier gänzlich aus Europäischem Weizen gebacken wird; denn seitdem sind jene Pflanzen so sehr vernachlässigt, daß man sie kaum zu Gesicht bekommen. Unsere Kornarten gedeihen nähmlich bis zu 50-, ja in einigen Provinzen 100fältigem Ertrag. Vorzüglich dient ihnen, wie den Peruanern, der Maiz. Er liefert auch hier durch Gährung des eingeweichten Mehles mehrere Arten nährender, aber zugleich berauschender Getränke, z. B. die Chica, den Chetcan und Upo. Es gibt hier verschiedene Varietäten von dem Maize. Von den neuen Pflanzen Europäens bekommen hier gleichfalls der Hanf und der Flachs, da aber die Ausfuhr von beyden streng verboten ist, so bauet man nur gerade zum einheimischen Verbrauche.

Man sieht gewöhnlich Chile als das Vaterland der Kartoffel an. Sie führt hier die Namen Papa, Pogny und Patata, und es findet sich wirklich fast auf allen Feldern wilde Kartoffeln, nur sind die Wurzeln kleiner und von bitterlichem Geschmacke.

Uebrigens kennt man hier zwey Arten von Kartoffeln, und hiervon wohl 30 Varietäten.

Auch die Oca von Peru (*Oxalis* *tuberosa*)

gewidt, hier stark und gern gegessen; die dicke Wurzel ist gegen 4 Zoll lang, und heilt sich, wie bey der Kartoffel, in mehrere Hälften, hat auch, wie jene, eine dünne Oberhaut.

Die Wurzel der Yutao (*Alstroemelia lig.* L.) liefert gleichfalls ein gutes Mehl. Fast jede Art Gartenbohnen und anderer Hülsenfrüchte, so wie mancherley Europäische Küchenkräuter, kommen hier sehr fort. Von Pimentpfeffer zieht man mehrere Sorten.

Unter den großen Bäumen wählen wir hier nur einige der merkwürdigsten aus. Der Pehuen (*Pinus Araucana* Mol.) ist einer der schönsten Bäume des Landes. Er erreicht oftmaßlich die Höhe von 80 Fuß, und 8 Fuß im Umfang. Er gehört aber nicht zu den Kästen, er macht vielmehr, wie La Mark bewiesen hat, ein eigenes neues Geschlecht aus, welches er dem Naturalisten Dombeu zu Ehren, Dombea Chilensis nennt, denn dieser brachte zuerst die merkwürdigen Fructifications-Theile das von nach Europa. Der Baum verliert bey zunehmendem Wachsthum die ersten Zweige, und nur wenn er die Hälfte seiner ganzen Höhe erreicht hat, treten vier dauernde, ansehnliche Zweige unter rechten Winkeln aus dem Stamme

hervor. Die höher, hinauf daraus folgenden haben gleichfalls diese Richtung, sind aber kürzer, da nun dieses Abnehmen der höher stehenden Zweige unter stets gleicher Stellung zunimmt, so bildet sich hierdurch eine vierseitige Pyramide, die um desto schöner ist, da die herzförmigen Blätter, drey Zoll lang und einen Zoll breit, hart wie Holz, und von großem Glanze sind. Die ovale Frucht, von der Größe eines Menschenkopfes, hält in mehreren Abtheilungen lange Pinien-Nüsse, die man wegen ihres schönen Geschmackes eben so gerne ist, als die Kastanien. Auch das gelbliche Harz des Pehuen ist vorzüglich, und von dem trefflichsten Geruche.

Ebenfalls ein neues Geschlecht, das des Peumo, (*Peumus Hexandr. Monogyn.*) enthält vier Arten und mehrere Varietäten, wovon drey essbare, den Oliven ähnliche, Früchte tragen. Das Fleisch ist schmackhaft, und der Kern sehr öhlreich. Die Rinde des Baumes dient zum Gärben und zum Färben.

Bey der dort so genannten Cocos-Palme (*Palma Chilensis Mol.*) sind die Blätter und Blumen wie bey dem gewöhnlichen Palmbaume; allein die Früchte sitzen traubenweise, und sind sehr klein, aber man preist daraus ein sehr gus-

tes Oehl. Nicht nur allein deshalb, sondern zugleich wegen der sehr erfrischenden Frucht werden sie in großer Quantität nach Peru verschickt.

Aus einem Baume, den Molina den Weihrauchbaum (*Thuraria Chilensis*, ein neues Geschlecht von *Decandr. Digyn.*) nennt, erhält man ein eben so treffliches Harz, als den Weihrauch Arabiens.

Der Quillai (*Quillaja saponaria*; *Monococcia Polyandria* Mol.) macht ein neues Geschlecht. Der Baum erreicht eine mehr als mittelmäßige Höhe, hat ein sehr festes Holz, wovon der Landmann seine Steigbügel vërfertigt. Sein größter Werth besteht aber in der Rinde. Pulpa vermischt und mit hinreichendem Wasser gemischt, gibt sie eine sehr gute schäumende Seife, die zum Waschen der Wolle und der Zeuge verbraucht wird. Der Handel hiermit ist beträchtlich. Der Nahme des Baumes stammt von dieser Eigenschaft ab, denn *Quillcan* bedeutet waschen.

Mehrere andere Bäume, welche bey uns noch unbekannt sind, liefern treffliche Holzarten für die Ebenisten. So z. B. der *Zemo*, ein neues Geschlecht (*Teumus moschata*, *Polyandria-*

digynia), ferner gleichfalls aus einem neuen Geschlechte (Diandria-monog.), der Mayten und der Caven (Mimosa caven); hiervon macht man wegen der schönen hellen Adern auf schwarzem Grunde Handgriffe für verschiedene Instrumente. Ein sonderbarer Baum ist der Lorbeerbaum Lichi (Laurus caustica), den man hier fast überall antrifft. Legt man sich zur Sommerszeit in seinen Schatten, so verursachen seine Ausdünstungen, besonders bey empfindlichen Personen, schmerzhafte Blättern, und Geschwulst an allen entblößten Theilen. Das getrocknete Holz versiert indes diese bösen Eigenschaften gänzlich, und man verarbeitet es wegen seiner schönen rothen Farbe und seiner Festigkeit gern, nur muß man sich beym Fällen des Baumes sehr vorsehen. Im Wasser bekommt es eine erstaunliche Härte, so würde daher sehr gut zum Schiffbau dienen. Der Lichi muß nicht verwechselt werden mit dem Balsam, einem der schönsten Bäume dieses Landes, der aber ein wahres Gift ist; indes geben doch die Aerzte zuweilen die Knospen pulverisiert als Brechmittel.

Feuille gibt ein beträchtliches Verzeichniß der Medicinal-Pflanzen von Chile, und wie sollten diese auch bey einer so reichen Flora fehlen?

Unter einem Himmel, den die gütigsten Zeu-  
gen dem des südlichsten Europa's gleich sezen,  
müssen selbst unsere feinsten Früchte vorzüglich  
bekommen, z. B. die Orangen, Citronen, Feigen,  
u. dgl. Besonders verdient hier noch der Wein,  
angeführt zu werden. Er bekommt so gut, daß  
Ulloa ihn, so wie das Klima selbst, dem von  
Spanien völlig gleich sieht. Die Weinlese fällt  
hier im April und May. Der beste Wein gehört  
der Provinz Conception, längs dem Flusse Itata.

Auch die Pfirsich bekommt hier trefflich. Es  
gibt hier von 14 Sorten, einige bis zu 16 Un-  
zen an Gewicht. Die hiesige Erdbeere, die Fris-  
tilla von Peru, erreicht die Größe eines kleinen  
Hühnereies, indeß ist sie wässriger als in Europa.  
Dies mag hinreichen, um einen Begriff von  
dem Prunkreichtum des trefflichen Landes zu  
geben; nun zu seiner Fauna.

Es sey mir bey dieser Gelegenheit erlaubt,  
Verschiedenes nachzuholen, was den Erläuterun-  
gen von Paraguay \*) deßwegen entging, weil  
damals die vorzüglichen Nachrichten von Asara  
nicht vor mir lagen. Beyde Länder, Chile und

---

\*) Man sehe die Beschreibung im vorhergehenden  
Jahrgange.

Paraguay, liegen ohnachin einander so nahe und gehören ein und denselben Herrn; über dies geschieht Molina, daß es außer den von ihm beschriebenen sechs und dreißig Arten Quadrupeden, welche ihm in Chile bekannt wurden, noch mehrere in jenen weniger besuchten Ländern, der gegen Chorcas und Paraguay liegenden Länder, gebe; sicher sind also viele Arten beyden Ländern, ja sicher auch Brasilien, gemein.

Der Tapir <sup>\*)</sup>, das größte Thier der neuen Welt, der bey den Guaraniern Mborebi genannt wird, hat nicht 10, sondern 8 Vorderzähne, wovon die vier zu den Seiten der vordersten stehenden den Hundszähnen ähnlich sind; über dies an jeder Seite 7 Backenzähne oben und unten. Fängt man es jung, so wird es leicht zahm und verläßt die Wohnung nicht leicht, selbst bey offenen Thüren. Es begnüget sich fast, wie das Schwein, mit jeder Mahnung, selbst fand man viel salpeterhaltige Erde in seinem Magen, vielleicht wegen des Salzes.

Nichts war bis jetzt unbestimpter, als die Hirscharten der warmen Theile der neuen Welt,

<sup>\*)</sup> Man siehe dessen Abbildung und Beschreibung im dem vorhergehenden Jahrgange, S. 82.

Azara hat wenigstens in vielen Rücküchten diese Unwissenheit vermindert. Zu unserer Absicht mag es hinreichen, hier anzuführen, daß diese Länder, besonders Brasilien, Paraguay und Ecuador, von vier verschiedenen Hirscharten bewohnt werden. Zwei derselben sind von röthlicher Farbe, die beyden übrigen hingegen braun; wir wissen jetzt bestimmt, daß die Hirscharten, welche uns Markgraf, Piso und Recchi beschrieben haben, nicht zu unsfern Europäischen Hirschen oder Rehen gehören. Keine derselben scheint aber an Größe unsfern großen Hirschen gleich zu kommen. Man jagt sie dort jetzt, wie bey uns, allein man fängt sie auch in Schlingen; besonders schleudert man ihnen jene mit Steinen versehene Rieschen \*) um den Hals.

Azara hält von großen und wilden Rägen sechs verschiedene Arten, wovon drey gewöhnlich die Mahmen von Amerikanischen Ziegern und Geparden führen. Auch über die verschiedenen Bischoffen dieser Länder haben wir nun mehr Gewissheit erhalten. Molina fand in Chile vier verschiedene Arten, worunter denn freylich auch die Muffeten begriffen sind, welche sich durch eine

---

\*) M. siehe den vorhergehenden Jahrgang S. 315.

entsetzlich riechende Feuchtigkeit vertheidigen. — *Uzara* kannte nur drey Wiverren und Wiesel (*Mustela*).

Von diesem Naturalisten ist eine Thierart, wovon wir bisher nur sehr schwankende Nachrichten hatten, in seinem Vaterlande genau beobachtet. Sie scheint ein neues Geschlecht auszumachen, das dem Hunde weit mehr, als dem Bären, sich nähert; diesel ist der Krabbenfresser, le *Crabier*, des *Büffon*. Hiervon gibt *Uzara* für Paraguay drey verschiedene Arten an. Er benennt das Geschlecht selbst *Agouara-gouazur*. Die erste Abtheilung des Wortes bedeutet *Uch*, die zweyte *groß*. Das erste Quadruped dieses Geschlechts sollte dann der Krabbenfresser des *Büffon* seyn, dem die Zoologen keinen gehörigen Platz anzuweisen wußten. *Cuvier* nennt ihn den Krebsfressenden Bären (*Ursus cancrivorus*). Auch scheint mir alles ziemlich bey den Thieren des *Büffon* und des *Uzara* zuzutreffen, bis auf den *Schwanz*, denn dieser ist nach *Büffon* schuppiicht. *Noseda*, der mehrere Individuen an Ort und Stelle beobachtet hat, sagt, er komme der Figur nach dem Hunde so sehr nahe, daß es schwierig, ihn im offenen Felde davon zu unterscheiden, selbst in Gegenwart eines Hundes; nur die gro-

gen aufstehenden, fünf Zoll hohen, langen und drey Zoll breiten Ohren, und die etwas feiner gebildeten Beine machten den Unterschied einiger Maßen bemerklich. Dobrig hof er sagt daher nicht unrecht, der Wasserthund sey dem Körper nach dem Hynde, den Ohren nach dem Esel ähnlich\*). Das Thier hielt 68 Zoll, also fast 6 Fuß in der Länge, bey einer Höhe von etwa 30 Zoll. Der Schwanz war über 15 Zoll lang. Der Körper ist rothbraun. Das Gebiß, dem des Hundes ähnlich, ist scharf. An der Kehle findet sich ein weißer Flecken, der von einem dunkeln umgeben ist. Das Haar ist lang. Bey einigen zeigt sich auf dem Rücken ein schwarzer Streifen. Dies Thier bewohnt die sumpfigen Gegenden, schwimmt trefflich. Es lebt von Thieren und von Vögeln; frisht aber auch Zuckerrohr, ebenfalls fand man Insecten, Schlangen und andere Wassertiere in seinem Magen. Dies scheint daher den Büffonschen Mahmen zu rechtfertigen. Sein Geheul läßt flagend die Löne gou-a-a ziemlich weit vernehmen. Die Moxen nennen es Ocomore. Die Abiponer machen Jagd auf dieses Thier wegen seines Felles.

Die zweyte Art dieses Geschlechts nennt Aza-  
ra Agouarachay. Dieses Thier ist kleiner als das

\* ) Büffons Crabier hat keine großen Ohren.

vorige, kommt aber unserm Fuchs, wegen der Dicke des Schwanzes, noch näher; erhält in den Häusern einen Grad von Zähmung, spielt sogar mit ihm bekannten Hunden, leidet aber keine fremde. Azara scheint diesen beiden Thieren den Marach, den Waschbären (*Ursus lotor*), der sich gleichfalls in Paraguay findet, zugesessen; er nennt ihn Agoutopope.

Stets scheint indes jener mit Schuppen bedeckte Schweif des Krabbenfressers von Surinam und dessen kurze Ohren auf eine eigene Thierart zu deuten.

Sehr bedeutende Aufklärung haben wir durch den Aufenthalt des Azara in Paraguay über die Beutelthiere (*Didelphis Linn.*) erhalten. Er nennt sie Micureh, und zählt davon dort und in den angränzenden Ländern sechs verschiedene Arten; hierunter finden sich zwey neue bisher unbekannte Thiere.

Dieses Thiergeschlecht zeigt eins von denjenigen Phänomenen, bey welchen die Natur aus ihrem gewöhnlichen Gleise auszuweichen scheint; und das darget der oberflächlichen Beobachtung nicht bloß Bewunderung, sondern gleichsam Stillschweigen auflegte. Es erschien hier ein Thier, von dem man behauptete, daß schon geborene Jungs

kehre in der Mutter Leib zurück, und gehe darin nach Willkür aus und ein. Der diesem Geschlechte gegebene Beutel am Unterleibe, in welchem sich die Euter befinden, und wodurch die so eben geworfenen sehr schwächeren Jungen ihre Nahrung, wie in einem aus Sorgsamkeit für sie gewärmten Zimmer genießen, bleibt indeß stets merkwürdig genug. Die trefflichen Bemerkungen, die uns hierüber jetzt der berühmte Naturalist der Nordamerikanischen Staaten, Herr Smith Barton, liefert, zeigen, daß das Junge nur gleichsam wie ein unentwickelter Embryo hervor tritt, oftmahls nur an Gewicht eines einzigen Grans; daß es, wenn gleich zu dieser Zeit auch kaum eine Spur des künftigen Gesichts vorhanden ist, dennoch in diesem äußerst kleinlichen Zustande so fort die Saugwarze der Mutter aufzufinden vermag, um sich daran festzuhangen und von dem sich schließenden Sacke oder Euterbehältnisse beschützt und gewärmt, bis zu der außerordentlichen Größe eines mittelmäßigen Hundes entwickelt wird. Hier ist gleichsam nur eine Fortsetzung jener früheren Entwicklung im Mutterleibe; der Beutel dient statt einer zweyten Gebärmutter, nur die Art, die Nahrung zu empfangen, ist verändert, vorhin erhielt sie der Embryo durch die

Ma-

halschnur, jetzt, fast nicht weiter entwickelt, erhält er sie festgeklebt an der Brustwarze durch den äußerst kleinen dreieckig gestalteten Mund. Denn allerdings ist der Embryo durch das Ansaugen und durch die bereits zu dieser Absicht so weit entwickelten Klauen der Vorderfüße, (die der hintern sind dagegen dann kaum bemerklich) mit der Warze so innigst vereinigt, daß ein gewaltsames Trennen oder Losreißen oft die Warze selbst mit forttrifft, ob man gleich, mit Vorsicht behandelt, es allerdings davon trennen kann, ohne der Mutter Schaden zu thun. Noch eine höchst wichtige Bemerkung des Mr. Barton ist aber folgende. Er erhielt ein weibliches Boutezthier nebst 7 Jungen, die von der Größe einer Ratte sich zum Theil noch von der Milch der Mutter, theils bereits durch andere Speisen nährten.

Nach 7 Tagen fand Herr Barton, daß die Mutter abermals eben so viele Junge geworfen hatte. Einige wogen nur 1 Gram, alle hingen an den Warzen der Mutter fest. Hier hatte die Mutter bereits ein wenig über die Mitte des Wachstums der erstern Jungen von neuem das Männchen zugelassen, denn es wäre unmöglich, hierbey die Supersödation zu Hülfe zu rufen. Dies Thiergeschlecht sollte wenigstens zwey Mahl im Jahre

werfen, der Beutel wird ihm eben deshalb nothwendig, weil die kurze Zeit bey dieser Thierart nur wenig entwickelte Junge hervor zu bringen erlaubt.

Auch von den nagenden Quadrupeden (Glires) ernähren Chile, Paraguay und Tucuman eine sehr große Anzahl Arten. Molina zählt für Chile acht. Hierunter kommt denn ein neuer Biber vor, der von ihm, zu Ehren seines gelehrtten Freundes Huidobrio, Castor Huidobrius benannt ward, dort heißt er Guillino. Er bewohnt die Gewässer von Chile, hat die Größe eines mittelmäßigen Hundes, und wird, wie unser Biber, wegen seines vorzüglich feinen graubraunen Pelzes sehr geschätzt. Er ist kühn und stark; er scheuet sich nicht, selbst in Gegenwart des Jägers Fische zu fangen.

Die dort gleichfalls einheimische große Wasserratte, der Coypu, ist neu und kommt dem Biber ziemlich nahe. Sie hat die Größe einer kleinen Otter, und ist, wie diese, eines hohen Grades der Zähmung fähig; sie zeigt Unabhängigkeit an ihren Wohlthäter, und ließe sich wohl zum Fischfange abrichten. Azara nennt aber, außer den Seaviren und Hasenarten, sieben verschiedene Ratten, worunter sich mehrere bis jetzt unbekannte Thiere befinden.

Worin den zuvor schon berührten Armadillen zählt er über acht verschiedene Arten, und seine Auseinandersetzungen machen fast eine ganz neue Epoche in der Geschichte dieser Panzerthiere. Einige Arten sind in Paraguay so zahlreich, daß man sie zu Tausenden sieht und verspeiset.

Ohne weiter der Affen zu gedenken, oder gar durch Aufzählung der 12 verschiedenen Arten Fledermäuse des Azara hier langweilig zu werden, ob sie gleich stets den Reichtum der hiesigen Fauna bekräftigen, eilen wir, Merkwürdigkeiten von größeren Quadrupeden kennen zu lernen, wodurch sich Paraguay, und vorzüglich Chile auszeichnen.

Der vorhergehende Jahrgang zeigte bereits die unermessliche Zahl wilder Pferde, welche, von wenigen Spanischen Mutterpferden entsprungen, die vasten Ebenen um den Plata und Uruguay bewohnen. Oftmals sieht man ihrer viele Tausende zusammen. Diese Thiere, welche der dort angesiedelte Europäer nur um der Haut willen jagt, oder nur höchstens einige Individuen zur Bähmung davon einfängt, werden aber häufig von verschiedenen Amerikanischen Nationen gegessen. Sie sind den Besitzungen der Spanier auf doppelte Weise nachtheilig. Sie richten die

trefflichsten Weiden der Meiereyen zu Grunde und sie verführen die zähmen Pferde der Reisenden. Man führt nähmlich hier stets mehrere Handpferde auf Reisen mit sich. So bald die wilden Pferde diese gewahr werden, nähern sie sich, locken sie, mischen sich unter sie, schmeicheln ihnen, liebkosen sie durch ein sonderbar modulirtes Wiehern, und bringen sie hierdurch endlich so weit, daß sie mit ihnen davon fliehen.

Von den Pferden von Paraguay beweiset Azara durch gültige Zeugnisse die außerordentliche Merkwürdigkeit, daß dort mehr als ein Maß gebärnte Pferde vorgekommen sind. Ein solches Pferd ward, aus seinem Vaterlande Chile nach Buenos-Ayres gebracht, und von sehr vielen Personen gesehen. Es hatte zwey 3 Zoll lange Hörner hinter den Ohren. Obgleich von sanstem Naturell, gerieth es dennoch, gereizt in Zorn, und sodann both es, gleich dem aufgebrachten Ochsen, mit gesenktem Kopfe die Hörner zur Vertheidigung dar. Dies Thier lebte noch in dem Hause des Alcade von Buenos-Ayres vor einigen Jahren.

Ein ähnliches Monstrum sah man gleichfalls zu Santo Fe de la Vera Cruz; dies hatte Hörner von 4 Zoll.

Eine vielleicht noch größere Merkwürdigkeit von Chile ist aber die neue Thierart, ein Pferd mit gespaltenem Hufe, gleichsam der Übergang der wiederkauenden Quadrupeden zu den einhufigen. Der Weltumsegler Wallis bemerkte zuerst dieses Thier in der Magellan-Straße, unweit Cordes-Bay (gegen 53°). Bey dem Ansehen eines Esels, sagt er, hatte es gespaltene Klauen, und die Geschwindigkeit des Hirsches; Molina gab uns die bestimmtere Kenntniß von dem Huemal oder Guemal, so nennt man dieses Thier in Chile. Diesem Naturalisten ist es das zweyhufige Pferd (*Equus pedibus bisulcis*). Die Zähne kommen mit den des Pferdes völlig überein; seine Taille, die Farbe und das Haar sind wie beym Esel; allein Kopf, Hals und Ansehen sind viel schöner, und sein Wiehern ist fast wie beym Pferde; dagey übertrifft es sogar das Guanicoe an Schnelligkeit, und bewohnt die unzugänglichsten Thile der südlichen Andes.

Der Reichthum an Gäugethieren des Oceans, der Chile bespült, ist groß; wir wollen seiner bey den Inseln erwähnen.

Auch die Ornithologie bietet hier ein großes Feld dar. Von Landvögeln zählt Molina 135 Arten; die Anzahl der Seevögel würde

schwer sein anzugeben. Nur allein das Geschlecht der Mewen besaßt über 26 Arten, und andere Geschlechter sind nicht minder zahlreich. Die Nähe der Andes und die daher erwachsende Verschiedenheit des Klima's macht vielen Vögeln die Wanderung sehr leicht. Sie gehen, um in dem kälteren Klima zu hecken, nur näher zu dem Gebirge hinauf, und kehren im Winter mit ihrer neuen Nachkommenschaft zurück.

Hier findet sich ebenfalls der Amerikanische Strauß (Struthio-Rhea), und unter den großen Strandläufern oder Sumpfvögeln kommt auch eine große Art der Spornflügel (Parra) vor; man nennt ihn hier Thegel, in Brasilien Jacane. Dies unschädliche, aber muthige, durch die Sporne an der Biegung des ersten Gelenks der Flügel gut bewaffnete Thier lebt paarweise. Wenn er bemerkt, daß man sein Nest aufsucht, verbergen sich Männchen und Weibchen im hohen Grase unweit des Nestes. Raum nähert man sich diesem, dann stürzen beyde auf den Jäger los, und schlagen mit ihren bewaffneten Flügeln auf ihn zu, um ihre Jungen zu schützen.

Chile hat sechs Arten sehr schöner Reiher. Hierunter ist vorzüglich einer der größten bemerkenswerth, da er durchaus weiß ist, und daneben

einen trefflichen rothen Federbusch trägt, der ihm bis auf den Rücken hinab fällt.

Nicht weniger zeichnet sich von den vielen hiesigen Gänsearten der Chileische Schwans (*anas rostro semicylindrico rubro, capite nigro, corpore albo*, Mol.) Er hat völlig die Größe unsers Schwans; sein ganzer Körper ist vom schönsten Weiß; allein der Kopf und die Hälfte des Halses glänzend schwarz.

Das dem Reiher ziemlich nahe verwandte Geschlecht, der Flamingo (*Phoenicopterus*), enthält einen sehr vorzüglichen Vogel. Er ist fünf Fuß hoch, sein ganzer Körper ist vom schönsten Roth; allein die Schwungfedern sind glänzend weiß. Die Höhe der Beine verhindert den Vogel, niedrig zu brüten. Zu dem Ende bauet er sein Nest in Form eines Regels, anderthalb Fuß hoch; hiervon ist dann nur die abgestumpfte ausgehöhlte Spitze mit feinen Dunen für die Eier ausgefüttert, und die Mutter brütet in einer sichenden Stellung. Wegen des trefflichen Gesieders wird diesen Vögeln von den Kraukern sehr nachgestellt. Man sagt, daß diese klugen Thiere daher stets einen der ihrigen auf Schildwache stellen, während daß die übrigen fressen. So

viel ist wahr, es ist äußerst schwierig, sich ihnen bis zur Schußweite zu nähern.

Nur im Allgemeinen mag es hinreichen, anzugezeigen, daß hier das Geschlecht der Drosseln und kleineren Sangvögel sehr zahlreich ist, und daß mehrere sich durch ihre Stimme auszeichnen. Von den drey Arten zahlreicher Papageyen rüttet der grüne langgeschwänzte, durch seine ungewöhnlichen Schreien kaum glaubliche Verheerungen an; und da ihr Fleisch sehr schmackhaft ist, so überfallen die berittenen Landleute ihre zahllosen Horden unerwartet auf den Fruchtfeldern, und tödten sie mit langen Stangen.

Unter den kleineren Vögeln führt Molina ein neues Geschlecht auf. Er nennt es *Phytotoma* (*Phytotoma rara*), weil die einzige ihm davon bekannt gewordene Art einen sonderbaren Trieb äußert, die Pflanzen, oder vielmehr ihre untersten Blätter, oft bis zur Wurzel mit dem Schnabel abzureißen oder abzuschneiden; das Beywort *rara* nimmt er von dem Tone, den der Vogel oft hören läßt. Er ist grau, die Schwungfedern sind schwarz an den Spitzen, er hat die Größe einer Wachtel, dabei einen starken gezähnten Schnabel, der einen halben Fuß lang ist; er lebt von Pflanzen.

Da außer ein Paar andern minder merkwürdigen Raubvögeln der Condor auch in Chile einheimisch ist, so verdient folgendes aus den nun erschienenen trefflichen Nachrichten über diesen Vogel von Herrn von Humboldt der vorwählichen kurzen Anzeige hinzu gesetzt zu werden.

Der Condor \*) (Vultur caruncula verticali, oblonga, integra gula nuda torque albo, reliquo corpore exastro cinerascente v. H.) oder wie man eigentlich schreiben sollte, Cunstur, heißt in Chile Manque. Er hält vom Kopfe bis zu Ende des Schwanzes etwas über drey Pariser Fuß (mittlere Größe), und 9 Fuß die Weite der ausgebreiteten Flügel; außerordentlich große Vögel halten wohl gegen 14 Fuß. Seine aufrechte Höhe fand von Humboldt 2 Fuß 8 Zoll. Der fast 2 Zoll lange, sehr stark gebogene Schnabel ist von der Wurzel bis zur Mitte bräunlich, sodann bis zur Spitze weiß; die obere Kinnlade ragt über die untere hervor. In dem sehr lebhaften Auge ist der Augapfel purpurfarben; die großen Ohren werden von den Hautrunzeln der Schläfe bedeckt. Kopf und Hals sind kahl, bräunlichroth und voll vieler Runzeln.

---

\*) Man siehe das Kupfer.

bin und wieder stehen einzelne straffe Haare. Die runzelichte Haut verlängert sich bey dem Männchen unten an der Kehle in einen häutigen herab hangenden Lappen von ähnlicher Farbe, fast wie bey dem Truthahne. Den Scheitel des Männchens bedeckt ein ovaler fleischig knorpeliger Kamm; er tritt fast bis zur Mitte des Schnabels hervor, allein ohne dort, wie auf dem Scheitel fest zu sitzen, ist er vielmehr tief ausgeschnitten, und lässt einen Raum für die Nasenlöcher; ohnge diese Bildung würde der Geruch, der bey dem Thiere von außerordentlicher Stärke ist, vermindert werden. Beyde Geschlechter zierte ein schöner Halskragen von weißen weichen Federn, er läuft bis zur Brust hinab. Oftmals verbirgt der Vogel durch Zurückziehen hierin den Hals. Im Affect schwollt die Nackenhaut wie bey dem Truthahne.

Die Hauptfarbe des Thieres ist schwarz, oder doch schwärzlich grau. Außer dem Halskragen ist noch der letzte Theil der Federn, die die Schwungfedern decken, weiß, bey dem Weibchen hingegen graulich schwarz. Durch diesen weißen Spiegel zeichnet sich ersteres sehr vortheilhaft aus. Der keilförmige kurze Schwanz ist an beyden Geschlechtern eben so dunkel, als der ganze übrige Körper. Die Füße sind mit bläulich schwarzen

Schuppen bedeckt; sie haben vier Zehen, wovon die eine sehr viel kürzer ist als die übrigen; sie sind durch eine Haut mit einander verbunden. Die Klauen oder Krallen sind sehr stark; aber nicht sehr gebogen. Die längste hielt zwey Zoll.

Es ist nicht so wohl die Größe als der Muth und die Stärke, wodurch sich der Condor ausszeichnet, und die außerordentliche Höhe, in welcher er gewöhnlich lebt, gibt ihm noch einen größern Ruf. Er bewohnt in Gesellschaft des Lamas die größte und höchste Gebirgskette der Erde, vom Aequator an bis hinab gegen die Magellanische Straße, auf einer Strecke von 900 Seemeilen; denn in dieser Straße ward der Condor geschossen, welcher sich noch jetzt im Leverischen Museum zu London befindet. Vielleicht der einzige in Europa. Selbst sein Nest bauet er oftmahls auf Felsen dicht an der Schneelinie. Er liebt überhaupt die höchsten Luft-Regionen, und verweilt nur so lange in den Niederungen, als ihn seine Jagd dazu zwingt. Bey heiterem Himmel hält er von einer ungeheueren Höhe gleichsam eine General-Revüe über ein vastes Gebiet; aus solcher Höhe stürzt er mit einer kaum glaublichen Schnelligkeit auf seine Beute herab.

Sein Muth ist kraftvoll. Zwey Condor grei-

sen ein Kalb, ja den jugendlichen Puma (den so genannten Löwen von Amerika, *Felis concolor*) an. Sie jagen und verwunden die junge Kuh so dauernd, daß das Thier endlich zu Boden sinkt, und erhebt die Zunge hervor streckt. Diese faßt der Condor so fort, reißt ihr bald darauf die Augen aus und so stirbt endlich das unglückliche Thier langsam hinweg.

Hat sich der Vogel völlig gesättigt, so sitzt er phlegmatisch und traurig, und erhebt sich nur höchst schwerfällig. Hierauf gründet sich die berühmte Jagd, womit man in Peru besonders den Fremden belustigt. Eine hierzu getötete Kuh lockt binnen kurzem mehrere dieser großen Geier herbei. Sie fressen mit unbeschreiblicher Gier, fangen ihr Mahl stets mit der Zunge und den Augen an, sodann reissen sie das Thier von hinten auf, um sogleich zu den Eingeweiden zu kommen, und füllen nun ihre Mägen so außerordentlich an, daß sie völlig überladen in eine Art von Unbehülltheit fallen, die ihnen nicht erlaubt, sich schnell in die Luft zu schwingen. Dann brechen die im Hinterhalte lauernden Indianer hervor, werfen Schlingen über sie und fangen sie früher, als sie sich von dem Boden erheben könnten. Oftmals verursacht der Schrecken

und die heftige Bewegung, wodurch sie sich anstrengen, dem Jäger zu entkommen, daß sie ihr übermäßiges Mahl wieder von sich geben, und auf die Weise erleichtert, glücklich in die Höhe steigen. Wehe aber dem Condor, wenn er gefangen wird! da er den Indiern so vielfachen Schaden zufügt, so suchen sie dann durch grausame Martern sich an ihm zu rächen.

In der Gefangenschaft ist der Condor Anfangs traurig, bald darauf wird er aber böseartig, es ist gefährlich, sich ihm zu nähern. Das Leben des Vogels ist äußerst zähe, auch hat die Natur trefflich für seine Erhaltung gesorgt. Hr. von Humboldt sah einen Condor würgen, und bey dem Stricke aufhängen. Man zog ihn sogar in diesem Zustande bey den Füßen. Raum löste man die Stricke, so ging der Vogel gleich darauf wieder umher. Hierauf feuerte man drey Pistolenkugeln aus der geringen Distanz von 4 Schritten auf ihn ab. Alle trafen; er ward am Halse, in der Brust und im Bauche verwundet, dennoch erhielt er sich noch aufrecht. Eine vierte Kugel traf den Schenkel, und fiel zurück geprellt zur Erde. Ulloa bezugt gleichfalls, daß oftmahs in den kältern, höheren Regionen bis auf 10 Kugeln den Condor getrof-

fen, aber ohne ihm weiter schädlich gewesen zu seyn.

Die Flüsse und Seen sind reich an Fischen und Krebsen. Molina nennt mehrere Arten von Karpfen, auch Forellen, und einen dort eigenen Wels (*Silurus Chilensis*) von trefflichem Geschmacke. Anson gedenkt seiner unter dem Namen des Schorsteinfegers, Chimney sweeper.

An Amphibien scheint Chile unverhältnismäßig arm zu seyn; vielleicht war diese Abtheilung des Thierreichs eben so wenig das Lieblingsfach des Molina, als die Entomologie. Er zählt nur drey Arten dort eigener, gehender Amphibien, zwey Frösche und eine Eidechse; die übrigen sollen mit den Europäischen einerley seyn.

Insecten gibt es zwar viele; denn Molina führt im Vorbeigehen mehrere Heuschrecken, Lasterenträger und andere Insecten an; allein für die Erweiterung der Entomologie hat er nur äußerst dürftig gesorgt. Was sind drey Arten Tag- und Nachtfalter, ein Paar Hymenoptern, für ein so großes Land unter einem schönen Klima? Indes ist doch hierunter eine Merkwürdigkeit. Die Raupe eines kleinen Nachtfalters (*Phalaena ceraria Mol.*) klebt ihre Verwandlungshülse mit dem Harze des Chilca, und bringt das

durch eine Art von weißem Wachs vor, das aber durch die Lust braun wird. Man kocht das Wachs aus den Cocons, und bedient sich seiner nur als Pech beim Kalfatern der Schiffe. Auch eine Gallwespe (Cynips) erzeugt hier eine ähnliche zähe, ölige Materie. Es gibt aber über dies noch mehrere Wespen und auch Arten wider Bienen, von welchen man brauchbares Honig gewinnt. Eine neue Spinnenart verdient noch unsere Aufmerksamkeit. Obgleich fast eben so groß, als die berühmte Vogelspinne (Aranea avicul. L.), denn ihr Leib hat die Größe eines kleinen Hühnereies, ist sie dennoch so harmlos, daß die Kinder mit ihr spielen, ja ihr sogar die großen Fangzähne (Klauen der Rinnlade) ausebrechen, man hält diese nähmlich für ein Mittel gegen das Zahnschmerz. Diese große Spinne (Aranea scrofa Mol.) ist braun und behaart, hat starke haarichte Beine, vier Augen, die vorn an der Stirn ein Viereck bilden, und lebt unter der Erde, oder wohl nur, wie verschiedene der unsferigen in kleinen Höhlen des Rasens und Gesteins.

Das Geschlecht der Krebse ist von Molis na noch am meisten beobachtet, und daher bereichert. Er nennt dort sieben verschiedene, zum Theil neue Arten. Der Maurer (Cancer cemen-

tarius Mol.) zeigt ein sonderbares Talent. Es lebt in allen dortigen Flüssen, und erbaut sich sechs Zoll lange cylinderförmige Wohnungen, die vermittelst eines kleinen Canals mit dem Bettte des Flusses in Verbindung stehen, und das Wasser zulassen. Das Thier ist gegen 8 Zoll groß, braun mit rothen Streifen; es wird wegen seines wohlgeschmeckenden Fleisches häufig gefangen. Chile hat gleichfalls Scorpionen; ihr Stich ist aber unbedeutend. Eben so unschädlich ist die bis jetzt einzige dort bekannte Schlangenart (Colub. Aesculapii L.)

Das Gewürm (Mollusca) ist hier sehr zahlreich. Ein neues Geschlecht führt Molina unter dem Namen Phura auf. Es ist aber eine wirkliche Meerscheide (Ascidia L.), die in einer Art von ledernen Schläuchen, welche inwendig in zehn verschiedene Rämmern getheilt sind, gesellig zusammen wohnt.

Der Erwähnung der Fische und der übrigen Seethiere mag eine kurze Uebersicht der Inseln vorher gehen, welche zu Chile gerechnet werden.

Das Königreich Chile begreift nähmlich drey durch die Natur selbst von einander abgesonderte Theile. Der erste enthält das große Gebiet

zwischen dem Meere und den Andes; der zweyte war der eigentlich gebirgigte Theil; der dritte, jetzt noch zu erläuternde, befaßt dann die Inseln.

An den nördlichsten Küsten von Chile finden sich zuerst innerhalb des 29. Breitengrades drey unbewohnte Inseln, Mugillon, Lotoral und Pajaro, sie gehören zu Coquimbo, und halten etwa 1 bis  $\frac{3}{2}$  Meile im Umfange.

Wichtiger in jeder Hinsicht sind die südliecher liegenden Fernandez-Inseln. Die Hauptinsel, Insel de Tierra ( $34^{\circ} 10'$  s. Br. und  $79^{\circ} 37'$  westl. L. von London) und die weit kleinere unbedeutende Insel Guera oder Massa fuera. Die große Insel soll ihren Nahmen von ihrem Entdecker, einem Spanier, Fernandez, erhalten haben, der sich hier auch auf einige Zeit ansiedelte. Sie ist etwa drittthalb geogr. Meilen lang und  $\frac{1}{2}$  Meile breit. Sie ist nur theilweise gebirgig; die nördliche Hälfte hat hohe und rauhe Berge, indes sind sie noch mit Bäumen bedeckt. Das sehr lockere Erdreich läßt aber davon viele vertrocknen. Denn einige selbst starke Bäume stehen darin so wenig fest, daß sie durch eine geringe Kraft ausgerissen werden. Admiral Musson verlor hierdurch einen tüchtigen Seemann. Dieser, da er in dem Gebirge Jagd auf die Zie-

gen machte, deren es dort sehr viele gab, ergriff an einer abhängigen Stelle den Zweig eines Baumes. Der ganze Baum gab nach, und der Matrose fiel herab. Im Falle selbst erwischte er zwar den Zweig eines zweyten Baumes, allein da dieser nicht weniger locker stand, so stürzte der Unglückliche zwischen die Felsen, und ward zerschmettert.

Der südlichste Theil der Insel ist aber von jenem ersten sehr verschieden. Er ist dürr, steinig, flach und ohne Waldung. Die Schiffe besuchen ihn auch nicht wegen Mangel an frischem Wasser. Dagegen hat zwar die Nordseite, von weitem her gesehen, wegen der schroffen Gebirge, ein düsteres Aussehen; allein, so wie man sich ihr nähert, heitert sich alles auf. Klare Bäche rieseln von den waldigen Gebirgen in schöne Thäler hinab, und bilden romantische Landschaften. Daneben sind die hier von Habichten, Amseln und Colibriten belebten Wälder nicht durch Unterholz unwegsam gemacht; man steigt daher unter dem Schatten der hohen, zum Theil Wohlgeruch duftenden Bäume ungehindert die Berge hinan. Der offene Platz, woselbst Lord Anson, um Wasser einzunehmen, sein Zelt aufgeschlagen hatte, bildete ein treffliches Amphitheater.

Im Vorbergrunde die schönste Grasung, eingefasst von hohen Myrten-Bäumen; hinter diesen stieg das Gebirge empor, und sandte zwey helle Bäche in das reigende Thal.

Die Waldwüthen selbst enthalten hauptsächlich große Myrten-Bäume (wahrscheinlich *Myrtus maxima* Mol.), diese wächst 70 Fuß hoch, und ist vorzüglich als Baubholz brauchbar. Ihr Wipfel ist fast wie durch Kunst zirkelförmig; an der Rinde des Baumes setzt sich ein Moos an, das nach Zwiebeln riecht und schmeckt. Unsens Matrosen bedienten sich desselben wirklich statt des Knoblauchs.

Ferner kommen hier von Baumarten vor: das rothe und gelbe Santal-Holz; eine Palmar-  
art, Chonta, und der Pimento-Pfeffer. Auch erzeugt der Boden viele antiscorbutische und andere Medicinal-Kräuter. Unson, dem die Vortheile, welche er von dieser Insel für sein Geschwader erhielt, die Schönheit des Himmels und der Gegenden besondere Vorliebe für Juan Fernandez eingeschöpft hatten, säete mehrere Arten brauchbarer Küchengewächse, so wie auch Steine von Pfirsichen; und er erfuhr nochmals, daß dieß alles sehr gut bekommen sey.

Von Quadrupeden fanden sich nur Ziegen,

Hunde, einige Räben und unsere Ratten. Den Ziegen, (sie werden wegen ihres wohlgeschmeckenden Fleisches von den Spaniern sehr gesucht) machen die Hunde, welche gleichfalls von den Spaniern hierher geführt sind, beständig den Krieg. Sie haben sich daher auf die unzugänglichsten Höhen zurück gezogen.

Es sind aber nicht bloß die reizenden Gegen- den, die guten Ankerplätze, besonders Cumber- lands-Bay, das schöne Klima, das frische Wasser und die gesunden schmackhaften Vegetabilien, wodurch diese Insel dem Seemann se einladend wird; das Meer selbst bietet hier einen Ue- berfluss der vorzüglichsten animalischen Bedürf- nisse dar.

Bevor wir von diesen die wichtigsten ange- ben, müssen wir mit ein Paar Worten der klei- nen Nebeninsel Massa fuera gedenken. Carterets neueren Reisenachrichten zu Folge, liegt sie unter  $33^{\circ} 45'$  s. Breite und  $80^{\circ} 45'$  westl. Län- ge von London, und ist etwa nach Westen 35 Seemeilen von J. Fernandez entfernt. Zwar hat sie noch ein wilderes, schrofferes Gebirge; dennoch trifft man auch hier hinreichende Wal- dung und schöne Cascaden von frischem Wasser.

Zu Anschung der Landungsplätze zieht Car-

teret sie selbst jener größeren Insel vor, auch ist sie weit reichlicher mit Ziegen besetzt. Für den Seemann zeichnet sie sich noch besonders dadurch aus, daß sich an ihrem südwestl. Ende eine sonderbar große Öffnung befindet; der Felsen ist hier gänzlich durchbohrt, man sieht gleichsam durch die Insel hindurch; sie dient zugleich den Schiffen einen sehr guten Ankerplatz in ihrer Nähe aufzufinden.

Unter den Reichtümern, die das Meer um beyde Inseln darbietet, gehört dem Seelöwen, Lame des Molina, einer der ersten Plätze. Dieses mächtige Thier (*Phoca leonina capite antice cristato* Linn. \*) oft von 22 Fuß Länge und 15 Fuß Umfang unweit der Brust, ist so wohl durch seine Gestalt, als durch seine Lebensweise merkwürdig. Den Mann zeichnet die kammähnlich aufgeblasene Nasenhaut auf. Da sie selbst über die Vorderlippe fällt, so bildet sie etwas Ähnliches von einem Rüssel, daher nennen ihn die Chilenen den See-Elefanten. Dem Weibchen, welches zugleich beträchtlich kleiner ist, fehlt dieser Kamm, Molina sagt indeß, es habe eine Spur einer ähnlichen Erhöhung.

Dieses Thier hat ein sehr starkes Hundeges-

---

\*) Man siehe das Kupfer.

hif, und ist, wenn es gereift wird, deshalb furchtbar. Die Hundszähne der Unterkinnlode treten auf 4 Zoll hervor, und verstärken einiger Maßen die Ähnlichkeit mit dem Elephanten. Die Farbe des kurzhaarigen Pelzes ist gewöhnlich braun, jedoch von verschiedenen Nuancen. Die Ohren sind, genau betrachtet, 4 bis 5 Dz. innen hoch, und den Hundsohren ähnlich. Die Vorderfüße treten aus dem Leibe hervor, und die 5 Zehen sind deutlich mit Nägeln versehen; die kurzen Hinterbeine laufen aber mit dem Schwanz aus, und berühren die Erde nicht. Die See-Elephanten haben ein zähes Leben, sind sehr blutreich, und halten eine erstaunliche Quantität Fett oder Thran. Ein männliches Thier gab verwundet in weniger als einer Viertelstunde 30 Quartier Blut von sich; und selbst nachdem andere bereits über 20 Quartier verloren hatten, waren sie noch hinreichend stark, um, ihres schwerfälligen Gehens oder Schleppens ungeachtet, sich eine ansehnliche Strecke bis zum Meere hin zu ziehen. Aus einem einzigen Thiere erhielten Anscons Leute gegen 500 Pariser Pinten Thran; Pernetti gibt 4 Tonnen Thran an.

Ihre Stimme ist mehrerer Modulationen fähig; man hört ein Brüllen, ein großes Grun-

zen und Wiehern, ein tiefes Pfeifen, und bey den Jungen eine Art Blöken.

Merkwürdig ist bey dem Männchen der heftige Trieb zur Fortpflanzung, so wie die Menge ihrer Weiber und die Liebe der Mütter zu ihren Jungen. Die See-Elefanten halten sehr blutige Kämpfe um die Weiber; während des Kampfes bleiben die letztern ruhig. Der Sieger führt dann ein ganzes Gerail mit sich fort. Unsere Seeleute nannten daher den stärksten Kämpfer, den Bassa. Er lag umgeben von seinen Weibern, und kein anderer Mann durfte sich ihnen nähern; allein wie theuer er dieses Vorrecht errungen hatte, bewiesen die vielen Narben des ganzen Körpers.

Hauptsächlich zu Anfang des dortigen Winters kommen sie ans Land, und dann gebären die Weibchen höchstens ein Paar Junge; diese säugen und hägen sie mit wahrer Mütterliebe. Ein Matrose, der ein getötetes Junges zerlegte, ward von der Mutter plötzlich überfallen, und am Schenkel so heftig zerbissen, daß er aller angewandten Sorgfalt ungeachtet in wenig Tagen starb.

Die zweyte hier zu erwähnende Phoke führt mit größerem Rechte den Nahmen des Seelows; in dem schätzbaren Schreiberischen

Werke heißt sie der zottige Seelöwe (*Phoca jubata* L.) Ihre Mähne, ihre noch stärkeren Zähne und ihre minder plumpe Gestalt geben ihr Vorfürzen vor der ersten. Bei den Indiern heißt diese Phoche sehr paßlich Thapel-lama, ges mäh nte Lame. Sie ernährt sich wie der Meer-Elephant von Seegras, von Fischen und übrigen animalischen See-Producten, auch von Seevögeln, die nicht schwer zu erhaschen stehen, wie z. B. Pinguinen. Pernetty gibt ihnen eine Länge von 25 Fuß, und Steller das Gewicht selbst von 40 Pud (1600 Pfund). Ihre Lebensart ist gleichfalls der der vorigen Art ähnlich.

Ueber dieß werden diese Gewässer noch von mehreren kleineren Phochen bewohnt \*). In grosser Menge kommen sie auf allen Inseln vom Chile, oftmahs an das Land, und da sie leicht zu tödten sind, so gewähren das Herz und das Geschlinge nicht nur eine genießbare Speise für den Seemann, sondern ihr vorzüglicher Leder einen wichtigen Handels-Artikel.

Dieß ist denn gleichfalls der Fall mit den Wallfischen, womit diese Meere so reichlich versehen sind. So wohl der größte Wallfisch als

der

---

\*). V. s. den dritten Jahrgang.

der Schnabelfisch (*Balaena Boops* L.) leben um die Inseln von Chile, so wie eine Menge Hohen, Doraden, Seedrachen und Bayfische. Vorzüglich aber sind als Nahrung- und Handels-Artikel wichtig, der Chilesische Meerhecht (*Esox Chilensis Mol.*) und der Stockfisch (*Gadus Morhua*). Der Meerhecht hält gegen 4 Fuß in der Länge, hat weißes, fast durchsichtiges, sehr schmackhaftes Fleisch, und wird von den Indiern des Chilesischen Archipels ausgeweidet, und nachdem er in Seewasser 24 Stunden gelegen, geräuchert. Man legt dann 100 Fische packetweise zusammen und verkauft jedes zu 12 bis 15 Livres.

Vom Stockfisch kommen, besonders bey Juan Fernandez, mehrere Arten in eben so großem Ueberflusse vor, als bey Terre neuve. Sie zeigen sich im November und December unweit der gegen über liegenden Küste von Chile. Seit verschiedenen Jahren hat ein Franzose, Nahmen's Lui son, eine ordentliche Fischerey davon in der Seestadt Valparaiso mit dem besten Erfolge errichtet.

Von den vielen andern eßbaren Fischen dieser Meere fangen die Küstenbewohner des Chilesischen Archipels eine bedeutende Anzahl, vermitst einer eigenen Verrichtung. In die Münz-Taschenb. 7. Band.

dungen der Flüsse werden Pallisaden gesammelt, die eine Öffnung gegen das Meer zu haben. Bey der Fluth treten eine Menge Fische, Krebse und andere Seethiere hier hinein; so bald das Zurücktreten des Meeres, die Ebbe, merkbar wird, wird diese Öffnung verschlossen. Bey volliger Ebbe bleiben dann alle diese Fische auf dem Trocknen liegen und werden eine Beute der Indier.

Die Insel Fernandez dürfen wir nicht verlassen, ohne eine ihrer größten Merkwürdigkeiten manchem Leser wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen. Wem ist wohl nicht der berühmte Robinson Crusoe bekannt? aber vielleicht nicht alle wissen, daß dieser lehrreiche Roman durch Juan Fernandez sein Daseyn erhielt.

Der Englische Capitän Stradling bekam im Jahre 1704. Zwistigkeit mit seinem Steuermann, Alexander Selkirk, aus Largo in der Schottischen Grafschaft Fife gebürtig. Das Schiff, der Cinque Port, befand sich damals unweit Juan Fernandez, und der Capitän bestrafte den Steuermanns Ungehorsam dadurch, daß er ihn hier ausschickte und ihn auf dieser unbewohnten Insel zurück ließ. Ganz hilflos übergab er ihm freilich dieser Einöde nicht; er ließ ihm, außer seinen Kleidern, ein Bett, eine Glintz, nebst

einigen Pfunden Pulver und Bley; Tobak, eine Art, ein Messer, einen Kessel, eine Bibel, einige Andachts- und Navigations-Bücher und dazu gehörende Instrumente. Seht fand sich Glück ohne weitere menschliche Hülfe, indes blieb ihm noch stets die Hoffnung zu einer baldigen Erlösung. Es war ihm ein ähnliches Beispiel bekannt. Man hatte schon vormahls dort zwey Seeleute zur Strafe ausgesetzt, sie waren nach Monathen wieder zurück gehoblt. Er suchte mit ungesäumt die ersten Bedürfnisse des Lebens zu befriedigen. Die wenigen ihm gelassenen Besitzmittel stellten Anfangs den Hunger, aber er verdurstete eines Odbachs. Aus Baumzweigen erschufte er eine Hütte und deckte sie mit Binsen. Nun wagte er sich mit geladenem Gewehr weit landeinwärts, und stieß auf eine große Anzahl von Ziegen; sie waren in früheren Zeiten von Spaniern hierher gebracht. Er erlegte ihrer leicht eine beträchtliche Anzahl; hierdurch hatte er Nahrung und bessere Bedeckung, denn mit den Fellen tapezierte er sein Haus.

Ein Seemann ist mehr als irgend jemand dauernd an enge Gesellschaft gewöhnt. In einem kleinen Raum mit einer bedeutenden Zahl Menschen eingeschlossen und von ihnen umge-

hen, mangelt es ihm keinen Augenblick an Unterredung. Dadurch, und durch die gemeinschaftlichen Bedürfnisse und Gefahren erzeugen sie feste Freundschaften und die engsten Familien-Verbindnisse. Hierinach denke man sich Sehnsucht plötzlich ohne allen Umgang, ohne alle Unterhaltung, ja ohne alle menschliche Hülfe, durch den weiten Ocean vom festen Lande, und auf mehrere tausend Meilen von dem Vaterlande getrennt! Die wenigen Lebensmittel waren schon verzehrt, sein Pulver bald verbraucht, sein jugiger Aufenthalt, die Insel, ihm völlig unbekannt, alles um ihn her war stumm; nur etwa das Gezwitscher der Vögel, der Laut einer von ihm gejagten Ziege, und endlich das Rieseln des Wassers oder das Schlagen der Wellen bewiesen ihm noch das Leben der Natur.

Die Melancholie überwältigte den Verlassenen, und nun erwachte lebhafter als je zuvor bei ihm die trostreiche Erinnerung an eine Vorsicht

O! es gewährt schon eine Scene von höchster Feyer und ernster Rührung, wenn eine kleine Menschenzahl auf dem unbedeutenden Holze, dem Schiffe, um sich den ungemeinsamen Horizont ohne einen festen Gegenstand, unter sich die grauenvolle Tiefe des Oceans, über sich die

lachte Decke des Himmels, daher schwimmt, und  
in Vertrauen auf eine weise, mächtige Füh-  
rung, am stillen Abend in dieser unermeßlichen  
Finsterniß ihre Stimme um Schutz und Hülfe ver-  
trauenvoll, im lauten Gesange empor schickt.  
Wie viel tiefer erschüttert kniete wohl hier der  
einzelne, von allen verlassene Mensch zum Ge-  
bet und zum religiösen Gesange! Täglich stär-  
ke sich Selkirk durch das Absingen der Psalmen  
in seiner größern Wohnung.

Denn, durch Religion erheitert, schwand  
ihm endlich jene Schwermuth, und er setzte ges-  
trost seine Arbeiten fort. Er baute ein zwey-  
tes Häuschen, das ihm zur Küche dienen sollte,  
um darin das Ziegenfleisch und die Fische zu brac-  
ken. Da die Kleider durch die Zeit und die Jagd  
hald abgenutzt wurden, so verfertigte er sich ein  
Gewand von Ziegenfellen. Ein Nagel diente  
ihm hierbey zur Nadel, und den Zwirn erseh-  
ten dünne, aus den Fellen geschnittene Rie-  
men. Aus der wenigen Leinwand, die man ihm  
zurück gelassen hatte, verfertigte er Hemden;  
zum Zwirn dienten ihm hierbey Fäden, welche  
er aus seinen alten Strümpfen zog. Da ihm auch  
sein einziges Messer völlig unbrauchbar gewor-  
den war, so brachte er aus den Stücken einiger

eisernen Ringe, die er am Ufer vorfand, neue Messer zu Stande.

Indes war nun auch das Pulver verbraucht; er mußte auf eine andere Art denken, sich der Ziegen zu bemächtigen. Seine Jugend und das tägliche Umherstreifen gaben ihm Stärke und Geschwindigkeit, um sie lebendig zu fangen. Durch städtische Uebung entgingen ihm diese Thiere nicht mehr weder in den Waldungen, noch selbst auf den Anhöhen und Felsen. Seine Geschwindigkeit stieg so hoch, daß, als der Capitän Rogers eines Tages mit ihm in Begleitung einiger Windhunde, die sich am Bord befanden, auf die Ziegenjagd ging, so ließ Selkirk diese, und alle die besten Läufer der Schiffsmannschaft, hinter sich zurück, und ergriff die Ziegen im Laufe. Hierbei erhielten seine Füße eine kaum glaubliche Härte. Die Schuhe waren längst abgerissen; allein das scharfsteckste Gestein ertrug seine nackte Sohle unverletzt. Freylich erkaufte er die Fertigkeit eines Läufers theuer. So ward er einst beim Verfolgen der Ziegen von seiner Hize fortgerissen, und stürzte von einem hohen Felsen herab. Er war dem Thiere nur gefolgt, denn dieses fand er, da er aus seiner Sinnlosigkeit von dem Sturze wieder erwachte, todt unter sich.

Ein neues Nahrungsmittel bot sich ihm in den Rüben dar, welche Dampiers Mannschaft hier zuvor ausgesetzt hatte; auch lieferte das Meer eine Menge Fische, fand auf einer sehr steilen Anhöhe entdeckte er eine Art essbarer Pflanzen. Stets fehlte ihm aber Salz, so wohl für die Fische, als für das Fleisch der Ziegen, und so ungenießbar beydes Anfangs ungesalzen schien, so gewöhnte sich sein Gaumen bald zu den unschmackhaften Speisen. Der hier vorgefundene Pimento-Pfeffer erleichterte ihm die Verdauung.

Feuer zum Braten und Kochen hatte er, bald nachdem ihm sein Pulver mangelte, vermittelst des Aneinanderreibens zweier Stücke jenes Pfefferholzes anzumachen gesucht. Auf die Weise fing seine Lage an bequemer zu werden, als er eine Menge Gesellschaft erhielt, die sie ihm von neuem verbitterten. Die von den Schiffen auf die Insel gekommenen Ratten hatten sich außerordentlich vermehrt. Durch den Geruch von Geltirk's Kühe angelockt, stießen sie ihm äußerst lästig, sie zermagten seine Kleider, ja selbst des Nachts seine Füße. Glücklich genug hatten die Spanier gleichfalls einige Rägen hier zurück gelassen. Geltirk machte sich

diese durch das ihnen hingeworfene Ziegenfleisch zu Freunden. Sie befreigten ihn von jenen, und er brachte bey diesen, wie auch bey einigen jungen Ziegen; die Zähmung so weit, daß er sie tanzen lehrte.

So hatte sich Geltirk fast über alle die wichtigsten Schwierigkeiten dieser traurigen Existenz hinweg zu setzen gewußt, und sein Leben floss monoton, aber ruhig dahin, als er eines Tages abermals ein Schiff entdeckte. Zwar hatte er schon vorlängst andere erblickt, und sich ihnen genähert; allein es waren Spanische; und da einige der Mannschaft ihn gewahr wurden, so machten sie bis in die Waldung Jagd auf ihn. Sicher hätten sie ihn getötet, nur dadurch, daß er schnell einen Baum bestieg, ward er gerettet; sie erschossen viele Ziegen um ihn her, ohne ihn zu entdecken. Raum bemerkte er jetzt (am 1. Februar 1709) die Englische Flagge, so zündete er am Abend ein großes Feuer an; und dies ward von dem Capitän Rogers beobachtet; eine deshalb ans Land geschickte Schaluppe brachte ihn am folgenden Morgen an; das Schiff. Aber wie erstaunte man, einen Menschen in Ziegenfellen, mit nackten Füßen vor sich zu sehen, der dabei

fast gänzlich den Gebrauch der Sprache verloren hatte. Der Capitän bemerkte nähmlich mit Bewunderung, daß Selkirk nur die letzten Sylben der Worte vorbrachte, so daß es unglaublich schwer hielt, ihn zu verstehen. Fast eben so sehr fiel es auf, daß, nachdem er von neuem anfangt künstlicher zubereitete Speisen und unsere geistigen Getränke zu genießen, er bald darauf an körperlicher Kraft und an Heiterkeit der Seele beträchtlich verlor.

Selkirk legt freylich ein unverwerfliches Zeugniß ab für die treffliche Organisation des menschlichen Körpers, aber noch weit mehr für den hohen Werth des geselligen Lebens.

Hatte doch dieser völlig isolirte Mensch das herbeste Ungemach, die größten Schwierigkeiten des Lebens zu überwältigen; und er überwältigte sie. Würde er sie aber wohl so glücklich überwunden haben, wären ihm nicht so viele nothwendige Bedürfnisse, Erzeugnisse der höheren cultivirten Gesellschaft von dem Schiffe zurück geblieben? würde er sie so schnell überwunden haben, wenn ihm nicht die durch seine gesammte Erziehung erworbenen Fertigkeiten und Kenntnisse die Hand in jener Einöde so häufig gebrochen hätten? Dies alles verdankte er der So-

cietät. Die Stärke, die Zähigkeit, die Biegsamkeit des Körpers konnten ihm freylich jene erstaunliche Muskelkraft und Agilität zum Laufen, die Härte der Fußsohle, jeden Widerstand zu ertragen, erwerben, sie konnten ihm die Ausdauer im Hunger und die Fähigkeit mittheilen, widrige, geschmacklose, fast rohe Speisen, selbst ohne das uns so nothwendig gewordene Gewürz, ohne das Salz, zu verdauen. Allein dieß alles hätte ihm auf die Dauer höchstens ein, selbst dem Thiere nur kümmerliches, oft gefahrvolles Leben gefristet. Es gab ihm weder ein Odbuch, noch eine nöthige Kleidung; viel weniger brachte es einige Abwechselung oder Behaglichkeit in dieses traurige Daseyn.

Selbst wenn Stradling, um den Schulden noch grausamer zu behandeln, ihn ohne alle Werkzeuge und andere Bequemlichkeiten des Lebens auf der Insel zurück gelassen hätte, dennoch konnte er ihn ja nicht derjenigen Fertigkeiten und Kenntnisse berauben, die ihm seine frühere Bildung erworben hatte. Schon allein hierdurch mußte er stets unendlich über den Peche rats oder Neuholland er hinaus ragen, und, seiner Vereinzlung zum Troste, sich das Leben ungleich bequemer machen,

Stets bleibt aber dieß Verlernen der Muttersprache besonders deshalb äußerst merkwürdig, weil Selskirk nicht nur täglich sich im Lesen übte, sondern, seinem eigenen Geständniſſe zu Folge, täglich Psalmen absang. Der Mensch muß in irgend einer Sprache denken; gewöhnlich entwickelt er seine Ideen in der Muttersprache. Jedes durchdachten Vorhaben, jeder Reishe von Ideen mangelt daher nur zur wirklichen Sprache der articulirte Ton. Selskirk, oder vielleicht ein jeder andere isolirte Mensch, kann daher leicht eben durch diese gänzliche Vereinzelung sich angewöhnen, nach und nach die Worte auf ein oder die andere Weise modifizirt auszusprechen, eben weil er nur sich allein sprechen hört. Selskirk sprach, vielleicht der Kürze wegen, nur noch die letzten Sylben aus, und es mangelte nun durch dieses Alleinseyn gänzlich an Berichtigung. Die Sprache selbst könnte er indes nicht ganz und gar verlernen, wohl aber nicht nur die Aussprache, sondern auch sehr viele Worte, welche die ihm gelassenen Bücher nicht enthielten, und wiederum Worte von Dingen, oder mit ihnen verwandte Ideen, welche ihm entweder in seiner Einöde gar nicht, oder nur höchst selten vorkommen.

Hiernach scheint es mir also nicht erweislich, daß, wie v. Paw behauptet, selbst ein Leibniz, völlig von aller Societät abgeschnitten, die Sprache selbst verlernen, oder gar völlig blödsinnig bis zu dem Thiere hinab sinken würde; wenigstens scheint dies kaum möglich, so lange ihm einige Uebung in der Sprache, nähmlich in der Sprache im objectiven Sinne, übrig bliebe, obgleich bey ihm endlich vielleicht die Sprache subjective, nähmlich die Mittheilung durch den articulirten Laut verlöschen, oder von ihm wohl so modifizirt vorgetragen werden könnte, daß er jedem Andern dadurch unverständlich bliebe. Auch scheint es nicht, daß einem so isolirten Menschen ganz und gar, wie Paw gleichfalls annimmt, keine Zeit zum Denken übrig seyn sollte. Man darf vielmehr behaupten, daß, nachdem die ersten Hauptchwierigkeiten der Einrichtung seiner Dekonomie überstanden wären, ihm alsdann kein unbeträchtlicher Theil des Langes völlig zu Gebote stehen müsse. Gellkirk fühlte sich ja nur anfänglich sehr unglücklich, nur als er noch wegen seines Unterhaltes, Obdaches und wegen seiner Bedeckung in Besorgniß stand; denn nachmals blieb ihm hinreichende Muße, Ziegen und Käzen zum Tanz abzurichten; er

sparte also einen Theil des Tages so wohl zu seiner Erbauung, als zu seinem Vergnügen.

Doch vielleicht schon zu viel über diesen Gegenstand. Galtirk kehrte dann mit dem Capitän Rogers nach England zurück. Die Merkwürdigkeit seiner Geschichte ward in London bald bekannt. Er gerieth in die Hände eines gewissen Daniel Defoe, der da versprach, ihm, durch eine von ihm aufgestellte Erzählung, einen bedeutenden Gewinn in die Hände zu spicken. Galtirk teilte diesem Defoe alle Umstände, selbst die kleinsten seines Lebens, treulich mit. Defoe kleidete nun diese Geschichte in das Gewand des nachmals so sehr gelesenen, und so häufig copirten Robinson Crusoe ein, und gewann allerdings hierdurch ein beträchtliches Geld; allein den wahren Gegenstand dieses Romanes, den arglosen Galtirk, entschädigte er, höchst widerrechtlich, nur sehr spärlich für seine merkwürdigen und leidenvollen Abenteuer. Freylich hatte Galtirk bereits früher einen größeren Lohn dafür erhalten. Wäre er nähmlich von dem Capitän Stradling, seinem Gesuche zu Folge, nicht auf Juan Fernandez zurück gelassen worden, dann kam er mit diesem harten Manne und der abrigen Schiff-Equipage um; denn das

Schiff ging bald darauf in einem Sturme versunken.

Wir kehren nach dieser Abschweifung zu den Inseln von Chile zurück.

Im Süden von den Fernandez-Inseln zeigt sich, außer einigen unbedeutenden Inseln, der berühmte Archipel von Chiloe, und der südlichere von Chonos. Eigentlich läuft diese ganze, dem Lande so nahe gelegene Inselreihe fast bis zur Straße von Magellan hinab. Denn die zwischen diesen wirklichen Inseln gelegene Halbinsel de Los Montes hängt nur mit einer so unbedeutenden Landenge mit dem Lande zusammen, daß man offenbar auch ihr den allgemeinen Stoß oder Druck der Wellen, der das Feuerland und die übrigen Inseln längs der Küste bis gegen den 40. Grad südl. Breite vom Continente trennte, deutlich ansieht.

Wie sehr hat es die Erdkunde nicht zu beklagen, daß van Couver durch den Zustand seiner Schiffe verhindert ward, diesen fast gänzlich unbestimmten Theil der Küsten von Südwest-Amerika genau aufzunehmen. Sicher hätte dieser seltene Seemann uns ein würdiges Gegenbild geliefert, zu der von ihm fast unnachahmlich dargestellten Küste von Nordwest-Amerika.

Der Archipel von Chiloe und Chonos, man darf nähmlich beyde zusammen ziehen, soll mehr als 82 Inseln enthalten. Sie fangen an unter 41° 20' und laufen bis über den 46. Breitengrad fort.

Die bedeutendste, wovon der erste Archipel benannt wird, Chiloe, hält in der Länge einige 90 Deutsche Meilen, bey abwechselnder Breite von 10 bis gegen 4 Meilen. Sie ist mit 78 Ortschaften besetzt. Der Hafen Chacao ist der Sitz des Statthalters; die Stadt Castro aber der übrigen Regierung und des gesammten Handels für diesen Archipel. Jährlich sollen 4 bis 5 Schiffe hier ankommen.

Zur Zeit der Entdeckung durch Garcia de Mendoza (1558) sollen sich mehr als 70,000 Einwohner innerhalb dieses Archipels befunden haben.

Diese Inseln, unter welchen sich, einigen Karten zu Folge, auch ein Vulkan befindet, haben mit dem festen Lande die meisten Producte gemein; auch reden die Urbewohner die Chilesche Sprache. Wir geben nun zu diesen Original-Bewohnern von Chile über.

---

## Der Mensch.

### a) Der Ein geborene.

Auch dieser Theil der südlichen neuen Welt war, wie die übrigen, bey der Ankunft der Europäer reicher an Menschen, aber auch hier, wie bey den meisten der übrigen dortigen Länder, waren sie in kleinere Stämme vertheilt. Man kennt jetzt zwar den Nahmen nach wohl mehr als 20, ja 30 verschiedene Völkerschaften; allein sie sind so in einander geschmolzen, daß sie, sich nunmehr wohl auf 5 bis 6 Hauptstämme zurück bringen lassen.

Wie nahe sie aber mit einander verwandt sind, beweiset die Sprache. Diese ist bey ihnen fast durchgängig dieselbe, oder wenigstens verstehten sie sich unter einander. Die bedeutendsten Völkerschaften, welche noch jetzt als unter sich verschieden angesehen werden, führen die Nahmen Chiliquanes, Pehuenches, Puelches, Huilliches, Cunches und Araucos. Die letzteren, von allen wohl die wichtigsten, sind, dem Falkner zu Folge, gleichfalls unter dem Nahmen der Mosuchen bekannt.

Diese Original-Nationen von Chile sind indeß unter einander selbst, in Rücksicht der Ge-

stalt und der Gesichtsfarbe, nicht unbedeutend verschieden. „Nichts scheint mir so lächerlich,“ sagt Molina, „als die Meinung einiger der neueren Schriftsteller, als ob alle Amerikaner sich einander gleich sähen. Man unterscheidet eben so leicht den Peruaner von den Chilesen, als den Italiener von dem Deutschen. Ich habe Bewohner von Cujo, von Paraguay und von der Magellans-Straße gesehen, und ich vertheidige, daß ihre Physiognomien sehr deutlich von einander abwichen.“

Bey den Chilesen sind besonders die Bewohner der Ebenen von den Bergbewohnern verschieden. Die ersten haben die Größe und Statur der Europäer, sind dabei stark gebaut und wohl proportionirt. Sie sind röthlichbraun; von Kupferfarbe, jedoch heller als die übrigen Amerikaner. Letzteres ist besonders der Fall bey den Baroanes, einem kleinen Stämme der Arauker, der im Innern der Länder der übrigen Arauker wohnt, gegen den 39. Grad der südl. Breite. Kopf und Gesicht der Chilesen sind rund; die Ohren klein, die Nase etwas eingedrückt; die Augen zwar klein, aber lebhaft; Brust und Schultern sind breit, dagegen Hände und Füße verhältnismäßig klein. Sie

sind nur deshalb ganz ohne Bart, weil auch sie, gleich mehreren Amerikanischen Völkern, den schon von Natur dünnen Bart mit kleinen Zangen ausschneien. Indes gibt es auch hier von Ausnahmen. Man sieht einzelne Indianer mit eben so starken Bärtchen, als die der Spanier. Van Couver sagt von ihnen gleichfalls als Ausgenzeuge: „Es sind Menschen von mittlerer Statur, stark und wohl gebaut, von regelmäßigen Zügen; sie warten den nordwestlichen Amerikanern nicht unähnlich.“

Diese Nachrichten beziehen sich aber hauptsächlich auf die Arauker. Sie verdienen als eine der stärksten und von den Spaniern mit Recht gefürchteten, und daher ihnen am meisten bekannte Völkerschaft, die meiste Aufmerksamkeit.

Sie selbst nennen sich Moluchen, von dem Worte Molun, Krieg, und Ehe, welches Volk oder Mensch bedeutet. Sie finden sich über das ganze Land, auf der öst- und westlichen Seite der Cordillerien von Chile, von den Gränzen von Peru bis gegen die Magellans-Straße hin, verbreitet, und theilen sich in die verschiedenen Stämme der Picunchen, der Pe-huenchen und Huillischen. Der letzte Stamm

wohnt besonders zwischen dem Flusse Bueno (40° 20') und dem Archipel von Chiloe.

Die eigentliche Völkerschaft der Arauker hat in Norden den Biobio zur Gränze, in Westen das Meer, in Mittag den Fluss Valdivia, und in Morgen die Patagonen. Ihre Tapferkeit und ihre Freyheitsliebe, wodurch sie sich seit ihrer Entdeckung in so vielen Kriegen gegen die Spanier ausgezeichnet haben, sind sogar von den Spaniern Alonso von Ercilla und Alvarez von Toledo in den Gedichten, Araukana betitelt, besungen worden. Denn nichts schägt diese Nation höher als Freyheitsliebe, Klugheit, Muth, Kriegerlist und Standhaftigkeit. Sie sind dabei edelmüthig, gastfrey, und halten ihre Verträge.

Dagegen zeigen sie sich rachfüchtig, und ergeben sich, durch Europäische Getränke, wie alle Wilden, noch mehr verleitet, häufig der Trunkenheit.

Dieser übertriebene Hang zu ihrer Chicha, besonders aber zu unsern geistigen Getränken, ist auch bey ihnen eine Hauptquelle der Volksverminderung. Oft versegen sie Weiber und Kinder bey den Spaniern für Branntwein, und begehen in der Trunkenheit Mord und Todeschlag.

Eine zweyte Ursache der Abnahme dieser Völker sind dann die Kinderblättern, welche ihnen ebenfalls die Europäer zuführten. Bey der starken Constitution richten sie bey ihnen weit furchterliche Verheerungen an, als bey den Europäern, oder selbst bey den Negern.

Sie fliehen alle diejenigen, welche mit dieser Pest befallen werden; selbst ihre nächsten Unverwandten lassen sie sodann oftmahls in den Wüsteneichen auf das jammervollste umkommen.  
(Falkner.)

Sie leben zwar in Polygamie; allein mehr aus Eigennutz und Prunk, als aus übermäßigen Geschlechtstrieben. Auch sind sie im übrigen nicht ausschweifend, erlauben sich auch nie unehrbare Ausdrücke.

Die Sprache der Arauker, die Chilesische, ist eine der angenehmsten, zugleich ist sie sehr wortreich und bequem. Da sie zugleich keine unregelmäßige Verba enthält, so lassen sich ihre Regeln auf wenigen Seiten fassen. Merkwürdig ist's, daß sie einen Dualen haben, wie die Griechen. Durch Verbindung mit verschiedenen Partikeln und anderen Worten kann ein Zeitwort eine Wurzel von tausend andern Zeitwörtern werden. B. B. Pran heißt vergeblich; Ca,

nicht; Elo, zusammen; Pe, vielleicht; Pa, kommen; Wal, können. — Hierdurch entstehen mit dem Zeitworte Elun, ich gebe, folgende Zeitwörter; Elupran, ich gebe vergeblich; Elupen, ich gebe vielleicht; Elucion, ich gebe zugleich mit einem andern; Elupan, ich komme zu geben; Eluval, ich kann geben. (Wibauere.)

In Ansehung der Religion der Krauker sind die beyden neuesten Nachrichten über dieses Volk mit einander nicht völlig gleichstimmig. Wibauere behauptet, sie erkennen ein höchstes Wesen, bey ihnen die Seele des Himmels (Guene pillan) genannt. Von diesem seyen dann alle übrigen Gottheiten abhängig, der gütte Geist (Meulen) und der böse Geist (Huecub) nebst verschiedenen andern untergeordneten. Falken er hingegen, der doch bey einigen Stämmen von ihnen mehrere Jahre hindurch Missionär war, gedenkt jener obersten Gottheit nicht. Bey den Nachrichten zu Folge glauben sie indes ein Leben nach dem Tode; opfern auch nur den, bösen Gottheiten, um sie dadurch sich ihnen günstig zu machen. Sie nehmen an, daß die Seelen der Verstorbenen, welche sie Pillau nennen, in gute und böse getheilt werden; zu den leb-

tern rechnen sie alle Seelen der Spanier. Diese beiden Arten so sehr verschiedener Seelen sind mit einander in dauernder Fehde und Krieg; sie glauben diese Gefechte in den Stürmen und Donnerwetter deutlich zu vernehmen.

Sie haben gleichfalls ihre Zauberer, welche sie bey Krankheiten zu Hülfe rufen, und diese Betrüger stehen bey ihnen in großem Ansehen. Allein ihr Handwerk wird ihnen oftmahs gefährlich. Wenn nähmlich ein Kranker von Ansehen nicht wieder aufkommt, so werden sie von den Verwandten als verantwortlich angesehen und hingerichtet. Als einstens die Kinderblättern unter den Moluchen so große Verheerungen anrichteten, daß selbst ihr Cazike sein Leben verlor, so befahl dessen Nachfolger, alle Zauberer zu tödten. Sonderbar genug müssen die männlichen Zauberer (denn es gibt auch weibliche Zauberer, Hexen) sich weiblich kleiden. Sie werden schon in früher Jugend zu diesem Handwerke auserlesen; aber solche Menschen, die mit der fallenden Sucht behaftet sind, sieht man als von der Natur selbst bestimmte Zauberer an; so geben denn auch hier, wie bey uns, Verzückungen, Convulsionen und ähnliche Krankheiten zu Beatriegereyen Anlaß.

Merkwürdig bleibt es stets, daß auch diesem Volke eine Sage von einer allgemeinen Sündfluth, oder doch von einer sehr großen Wassersfluth übrig geblieben ist.

Da Chile, wie wir sahen, gleichfalls eine Menge Vulkane besitzt, und oftmahls von Erdbeben heimgesucht wird, so flüchten sich die Arauker sodann auf die Gebirge, welche drey Spitzen haben, sie nennen sie Leuten; denn diese allein, glauben sie, seyen bey der großen Fluth verschont geblieben.

Der Glauben an Unsterblichkeit hat bey ihnen die sonderbaren Begräbniß-Ceremonien hervor gebracht, da sie den Todten für seine künftige Existenz mit verschiedenen Speisen, starken Getränken und Hausrath, um das Grab gestellt, versorgen. Die Ceremonien selbst werden von *Widauere* und *Falkner* verschieden angegeben. Wahrscheinlich reden sie auch von verschiedenen Volksstämmen. Nach Ersterem werden die Todten in wirklichen Särgen begraben; nach Letzterem hingegen verbrennt man die Ein geweide. Heyde kommen aber darin überein, daß die Leichname zuvor von Weibern skelettirt, und dann die Knochen unter die Erde gebracht werden. *Falkner* redet von Gewölben, worin

sie die zusammen gefügten Gebeine aufbewahren. Die Trauer bezeigen sie durch Anschwärzen des Leibes und durch schwarze Kleidung.

Ebenfalls weichen jene Erdbeschreiber in Rücksicht der Regierungsverfassung der Arauker von einander ab. Dem Bidau re zu Folge, welcher, wie dieß aus van Cover erhellt, am zuverlässigsten scheint, ist das ganze Gebiet dieser Nation in 4 gleiche Theile oder Provinzen getheilt. Jede wird von einem Toqui (obersten Befehlshaber) regiert; das Zeichen dieser obersten Würde ist ein Beil von schwarzem Marmor. Diesem Könige sind dann die Regenten der einzelnen Provinzen untergeordnet. Ein solches geringes Oberhaupt heißt Usmen; es trägt zum Zeichen seines Amtes einen Stock mit einem silbernen Knopfe. Von diesen Aemtern, welche erblich sind, bleiben die Weiber ausgeschlossen; sie fallen auf den Erstgeborenen; stirbt der Stamn aus, so wählen die Unterthanen ein neues Geschlecht. Falkner redet nur von einem einzigen Oberhaupt oder Caziken. In wichtigen Fällen, welche die ganze Nation angehen, geschieht ein allgemeiner Aufruf des Volkes; jeder hat sodann das Recht, seine Meinung vorzutragen. Diese Versammlung heißt

Anca-

Ancacojau, der Rath der Kranker, oder auch Butha-cojau, der große Rath.

Ihre Gesetze und Strafen sind zum Theile höchst sonderbar. Der Ehebruch wird mit dem Tode bestraft, so wie auch der Diebstahl. Dagegen weder der Watermord, noch das Erschlagen der eigenen Ehefrau. In den beyden letzten Fällen, sagen sie, vergöhe man ja nur sein eigenes Blut.

Zum Kriege erwählt jener große Rath einen eigenen obersten Anführer, einen Dictator. Gewöhnlich ist dies einer der vier Toqui's, doch wenden Kriegskennnisse und Tapferkeit die Wahl oftmahs auf einen Geringeren. Dieser Generalen chef empfängt für diese Zeit das marimore Beil, und selbst jeder Toqui muß ihm so dann Gehorsam leisten. Jedes Landesoberhaupt liefert ihm eine der Größe seines Landes oder Districtes angemessene Anzahl Krieger. Der Dictator läßt den Krieg dadurch anfangen, daß er einen reitenden Boten mit Briefen (Quippu, wahrscheinlich einerley mit dem Quipos der Peruaner) umher sendet; sie bestehen aus kleinen, rothen Stricken. Die Farbe bezeichnet Krieg, und die Knoten bestimmen die Zeit und den Ort der Zusammenkunft.

Enschreib. 7. Band.

C.

Vormahls kannten diese Völker nur Bogen und Pfeil, Keulen und besonders nur südliche Völker, den Laqui, die Kugelschleuder. Jetzt hat so wohl die Reiterey als das Fußvolk Schießgewehr. Ihre Kriegs-Instrumente sind Trommeln und Pfeifen, und ihr Kriegsgangzug besteht aus einem Waffenrocke und Helmhaube von starken Ochsenfellen, oft mit schönen Federn geziert.

Sie haben eine ziemlich reguläre Anordnung so wohl bey ihren Kriegszügen als bey dem Treffen selbst. Der Oberfeldherr commandirt gewöhnlich den rechten Flügel, und der Laqui-Lieutenant den linken; die Reiterey deckt die Flügel; die Infanterie ist im Centrum, die Völker selbst sind in kleine Abtheilungen mit ihren Officieren, wie bey uns, getheilt.

Auch sind die Arauke bald nach ihrer Entdeckung den Spaniern furchtbar gewesen, und mit jedem Jahrzehndt noch mehr geworden. Es sind nicht mehr, sagt la Perouse, die alten Amerikaner, welche vor den Waffen der Europäer zitterten. Die Einführung unserer Pferde und unseres Hornvieches hat sie in wahre Araber verwandelt. Hundert Meilen zum Ueberfalle ihrer Feinde zu machen, ist ihnen eine Kleinigkeit, und das Fleisch ihrer Herden gibt ihnen nicht

nur Nahrung, sondern auch Schilde und Gewehre \*).

Van Cover ward benachrichtigt, daß die Stämme dieser großen Völkerschaft, welche südlich des Flusses Biobio, innerhalb der Provinz Conception wohnen, noch in unsfern neuesten Zeiten (1792) über 10,000 starke und tapfere Krieger stellen. Nur durch das vorsichtige, feste und anhaltend kluge Benehmen des Don Ambrosio Higgins, General-Gouverneurs von Chile, kam endlich Ruhe mit den Spaniern, und mit den übrigen Indischen Nationen, unter die fünnen, kriegerischen Arauker, ja dieser seltne Mann, von Geburt ein Iränder, der wegen der Religion in Spanische Dienste getreten war, hatte sogar, während er der Stelle eines Gouverneurs von Conception vorstand, diesen wilden Völkern den Geist des ruhigen Fleißes einzuflößen gewußt. Ihre verschiedenen Stämme suchten sich einander im Anbauen der Ländereyen und in der Viehzucht zu übertreffen. Kaum hatte aber D. Higgins, um die höhere Würde eines General-Gouverneurs zu übernehmen,

---

\*) Man sehe, was hierüber von den Abiponern im vorhergehenden Jahrgange gesagt ist.

Conception verlassen, so siegte wiederum der wilde Hong, und die Kriege begannen von neuem. Der General-Gouverneur ersann aber nun einen so vorzüglichen Plan, wodurch alle vier Utammapus (van Cover schreibt Butalmapus) besänftigt wurden. Man lernt aus der Rede, welche dieser vorzügliche Mann in dem Lager von Negrete an die vier Touqui's der Moluchen hielt, daß diese Nationen ihre Tractate, in Rücksicht Spaniens, treu befolgt haben, und daß die Spanier sich dagegen anheischig machten, sie bey jeder billigen Angelegenheit in Schuß zu nehmen; denn die Arauker werden häufig von den an sie gränzenden Tehueltes, oder Patagonen, bekriegt.

Auch bey den Araukern hat sich noch die widerige Gewohnheit der Opferung eines Kriegsgefangenen erhalten. Nach vielen sonderbaren Ceremonien wird er mit einem Schlage mit der Kolbe hingerichtet; ihm dann sogleich das Herz ausgerissen, und ein jeder der Anführer saugt davon das Blut. Die gemeinen Krieger lösen indes die Arme und Beine ab, machen aus den Knochen derselben militärische Flöten, und stecken den Kopf auf eine Lanze, um welche sie, unter beständigem Schimpfen auf die Feinde, ihre Kriegslanze halten. Auf den Rumpf sezen sie

den Kopf eines weißen Widders, wenn der Gefangene ein Indianer, hingegen den Kopf eines schwarzen Widders, wenn es ein Spanier war; dies achtet sie für die höchste Beschimpfung. Zugleich verhüthet der Toqui die vier Weltgegenden mit Tabak, und murmelt tausend Flüche gegen die Feinde.

Der Friede wird ebenfalls mit vielen Ceremonien geschlossen. Der Toqui hält dabei eine feierliche und sehr gut geordnete Rede, die wie bey den Orientalern mit vielen Parabeln geschmückt ist. Ein guter Redner wird sehr hoch geschägt; Bi da ure kann und von diesen Reden nicht genug rühmen. Wirklich scheint es sich so wohl aus ihrer Sprache als aus ihrer Regierung und Kriegsordnung zu ergeben, daß diese Völker keines unbedeutenden Grades der Cultur fähig wären, und dies bestätigt gleichfalls die Rede des D. Higgins.

Das häusliche Leben und die Kleidung der Arauker sind sehr einfach. Die Wohnungen der Arauker bestehen aus hölzernen Hütten, die mit Stroh gedeckt sind, keine Abtheilungen, noch Fenster haben, und nur durch eine Thür von Ochsenfell geschlossen werden. In diesen Hütten ist die Zahl der einzelnen Feuer der Anzahl der

Frauen des Hausherrn gleich; jede kocht ihm ein besonderes Gericht. Statt der Betten werden nur Schafpelze hingebreitet, und das übrige Hausrath besteht in ein Paar Bänken und einem einfachen Tische. Die Teller sind von Holz oder Thon; die Becher von Horn; statt der Löffel bedient man sich einer Muschel. Die Vornehmen, Ulmenes, haben bey Bewirthung der Fremden Silbergerath.

Die Gerichte selbst bestehen aus geröstetem und gemahlenem Korne; gekochten Hülsenfrüchten; seltener in Fisch- oder Fleischspeisen. Bey ihren Kriegszügen leben sie indeß von dem dort so häufigen Hornvieh, ja auf weiten Expeditionen sollen sie zuweilen ihren Pferden die Adern öffnen, um das Blut zu trinken. (Perou se.)

Etwa ein Mahl im Jahre; zur Zeit der Ernte, geben sie große Gastmähler, oft von 300 Personen, und hierbei wird der Chika und das Europäische Getränke nur zu wenig geschont. Auch bey diesen Völkern ist die Gastfreyheit sehr groß; der Fremde kann sich nach Gefallen bey ihnen unentgeldlich aufhalten.

Für die Erhaltung ihrer Feldfrüchte tragen sie eine höchst sonderbare außerordentliche Vorsorge. Um diese gegen die Mäuse zu schützen,

fangen sie eine große Menge Feldmäuse ein, und stecken sie zusammen in einen Sack. Dieser wird wohl zugebunden, auf eine Wiese getragen, und nun stellen sie sich in zwey Reihen gegen einander über; die Fürsten (Ulmenes) zwischen beider Reihen. Ihr Gesicht ist mit einer Maske bedeckt, ihr Rücken aber mit einer Kuhhaut, woran viele klappernde Hölzer befestigt sind. Nun fangen die beyden Reihen an sich zu bewegen, die eine gegen Osten, die andere gegen Westen, und hierbey schimpfen sie einander auf das bitterste. Sind sie hierdurch hinlänglich aufgebracht, so entfernen sich die Ulmenes, und dann greifen sie sich thätslich an. Sie zerschlagen sich hierbey mit Stöcken bis aufs Blut. Endlich treten die Ulmenes hinzu und machen Friede. Hierauf schlagen sie die eingefangenen Mäuse mit Prügeln todt. Sie glauben hierdurch ihre Feldfrüchte von dem Huccup (dem bösen Geiste) zu befreien; denn diesem schreiben sie die Mäuse und das Ungeziefer zu.

Die Kleidung ist selbst bey dem andern Geschlechte einfach. Der Mann trägt über dem Hemde den Poncho, eine Art Mantel, der bis an die Waden reicht, und, wie ein Leden-Stock, nur in der Mitte eine Öffnung hat, wodurch

man ihn über den Kopf wirft. Die Lieblingsfarbe ist die blaue; doch gibt es auch gestreifte und goblümte Ponchos. Dieses Kleidungsstück macht einen beträchtlichen Handlungs-Artikel aus, weil der Poncho auch von den Bauern in Peru, Chile und Paraguay getragen wird.

Die Ullmenes unterscheiden sich in Ansehung ihrer Tracht nur dadurch, daß dieses Kleid von besserem Zeuge ist. Doch tragen sie Hüte mit Federbüschchen, schwere silberne Sporne, ihre Stäbe haben silberne Knöpfe, und ihre Steigbügel sind von Messing. Dabei gehen sie, wie die Uebrigen, barfuß.

Die Weiberkleidung besteht in einem langen wollenen Unterkleide ohne Kermel, das um die Mitte des Leibes fest gebunden wird. Hierüber hängt ein kleiner wollener Mantel, vorn durch ein breites silbernes Schloß befestigt. Nur ihr Kopfputz ist ausgesucht. Das lange Haar wird in sechs Zöpfe geflochten, und um den Kopf tragen sie Steine, Liancos genannt, die dem Smaragd ähnlich sind. Man kennt das Wateria land dieser Steinart nicht. Die Ohrgehänge bestehen aus silbernen viereckigen Platten; die Finger sind mit Ringen geziert; Hals und Arme mit vielfarbigen Glaskugeln. (Vidaur e).

Hebrigens ist auch hier das andere Geschlecht mit allen häuslichen Verrichtungen belastet. Der Mann hält alles, den Krieg und höchstens die Jagd ausgenommen, unter seiner Würde. Sogar das Feld bestellt die Frau. Beide Geschlechter baden sich viel. Selbst wenn die Frau kaum geboren hat, so badet sie sich mit ihrem neugeborenen Kinde in kaltem Wasser. Die Kinder werden sich nachmals fast selbst überlassen.

Ihre müßige Zeit bringen sie hin theils mit Kriegsspielen, da sie z. B. einen Kreis ausmachen und einen in ihre Mitte gestellten Knaben einander zu rauben suchen; oder sie führen Länge auf, bald mit, bald ohne Gesang. Die Musik ist nicht ganz unharmonisch; die Weiber tanzen abgesondert von den Männern; bey solchen Zusammensetzungen werden freylich die geistigen Getränke nicht vergessen, selbst das schöne Geschlecht entgeht dann oftmals dem Rausche nicht.

Dies wird hinreichend sehn zur Kenntniß der Indianer von Chile. Mehrere der benachbarten Völker, welche gleichfalls zu Seiten dieser Gegenden besuchen, kommen weiterhin bey Patagonien vor.

b) Der Fremde; der in Chile  
angesiedelte.

So wie sich der Europäer in dem an edlen Metallen reichen Chile anbauten, war hier die Einführung der Neger eine Folge der Ansiedelung. Daher denn in Chile, wie in Peru und Brasilien, Spanier, Neger, Creolen und Mestizen, nähmlich aus Negern und Weißen, oder Eingeborenen entsprungene Menschen.

Die Herren gehen den Dienern, daher noch mehr den Sclaven vor. Spanien fand hier einen weit bedeutenderen Widerstand bey der Eroberung von Chile, als bey der von Peru. Die Natur, das kältere Klima des tiefen Südens, bildete eine kühnere, stärkere Race von Gegnern. Der Europäer mußte daher, nachdem er durch die Obermacht seiner Waffen endlich jene Naturmenschen zum Theile überwältigt hatte, sogleich auf einige feste Punkte, auf Festungen, denken, sich gegen den ungebrochenen Freyheitsdrang der Chilfischen rohen kraftvollen Völker zu schützen. Man hatte es gewagt, die Stadt St. Iago in den Ebenen von Mapocho zu erbauen. Allein man fand bald nachher, daß besonders die Seite gegen die südlicheren Krauter dadurch nicht gedeckt

word. Deshalb errichteten die Spanier drey Forts oder Schanzen: Purken, Ducabell und Arauco. Mehtmals wurden auch diese von jenen tapferen Wilden gestürmt und geschleift; indes gewannen die Spanier dennoch nach und nach festen Fuß, und wie schon oben erwähnt ist, zuletzt durch die tapfern und weisen Anordnungen des D. Higgins, einen ziemlich ruhigen Zustand.

Da die Eroberung von Chile, der Aussprache nach eigentlich Eschile, von Peru aus geschah, so haben es die Spanier hier von abhängig gelassen, und zugleich in 14 Provinzen getheilt. Diese werden von einem General-Gouverneur regiert, der seinen Sitz in St. Jago hat. Ueber die gehörten noch hierzu die Inseln Fernandez, die des Archipels, und drittens das östliche Chile, oder Cajo, letzteres verdient noch einer besonderen Anzeige.

Uebrigens kann man auch die kirchliche Eintheilung annehmen, nach welcher das Ganze in zwey große Theile zerfällt: in den von St. Jago, und in den von Conception.

Der Statthalter und General-Gouverneur hat so wohl im Civil als Militär die oberste Gewalt; auf ihn folgt ein Intendant; deren einer

in St. Jago, der andere in der Stadt Conception seinen Sitz hat. Als van Coever Chile besuchte, war die Intendantenschaft von St. Jago mit der General-Gouverneurs-Stelle vereinigt. Daher betrug diese letztere jährlich 30, die vom Conception nur 10,900 Thaler. Gerichtliche Sachen werden durch den Statthalter und durch die Audienza Reale, worin unter der Direction des Statthalters vier Königliche Räthe sitzen, entschieden; doch kann man an den hohen Rath von Indien appelliren. Ueber dieß hat jeder Ort seinen Magistrat.

Die Städte und Ortschaften, welche von den Spaniern erbauet sind, haben fast durchgängig breite Gassen, die sich in rechten Winkeln nach den vier Weltgegenden durchschneiden. Sie bestehen aus Backsteinen, oft nur aus Lehm, sind aber nur eine Etage hoch, wegen der Erdbeben.

Von sehr bedeutenden Städten oder vielmehr Ortschaften gibt es nur fünf. Coquimbo, am Flusse gleiches Namens ( $29^{\circ} 49' s. Br.$ ,  $304^{\circ} 32' E.$  von Paris), Valparaiso  $30^{\circ} 2' 36'' s. Br.$  Van Coever gibt für den Hafen  $33^{\circ} 58' an$ ,  $304^{\circ} 11' 45'' E.$ ); die Hauptstadt St. Jago ( $33^{\circ} 31' s. Br.$ ,  $395^{\circ} 40' E.$ ); Conception ( $36^{\circ} 42' 21'' s. Br.$ ,  $303^{\circ} 23' 30'' E.$ ); und

Valdivia, am Flusse gleiches Namens (39° 58' S. Br., 302° 2' L.)

Die beyden ersten Orte sind als Häfen sehr berühmt. Coquimbo hat zwey Häfen, die besonders von Peru aus besucht werden. Es wird indeß von Valparaiso, in Ansehung des Handels, weit übertrffen. Auch ist die Bevölkerung zu Valparaiso wegen des milden Klimas und der Nähe der Hauptstadt sehr bedeutend. Die Festungswerke liegen auf Hügeln unweit der geräumigen Bay; sie waren aber selbst in den Zeiten, da Spanien zulegt mit Frankreich im Kriege begriffen war (1795) nur in schlechtem Zustande. Die Stadt (eigentlich nur ein großer Flecken) hat nebst der nahen Ortschaft Almendres 6 Kirchen. Von diesem wichtigsten Hafen geht dennoch kein gerader Weg zur Hauptstadt außer einem Fußsteige. D. Higgins hat aber von Almendres aus eine gute Chaussee bis nach St. Zago mit vieler Arbeit zu Stande gebracht. Dieses schätzbare Werk erleichterte den Verkehr und den Handel der Hauptstadt außerordentlich. Von Cover bereisete diese neue Heerstraße, und er gibt uns bei dieser Gelegenheit einige Nachricht von dem Zustande des Binnenlandes, so wie von der Hauptstadt selbst. Nachdem die Schwie-

rigkeiten des Hinanklimmens der Hügel überstanden waren, und die Reisenden nun in diesem Klima ein schönes Land zu erblicken hofften, lag vor ihnen eine große, wüste Ebene, ohne Schatten und fast ohne Grün; ja, außer bey einzelnen kleinen, langsam fortschleichenden Bächen, war kaum einige Vegetation bemerkbar. Auf dieser öden Landschaft sah man wenige elende Häuser aus Roth zusammen geklebt, und von dürftigen Einwohnern belebt. Das Innwändige dieser schlechten Hütten, die kaum durch ein gehöriges Dach geschützt waren, entsprach völlig dem Aussehen. Raum daß sie die armeligsten Nothwendigkeiten des Lebens enthielten. Ein schmuckiger Tisch, ein Stuhl, in der einen Ecke ein elendes Bett, aber fünf bis sechs Kreuze war der ganze Inhalt. Dennoch sah man hier noch andere religiöse Zierathen; auch entzogen sich die dürftigen Besitzer nicht des Vergnugens, Matte oder Paraguay-Thee zu trinken, und was über alles befremdete, selbst der nothwendigste Hausrath war bey ihnen von dichtem Silber. Dabey lag aber rund um die Hütte das schönste Land, ohne die mindeste Spur eines Unbaues oder eines Gartens. Indolenz und Übergläubie hatten hier ihren Sitz aufgeschlagen, Unreinlichkeit und Elend waren ihre Gefolge.

Auf die Weise ging die Wanderung zur Hauptstadt des Königreichs fort. Jeden Abend nahm eine große Schauer, von thonichter Erde zusammen geklebt, und oftmahls von außen weiß angestrichen, die Engländer auf. Die Landleute zeigten sich äußerst gutartig, aber auch von höchster Indolenz und Schmug. Indes war die Jugend, besonders die Bäuerinnen, nichts weniger als häßlich; nur ward ihr lebhafter Teint von der übermäßigen weißen und rothen Schminke verdorben. Die Nächte waren unausstehlich; denn obgleich der Boden der Schauer zuvor rein gespült ward, so fielen dennoch unzählbare Scharen Wanzen, Flöhe und anderes Ungeziefer über die Wanderer her, und verscheuchten selbst den kürzesten Schlaf auf den für sie hingestreckten Schafspelzen; denn Betten traf man nirgends. Nur erst, als sie sich der Hauptstadt sehr nahe befanden, zeigten sich einige Spuren einer bessern Cultur, z. B. Weingärten mit kleinen weißen Gartenhäusern geziert. Von der Höhe eines eben so beträchtlichen Gebirges, Prao genannt, gewährte dies schöne Thal, worin St. Jago lag, und die dahinter bis gegen die Wolken gehürmten Andes eine höchst mahlerische Scene. Aber selbst die Hauptstadt machte keine Ausnahme in

Rücksicht jener den Fremden unausstehlichen Unreinlichkeit. Die geräumigsten, besten Zimmer im Palaste des Statthalters waren mit Schmutz wie belegt; und da man zu ihrer Reinigung einen Besen verlangte, erhielt man zur Antwort, „dergleichen sey in St. Jago nicht bekannt;“ man mußte den Boden besprengen und dann die Lage Unrath mit einer Schaufel los arbeiten.

St. Jago ist übrigens eine sehr ansehnliche Stadt. Van Cover schätzt ihren Umfang auf drey Viertel einer Deutschen Meile. Die Straßen kreuzen sich zwar unter rechten Winkeln, sind aber enge, doch hat der schmale Weg für die Fußgänger breite Steine. Der Fluß Mapocho versieht die Stadt reichlich mit Wasser, durch kleine Zweige desselben lassen sich alle Gärten hinter den Häusern bewässern; allein seine Überschwemmungen richteten bis zum Jahre 1792 große Verwüstungen an. Da drang denn endlich D. Higgins mit seinem schätzbaren Plane zu einem Steindamme oder Einfassung gegen den Fluß, nach vielen Schwierigkeiten durch. Dieses treffliche Werk ist von außerordentlicher Stärke; der Grund geht 14 Fuß unter und eben so viel Fuß über den gewöhnlichen Spiegel des Wassers, und für die Fußgänger läuft eine Es-

höhung fort, die sie gleichfalls beständig stützt. Zu Anfange dieses Werkes, das über 2 Englische Meile lang ist, befindet sich ein Obelisk mit einer Spanischen Inschrift, die den Urheber verewigt. Außer dem großen Marktplatz mit einer Fontaine, den Pallästen der Audienz, des Bischofs und dem des Doms, der ganz von weißen Quadersteinen erbauet ist, ward St. Jago neuerslich verschönert, durch das neue Gebäude für die General-Casse oder den Schatz (Cassa de Moneda); und das treffliche Gebäude der neuen Münze, in dem Style von Sommersethouse in London, nur nicht von eben dem Umfange. Jährlich wird hier etwa eine Million Species versilbert. Ferner sind vor kurzem errichtet: ein neues Gebäude für die allgemeinen Gefängnisse, und mehrere andere Privat-Häuser im besten Geschmack. Die Bevölkerung von St. Jago bestand (1795) in 35,500 Köpfen; Wibauze gibt 46,000 an.

Nach der Hauptstadt ist dann Conception unstreitig der wichtigste Ort des ganzen Königreichs. Die Bay ist eine der bequemsten. Das Meer fand Perouse hier ruhig, fast ohne alle Störung; der Ankerplatz unweit des Dorfes Talcahuana schützt auch im Winter die Schiffe gegen

den Nordostwind, und in der Mündung liegt die fruchtbare und reizende Insel Quiquirina.

Nach zwiefachem Umsturze der Stadt durch die Erdbeben von 1730 und 1751 wählte man eine Ebene, unweit eines zwzy Meilen weit entfernten Hügels, zur Erbauung der neuen Stadt La Mocha, am nördlichen Ufer des Biobio. Prouse gibt ihr 10, Vidaure hingegen 13,000 Einwohner. Hier ist der Sitz des Mestre de Campo, der zweyten Militär-Person des ganzen Königreichs. Der Boden und die Luft ist vorz trefflich; man findet hundertjährige Eiche.

Valdivia ist die südlichste unter den bedeutendesten Ortschaften von Chile; sie wird als der Schlüssel des Reichs von Süden her angesehen. Daher setzt die Krone stets einen erfahrenen Militär zum Gouverneur, und lässt sich die Vertheidigungskosten von 36,000 Piastern jährlich gefallen. Auch wird diese desto notwendiger, da sie mitten in dem Lande jener kühnen Krieger gelegen ist. Pedro Valdivia, durch das Gold dieser Gegend gereizt, stiftete sie 1551, und die Stadt ward aus eben diesem Grunde bald volksreich; daneben sandte man viele Verbrecher aus Spanien dahin. Valdivia lag stets mit den Indianern in hartem Kampfe, und machte oftmaals

reiche Beute; er ward aber, da er die gefangenen Indianer in den Bergwerken zu arbeiten zwang, von ihnen tödlich gehäst. Im Jahre 1599 überfiel ihn daher der Toqui Paistamochu plötzlich, verheerte die Stadt, machte die Besatzung von 800 Mann theils nieder, theils zu Gefangenen, und goß dem Valdivia selbst geschmolzenes Gold in den Hals, mit den Worten: „Sättige dich nun an dem, woran nach du so gierig warst.“

In diesen Orten hatten vornehmlich die Jesuiten vormahls so wohl höhere als geringere Lehranstalten, und dazu gehörende Gebäude; auch sind die Städte nur zu reichlich mit Kirchen und Klöstern für beyderley Geschlecht versehen, und das Innere der Kirchen enthält vielen kostbaren Schmuck.

Die Lebensart der höheren Stände, so wie die Trachten der dortigen Spanier, haben uns neuerlich zwey gleichberühmte Seemänner genauer kennen gelehrt: Van Cover und la Perouse. Beyde wurden auf die ausgezeichnetste Weise von eben jenem General-Gouverneur D. Higgins aufgenommen. Der Franzose war gerade zu Jahre früher da, als der Engländer. Dennoch stimmen ihre Darstellungen sehr gut mit

einander überein, obgleich la Veroufe nur in Conception blieb, jener hingegen die Hauptstadt selbst besuchte.

Die Spanier in Chile zeigen sich diesen Nachrichten zu Folge sehr gastfrey, gut gesinnt und höflich. Es ist dabey merkwürdig, daß man hier weder das Steife des Mutterlandes, noch die dort so leicht gefährliche Eifersucht findet. Van Coers Nachricht von einer großen Assemblee und Ball wird dies alles deutlicher bestätigen.

Als die Englischen Officiere in das Gesellschaftszimmer traten, fanden sie auf der einen Seite des Zimmers die Damen auf Küssen, gegen über hingegen die Herren auf Stühlen sitzen. Die Engländer wurden aber so fort zu den Damen geführt. Die eine spielte das Pianoforte, die übrigen hingegen Violinen, Flöten und Harfen. Alles ward aufs beste executirt, und setzte die Fremden in nicht geringe Bewunderung.

Hierauf ward der Ball eröffnet; und auch hierbei hatten die Damen bey weitem den Vorzug. Schade nur, daß die hiesigen Tänze so gänzlich von den Englischen verschieden waren, so daß kein Engländer es wagte, daran Theil zu nehmen. Es scheint, als ob die Franzosen hierin haben dreister seyn dürfen.

Das Frauenzimmer war schön; zwar brünett von Teint, aber mit sehr lebhaften Augen, dagey äußerst angenehm und zuvorkommend. Das Auffallendste war ihr Anzug. Ein runder Fischbeinrock von sehr großem Umfange und einer Menge Falten, dagey so kurz, daß er kaum bis zur Wade hinab trat; also der Faldelin von Peru \*), oft von schwerem Gold- oder Silberstoff. Oberwärts des Faldelins trugen sie ein Corsett von reichem Zeuge. Unterwärts trat aber ein sehr feines Hemde hervor, welches mit goldenen Borten eingefasst war, so wie dies ebenfalls der Fall war bey den sich zeigenden Quasten der Strumpfbänder.

Die Strümpfe waren roth, blau und weiß gestreift; die Schuhe aber so kurz, daß die Beine nothwendig nur zusammen gebogen darin Platz haben; der Fuß schien fast dadurch völlig kund; die Schnallen sind von Gold, oftmalhs mit Brillanten besetzt; Einige bedienten sich indes nur der Bandschleifen.

Ihr Kopfzug ist sehr studiert. Das ungespuderte dunkle Haar fließt in vielen Flechten, lang geflochten, längst dem Rücken hinab; bey

---

\*) M. sehe den vorhergehenden Jahrgang S. 177 und das Kupfer. S. 179.

Einigen sind sie wieder in die Höhe geschlagen, und vermittelst einer mit Brillanten besetzten Schnalle am Kopfe fest gehetzt.

Über der Stirn sind Blumen und brillantenreicher Kopfputz angebracht; den kostbaren Ohrringen hängen von Diamanten und Perlen fügen sie noch Büschel von schwarzer Seide hinzu, welche gleichfalls mit Perlen besetzt sind.

Sie tragen über dem Corsett von Goldstoff noch zwey Mantillen; die eine von Musselin, die andere, oberste, von feiner, farbiger Wolle. Ist es kalt, so hüllen sie in letzteres den Kopf; im Zimmer legen sie sie sodann auf den Schoß, und treiben mit dem beständigen Zusammenfalten und Hin- und Herlegen dieser Tücher ein höchst graziöses Spiel. Nichts ist aber bey diesem wirklich schönen Frauenzimmer mehr zu bedauern, als daß sie ihren Leint durch das Schminke so früh verderben, und zugleich so wenig auf die Reinlichkeit ihrer Zähne achten.

Die Kleidung des männlichen Geschlechts kommt im Ganzen ziemlich mit der unserigen überein, doch tragen sie gleichfalls den Poncho (Ponscho); und hiervon sind einige von so theuerem Zeuge, daß sie bis auf 200 Pesos, dagegen die für das Volk oft nur 4 bis 5 Pesos kosten.

Selbst bey den Bauern ist der Poncho das gewöhnliche Oberkleid. Const gehen sie nur in einer kurzen rothen oder blauen Jacke, weiten Hosen, die dennoch um die Knie gewöhnlich mit goldenen oder silbernen Borten besetzt sind. Beym Reiten, und selbst die kürzesten Wege werden von ihnen zu Pferde gemacht, tragen sie Camaschen, haben aber nur so kleine Steigbügel, daß kaum die große Zehe darin Platz hat. Gewöhnlich führen sie ein großes Seil hinten auf dem Pferde, um damit das dort wilde Hornvieh einzufangen \*). Sie sind nähmlich so treffliche Reiter, daß bereits die Bauernkaben von 9 bis 10 Jahren Wettrennen zu Pferde anstellen. Diese Lebungen machen sie stark und kühn, und hierin zeichnen sich die Westigen, von Spanischen Vätern und Indianischen Müttern, ganz vorzüglich aus. Freylich haben die dortigen Pferde hierauf großen Anteil, denn sie sind, besonders in einigen Provinzen, z. B. Conception, eben so leicht als schnell und mutig.

Die Chilesischen Bauern sind eben daher zum Kriege sehr brauchbar. Man hat sie zu dem Ende auch in Compagnien getheilt, die besondern Com-

---

\*) Man sehe den vorherg. Jahrgang.

missarien untergeben sind, so daß sie im Falle der Notch dem Lande zum Schuze dienen können.

Zu dem Aufwande der Reichen gehören dann auch ihre Equipagen. Sie werden gewöhnlich von Maultierhieren gezogen, und von Negern mit silbernen Halsbändern in der Livree begleitet.

Man beschuldigt das hiesige Frauenzimmer der Galanterie. Von Cover, der mit großer Mäßigung und Bescheidenheit urtheilt, gesteht selbst, daß man Verschiedenes in dem Betragen der hiesigen Damen in England nicht würde geneiget haben. Verouze spricht etwas bestimmter und dreister. „Das Volk,“ sagt er, „ist sehr diebisch, und das Frauenzimmer zu sehr gefällig (les femmes y sont extremement complaisantes.) Es ist eine ausgeartete Menschen-Race, mit Indianern gemischt; allein die Leute vom ersten Range, die wahren Spanier, sind sehr höflich und zuvorkommend.“

Nirgends fand er aber hier den Geist der Libertinage deutlicher ausgesprochen, als bey den Mönchen. „Der Grad ihrer Unverschämtheit,“ sagt er, „läßt sich kaum ausdrücken. Ich habe einige von ihnen noch bis um Mitternacht auf dem Balle gesehen, und sie wußten unsern jungen Leuten über gewisse Häuser den besten Unterricht

„terricht zu geben, welche gerade niemand weniger kennen sollte, als ein Geistlicher.“

Dieser Geist ist dann besonders in die geringseite Volks-Classe gedrungen, denn in dem Flecken Talcaguana fanden die Französischen Matrosen das andere Geschlecht völlig eben so ausschweifend, als auf Otahite, allein die Franzosen waren dabei glücklicher als dort; denn die gesammte Mannschaft bedurfte nach der Abfahrt von Chile des Schiff-Medicus gar nicht.

Die Creolen dieses Landes sollen der Farbe und Bildung nach den nördlichen Spaniern des Mutterlandes sehr ähnlich seyn. Vom Charakter bezeichnet sie Widaure beherzt, edel, gastfrey; und wirklich stimmte hiermit die liberale Aufnahme jener berühmten Reisenden überein. Sie zeigen Talente für Wissenschaften und Künste; mehrere unter ihnen haben sich darin ausgezeichnet. Die Bischöfe von Conception und von St. Tago gaben hiervon beyden Weltumseglern reichende Beweise. Besonders sollen die Creolen gute Poeten seyn; denn daß die Dichtkunst dort beliebt ist, zeigte sich bey einem großen Mahle, welches den Franzosen zu Ehren in Conception gegeben ward. Hier traten zwischen jedesmaligem Gange oder Service von Gerichten Franz-Taschenb. 7. Band.

cigconer auf; sie besangen als Improvisatoren die glückliche Harmonie, welche damals (1786) zwischen den beyden Nationen, den Spaniern und Franzosen, herrschte. Schade, daß dieses schöne Land noch keine Buchdruckereyen besitzt; denn im Conzen ist es zur höheren Cultur gut vorbereitet; nicht nur die Creolen, sondern die Neger, ja selbst ein großer Theil der Indianer sprechen sogar auf dem Lande Spanisch.

Spaniens Monarchen darf man auch nicht beschuldigen, als vernachlässige die Regierung gänzlich diese Colonie. Man hat hierfür keinen redenden Beweis, als den nur abgekürzten Auszug, welchen uns van Couver aus den Spanischen Edicten, die hiesigen Angelegenheiten betreffend, liefert. „Zwar wird darin eingestanden, daß sie „von den Indianern den Gehissen erhebt, allein „diese Gelder sollen mit der größten Gewissen- „haftigkeit, von Seiten der Kronbeamten, „hauptsächlich zum Besten der dortigen Religions- „Anstalten und Salarien der Kirchendiener ver- „wendet werden. Ferner wird den Gouverneu- „ren der Provinzen und den Intendanten darin „vorgeschrieben, daß Betrachten, die Sitten und „Gewohnheiten der ihnen untergebenen Völker „genau zu studieren; den Fleißigen aufzumun-

„tern, den Erdägen anzurechnen. Indesß solle dies  
„zu keinem Vorwande dienen, um nur aus uns-  
„bescheidenem Neugier sich in das häussliche Le-  
„ben von jedem Individuum eingudringen, und  
„ihre Ruhe zu stören.“

„Ferner wurde hierin der dortigen Regier-  
„ung anbefohlen, alles Mögliche zur Verbesse-  
„rung der Existenz und des Wohlstandes der  
„Völker beizutragen. Zu dieser Absicht sollen  
„die Intendanten die geschicktesten Ingenieure  
„Officiere als Landmeister beauftragen, topogra-  
„phische Karten von jeder Provinz aufzuneh-  
„men, und hierin nicht bloß die Gränzen, son-  
„dern besonders die Gebirge, Waldungen,  
„Flüsse, Seen und Teiche genau anzeigen. Fer-  
„ner sollen sie sich mit der Natur des Erdeichs  
„bekannt machen, so wie mit den Producten des  
„drey Naturreiche, und daraus referiren, was  
„für eine Art von Anbau für diese oder jene  
„Gegend am passlichsten sey; wie und was für  
„Canäle zu ziehen; wie die Flüsse schiffbar zu  
„machen und unter einander, oder auch mit dem  
„Meere selbst, zu vereinigen seyn; was für  
„Heerstrassen man neu anlegen oder abkürzen  
„müssse; welche Häfen man besonders in Stand  
„setzen habe, kurz, was für Mittel zu er-

„greifen seyn, um den Anbau, die Industrie und den Handel zu befördern. Wiederum sollen die Intendanten gehalten seyn, sich besonders des Volks kräftig anzunehmen, die Waggabonden zu öffentlichen Arbeiten anzuhalten, oder sie zum Land- oder Seedienst enrollingen, den Thätigen und Industriellen hingegen bestmöglichst unter die Arme zu greifen.“

Wer sieht nicht hier den besten Willen des Monarchen? Aber wie viel Hindernisse müssen diesem noch entgegen stehen, wenn man den wirklichen Zustand dieses trefflichen Landes damit zusammen hält! Das ganze ungeheure Land zwischen St. Jago und Buenos Ayres, eine Strecke, die die Post zu Pferde nur in 20 Tagen beendigt, ist, von dem Fuße der Cordilleren an gerechnet, bis zur Hauptstadt von Paraguay, nichts weiter, als eine völlige nackte, wüste Ebene, ohne irgend einen Baum von einiger Bedeutung, ja fast ganz ohne Spuren einer Vegetation! Und dies unter dem schönsten Himmel. Freylich liegt dieß Land größten Theils außerhalb der Gränze von Chile; allein auch von dem eigentlichen Chile entwirft Peroue im Ganzen ein sehr vortheilhaftes Bild.

„Es gäbe,“ sagt er, „auf der Erde kein frucht-

„bakteres Land, als die große Provinz Concepcion in Chile. Das Getreide trägt hier sechzigfältig; der Weinstock ist eben so einträglich; die Felder sind mit unzählbaren Herden bedeckt, und sie vermehren sich ohne große Sorgfalt bis ins Unglaubliche. Es ist hierzu weiter nichts nothwendig, als daß jeder Proprietär sehr große Einkünfte oder Hürden abschlägt, und darin die Maulthiere, Pferde, Ochsen- und Schafe weiden läßt. Der Preis eines Ochsen ist etwa 8 Piaster, der eines Hammels 2, dennoch gibts keine Abnahme. Man tödtet die Thiere nur um des Falgs und der Häute willen; beyde Artikel gehen dann nach Lima. Höchstens räuchert man etwas Ochsenfleisch für die Schiffs-Equipagen der kleinen Fahrzeuge des Südmeeres.“

„Keine gefährliche Krankheit ist diesem Lande besonders eigen, nur eine einzige kommt häufig vor, und diese habe ich nicht nothig zu nennen; wer sich davor hüthet, erreicht hier ein sehr hohes Alter, ich habe hier mehrere Greise von hundert Jahren getroffen. Dieser großen Vortheile ungeachtet ist diese Colonie sehr weit von dem hohen Grade des Wohlstandes und der Bevölkerung entfernt, den man bey ihr mit

„Recht erwarten könnte. Die Regierung steht hier in stärem Widerspruch mit dem Klima, das Verboth der Handelsausfuhr wird von ihr sehr streng in Ausübung gebracht. Dieses Königreich, dessen Erzeugnisse halb Europa ernähren könnten, dessen Wolle für die Manufakturen von England und von Frankreich hinreichte, hat fast gar keinen Handel!“

Und dennoch ist dieses Bild noch unendlich mangelhaft. Um den vollen Werth der schwelgerischen Natur von Chile richtig zu schätzen, erinnere man sich nur jener reichen Gold- und Silberminen, so wie der übrigen vorzüglichen Mineralien; der vielartigen trefflichen Farbstoffe des Pflanzenreichs; des trefflichen Bau- und Zimmerholzes; der unerschöpflichen Fischereyen, kurz des unübersehbaren Reichthums, wovon wir zuvor das Wichtigste durchgegangen sind, dann wird Perousens Erstaunen über den Mangel von Chile's Handel noch weit auffallender.

„So gott und gar ohne Handel ist Chile indeß; selbst bey aller Bedrückung, dennoch nicht, Widayre rechnet nicht mit Perousen nur 4 bis 5 von Lima hier eingehende Schiffe, sondern einige 20; dieß scheinen seine speciellen Angaben auch zu bewähren. Deutl. sie laden von Chile

und 224000 Fässer Getreide (zu 160 Pfund); 2000 Krüden Wein (zu 32 Maß); 5000 Fässer Fett; 2000 Centner Rauchfleisch; 48000 Centner Talg, außer 50,000 Corduan-Häuten, 30,000 Centnern Kupfer, vielen Mandeln, Hülsenfrüchten, Kämm, Harz, Medicinal-Kräutern, Porchos, 100,000 Bretern und großem Baumholze aus dem Archipel von Chile. Auch führen die Chilenen einigen Handel mit Spanien selbst; für Gold, Silber, Kupfer, Vigogne-Wolle erhandeln sie von dort Tücher, Glaswaren, Baumwolle, Zucker, ja sogar Honig und verarbeitetes Silber.

Nach Paraguay senden sie 247000 Krüden Wein und 33000 Krüden Branntewein. Wie viel Leidiges läßt letzter nicht ahnen, denn offenbar werden hierdurch die harmlosen Indianer vergiftet!

Um die Nachrichten von Chile minder unvollständig zu lassen, möglicherfalls der Provinz Guijo-einige Erwähnung geschehen. Es ist dies dasjenige Chile, das vorhinigen Gedächtnissbericht unter dem Namen von Ost-Chili vor kommt, zwischen dem 30. und 36. Breitengrade; die meisten erwähnen seiner gar nicht. Diese Provinz wird in Westen durch die Andes von Chile getrennt; liegt an den Pampas oder den

Büsten von Paraguay: grängt in Norden an Tucuman und in Süden an Patagonien. Bidaure schägt Cujo 111 Meilen lang und fast eben so breit. Die Witterung ist hier sehr von der im übrigen Chile verschieden. Die Winter sind sehr kalt, aber ohne Regen. Die östlichen Ebenen leiden durch so heftige und schnell übergehende Wetter, daß daher kein Baum seinen Wachsthum erreichen kann.

Innerhalb der hiesigen hohen Andes finden sich sehr viel Gänge von edlen und andern Metallen und Mineralien, allein sie werden noch nicht bearbeitet.

Cujo unterscheidet sich auf besonders durch seine beträchtlichen Geer, wodurch das westliche Chile nur zwey von einiger Bedeutung besitzt. Dies ist nähmlich der See von Laquen, oder wie er von der nahe gelegenen Stadt und Vulkan genannt wird, Villa Rica; aus ihm entsteht der Fluß Tolten; Molina geht vom Villa Rica ihm 18 Meilen Umlauf, und sodann der viel südlichere, etwas größere Nagelhuapi, der den Fluß gleiches Namens ins Nordmeer schickt. Die neueren Karten erwähnen des ersten gar nicht, und nur Bidaure und Falkner zeigten den letzten deutlich, nebst den daraus durch Patagonien lau-

fenden Fluß. Cujo hat dagegen außer mehreren andern den berühmten See von 50 Meilen, Guanacalche, der dann einen bedeutenden Nebenarm zeigt, und mehr als einen Fluß für das Nordmeer durch Patagonien hinab sendet. Ueber dies wird das Land von einigen Flüssen bewässert, die auf den Andes ihren Ursprung nehmen, z. B. von dem St. Juan, dem Mendoza und Tumujan, u. a.

Auch in seinen Producten hat Cujo einige Merkwürdigkeiten vor dem übrigen Chile vor- aus. So gedenkt Vidaure eines Baumes, der dem Neuhern nach zu urtheilen, zu den Palmen gehört, auch eine Frucht trägt, die der der Cocos-Palme ähnlich sieht, und dennoch keine Mus, sondern runde, dicke, nicht genießbare Samenkörner enthält. Der Stamm des Baumes, sagt er, ist schwärzlich und geht leicht ab; hierauf folgen sechs Hämpe, wovon einige wie Leinwand und so dick wie Segeltuch sind. Wahrscheinlich redet er von der Rinde des Baumes; denn die darauf folgenden, heißt es (also wohl die unter dieser liegenden) sind feiner und feiner, endlich wie Rammertuch anzufühlen. Auch führt er eine besondere Schmarotzer-Pflanze an, unter dem Namen der Luftblume, weil sie, selbst von

ihrem Stamine oder Ranken los gerissen, und an einen Nagel gehangen, noch fortblühet, und mehrere Tage unverwelkt bleibt, am Stängel selbst aber zwey ganze Monathe hindurch. Sie gleicht der Gestalt nach einer weißen Lilie, hat auch denselben Wohlgeruch.

Unter den Vogeln, die im Uebrigen ziemlich mit denen vom westlichen Chile übereinkommen, zeigt sich hier ein Reppuhn mit dem schönen Federbusche; fernet der Abannit oder der Maurer. Er hat die Größe einer Drossel, baust oder mauert vielmehr, wie unsere Schwalbe, sein Nest aus Koch an die Stämme der Bäume. Hierzu knetet das Weibchen förmlich dünne Halmme und Haare unter die nasse Erde: formt daraus kleine Kugeln und führt diese in dem Schnabel und den Klauen mit Hülfe des Männchens zum Neste. Die erste Lage bildet eine sphärische Basis; hierauf werden von ihnen kleine Kiesel gepflastert, und das Ganze mit einer Mauer umzogen, worin eine Thür, wahrscheinlich nur eine Öffnung bleibt. Bidauta spricht sogar von einem zweyten Stockwerke, das hierauf gemauert nur erst das wirkliche Nest enthalte, das dann mit einem so starken Gewölbe gedeckt wird, dass durch kein Regen dringen kann. Schade, dass

Ein Naturalist diesen Vogel, so wie überhaupt die wichtigen Merkwürdigkeiten von Cujo bis jetzt studiert hat; denn dieser würde uns gleichfalls bestimmt sagen, was es mit einem dortigen Frosch für eine Beschaffenheit hat, der in den Häusern gehalten wird, um gegen die Mäuse den Dienst der Haken zu verrichten. Unter den Quadrupeden kommen hier Tiere vor, welche als sehr groß und wild beschrieben werden: ferner viele Arten der Armadille, und wahrscheinlich mehrere Quadrupeden, die wir, nach dem Alzara, als Bewohner von Paraguay haben kennen gelernt.

Die Original-Menschen von Cujo, die Guarpes, sind von hoher Statur, mager und von Farbe bräunlich. Sie reden eine Sprache, die von den Chileschen gänzlich verschieden ist. Als eine Weltatheit des Alterthums des Landes besucht man zwischen den Städten Mendoza und Punta einen aufrechten Stein, den Riesen genannt. Es ist dies eine Säule, die 150 Fuß hoch und 12 Fuß dick ist, und viele eingehauene Zeichen oder Buchstaben hat, die den Chinesischen Schriftzügen gleichen sollen.

Die Spanier haben bis jetzt in dieser merkwürdigen Provinz nur wenige Ortschaften an-

gebauet. Die Hauptstadt ist Mendoza, nach Vi-  
daure unter  $33^{\circ} 19'$  südl. Br. und  $308^{\circ} 31'$  L.,  
neuere Karten legen sie um einige Minuten tie-  
fer; sie liegt am Fuße der Andes in einer Ebe-  
ne. Wegen der Nähe der großen Silbermine  
von Uspallata, und wegen ihres Handels, den  
sie mit Wein und Früchten nach Paraguay treibt,  
ist sie ansehnlich. Hier ist der Sitz eines Corre-  
gidors der ganzen Provinz. Auch finden sich dort  
mehrere Klöster.

Zwei Städte, wohl nur Ortschaften oder  
ansehnliche Flecken, sind St. Juan in Norden,  
und Punta, auch St. Louis de Loyola genannt,  
weit nach Osten, haben zwei Kirchen und Klö-  
ster, sind aber doch nicht von großer Bedeutung.  
Die letztere liegt auf dem Handelswege nach  
Buenos-Ayres, sie hat nur 200 Einwohner.  
Die neuern Karten zeigen noch einige weitere  
nach Osten hinaus liegende Orte.

---

### Patagonien.

---

Stöhrt man sich der Spize des großen Drey-  
ecks von Süd-Amerika, so schwinden allmählich

fene üppigen Scenen der von Leben frohenden Natur. Kein Maranon, kein Orinoco, Negro, Madera oder Parana ergiebt sich aus der jetzt vereinzelten Reihe der Andes. Die ungeheure Bewässerung hört auf, und wenn in Norden von Amerika der große Cataroqui (St. Laurenz) selbst noch unter dem funfzigsten Breitengrade Leben und Thätigkeit verbreitet, so beschließt dagegen die Natur im Süden durch den mächtigen Silberfluss bereits mit dem sechs und dreißigsten Grade die Hauptquellen ihrer größten Energie.

Die einfache Kette der hohen Andes, welche das Land bis zur Magellans-Straße begleitet, sendet nur kleine Flüsse zum Nordmeere hinab, denn nirgends kommen ihnen, wie vormahls den Quellen höher gegen den Äquator hin, aus großen Seitenzweigen des Gebirges mehrere Bäche brüderlich zu Hülfe.

So wie aber die übermäßige Bewässerung aufhört, so wie zugleich die Schiefe des Strahls zunimmt, so wie endlich die zu einer bedeutenden Erhöhung nothwendige Fläche des Landes an Größe abnimmt, so schmälert sich zugleich die Kraft der Natur.

Statt der hinter und zwischen den Andes, oder den Apalachen, liegenden reichen Garan-

nen, und mit dichten Holzungen verwachsenen Lagunen von Guiana oder Süd-Carolina, belebt von untrüglichen Scharen großer und kleiner Fische, von Alligatoren und den Riesen-Schlangen erzeugen die über die älteren Flächen fortgehenden Gewässer des Huavanca Lenu oder rothen und schwarzen Flusses in Patagonien nur unbesiebte und unbeschattete Moräste, oder dünnere Haine, und die noch tiefer gegen Süden liegenden Ebenen zeigen fast nichts als wüste, todsame Gefilde, denen nur zuweilen der Hufschlag der kolossalen Zebuherden, und der ängstlich nach Nahrung umher streifenden Pujos, einige Spuren von Leben mittheilt.

Es ist überhaupt ein merkwürdiges Phänomen für die allgemeine Erdkunde, daß diese südliche Hälfte der neuen Welt um viele Grade früher, nähmlich um viele Grade näher zum Äquator als die nördliche, Kälte und daher Abgestorbenheit der organischen Natur darlegt.

Fahren wir doch im Sommer bis gegen den zwey und achtzigsten Grad der Breite an Grönland, und den übrigen gegen den Nordpol liegenden Ländern hinan, ohne sodann beträchtlich durch das Eis gehindert zu werden. Aber in Süden gelang es selbst dem unermüdeten Cook

nicht, sogar im dortigen hohen Sommer, weiter als bis gegen den 72. Grad der Breite vorzudringen.

Im Norden stoßen die Grönland-Fahrer seitens in unserem Sommer vor dem Polarkreise auf ansehnliche Massen von Treibeis, und große Eisselber zertheilen sich in den heißesten Monathen selbst gegen den 77. und 78. Breitengrad; ein Durchgang zwischen ihnen findet gewöhnlich statt.

Im Süden fand sich Cook im December und Januar, also um die Zeit des (südlichen) längsten Tages bereits im 62. Grade mit großen Eismassen umgeben, jenseits des 72. Grades hemmten unabsehbliche feste Eisselber die weitere Fahrt.

Das Thermometer stand bey Staatenland, also gegen den 55. Breitengrad, in dem dortigen Sommer nie höher als 5 Grad (Fahrenh.) über den Gefrier-Punct. Ja selbst im 54. Grade südl. Br. fand Forster bey Süd-Georgien mitten im Sommer das Thermometer nie höher als 2 Grad über den Gefrier-Punct. Dagegen fand Lord Mulgrave (Capitän Phipps) bey seiner Reise gegen den Nordpol, in einer Breite von mehr als 80 Graden zu An-

fang Augusts das Wetter so heiß, daß das Dach am Schiffe geschmolzen herab lief. Ein ähnliches Phänomen bezeugt Cramz von dem sonst kalten Grönland, und die dort geführten Brassenschen Wetterbeobachtungen ergeben, bereits zu Anfang des Januars, eine Wärme von 64 Graden.

Um diese große Verschiedenheit, diese außerordentliche Kälte der südlichen Hämispäre anschaulicher zu machen, so findet ein kurzer Auszug einer Excursion des berühmten Banks sich wohl nirgends so sehr am rechten Orte als hier. Sie geschah nähmlich gerade in einem der Theile von Süd-Amerika, welchen wir hier durchzugehen haben.

Bey der ersten Weltumsegelung des Cap. Cooks wählte er nicht die Durchfahrt durch die Magellan-Straße, um vom Nordmeere ins Südmeer zu kommen; er ging vielmehr durch die Straße von le Maire, zwischen dem Feuerlande und der Staateninsel. Hier war es, am 26. Januar, mithin ein Paar Wochen nach dem längsten Tage der südlichen Erdhälft, wo er auf Terra del Fuego in der Bay des guten Fortganges (Bay of good success) unter 54° 45' landete, um Wasser und Holz einzunehmen.

Gr. S. Banks, Dr. Solander, der Astronom Green, der Schiffsschirurgus Monckhouse, der Zeichner Buchan und einige vom Banks Bedienten, worunter zwey Neger waren, gingen ans Land, um eine bis jetzt unbesuchte Welt, ihre Bewohner und übrigen Ereignisse in etwas kennenzulernen. Sie hatten nur eine Tagereise voran zu wenden, und hofften Abends zu den Schiffen zurück zu kehren; allein wie theuer mußten sie dieses gute Vorhaben erkaufen! Einen Hügel, den sie von weitem sahen, zu erreichen, drangen sie in das davor liegende, von keinem Botaniker bis jetzt besuchte Holz, eine Menge neuer Alpenpflanzen zu entdecken. Die vor der Anhöhe gelegene Fläche hatte sie hintergangen; sie war ein großer Sumpf, mit Buschwerk überwachsen, und daher schwer zu durchwaten. Indes arbeiteten sie rasch ihren Weg vorwärts, als auf einmal mit einem kalten Winde eine große Menge Schnee auf sie herab fiel; zwar erreichten Banks und Solander den Hügel glücklich, allein die Neger waren noch in dem Sumpfe, und der Zeichner Buchan bekam unglücklicher Weise convulsive Zufälle. Die Kälte nahm nun sietzlich und gegen Abend ward sie sehr groß, daß der

schiedene Art Gesellschaft angingen; davon benommen zu werden. Dr. Golander, der mehrmals bey dem Uebergange des Kettengebirges, welches Schweden von Norwegen trennt, die Wirkung der festigsten Kälte gefühlt hatte, rief ihnen zu: „Wer sich niedersetzt, schläft ein, und wer einschläft, erwacht nie wieder.“

Seiner eigenen Warnung ungescheut versuchte es der Schwede bald darauf selbst nichts mehr weiter zu gehen. So mächtig befiel ihn die Müdigkeit und die Benommenheit, daß er nie der saß und so fort in einen erstaunlichen Schlaf versel. Dr. Joseph Banks war fast der einzige, der die übrigen, gleichfalls auf den Felsen niederzusinken, durch Rufen, Werben und Drohen aufrecht erhieilt. Indes gelang es: dennoch zulegt; den Doctor wieder zu entdecken, und ihn gleichsam gewaltsam mit fortzuschleppen. Er hatte fast gänzlich den Gebrauch seiner Glieder verloren, und es war merkwürdig, daß sich hierbei die Muskeln so sehr zusammen gezogen hatten, daß ihm die Schübe von selbst von den Füßen fielen. Man hatte mit vieler Mühe endlich ein Feuer angemacht; hierher wurde nun allmäthlich die ganze Gesellschaft zum Theile mit Gewalt zusammengetrieben; bis auf ein Paar

unglücklichen Bedienten, welche gleichfalls der Erstarrungsschaf ergriffen hatte. Nur schlafen und sterben, hatte Richmond, ein Reger, bereits zu Anfang seines Schlafes erklärt; da es unmöglich war, ihn fortzuschaffen, so mußte man ihn und einen seiner gleichfalls erstarnten Landsleute dem Schicksale überlassen, nachdem man sie zuvor mit Baumzweigen auf das sorgfältigste bedekt hatte. Jetzt war es hoch Mitternacht, der Schnee fiel in großen Flocken, und so denkt man sich die kleine Gesellschaft in einem völlig unbekannten Land, weit von den Schiffen, also von aller Hülfe entfernt, mittendrin in tiefer Dunkelheit, von Kälte starrend, kaum vermögend an einem dürtigen, mühsam unterhaltenen Feuer das Leben zu fristen. Man suchte sich durch den einzigen auf den Notfall mitgebrachten Rum in etwas zu stärken; allein die einzige Bouteille Rum war verschwunden; der Matrose, der den beyden erstarnten Negern zu Hülfe gesandt war, hatte sie entwendet. Jetzt hielt man sich mehr als zuvor überzeugt, daß die Verirrten ein Opfer der Kälte werden würden, als man plötzlich das Rufen des Matrosen vernahm. Er war aber auch von den Dreyen, der Einzige, der sich am Leben erhalten hatte. Die beyden übrigen fand

man bey Tagesanbruch unwiederbringlich verloren; die Kälte hatte sie getötet. Jetzt fing der Tag an zu grauen; es schneigte stark, weit umher sah man nichts als weiße, öde Gefilde. Nur erst gegen 10 Uhr Vormittags zertheilte die Sonne das Schneegewölk, nun dachte die Gesellschaft lebhaft an die Rückkehr zu den Schiffen. Allein sie waren von der Kälte und von der Anstrengung bey diesem Abenteuer so sehr von Kräften gekommen, daß sie bey der gänglichen Erschöpfung es nicht wagen durften, diese Reise anzutreten, ohne zuvor wenigstens auf irgend eine Art ihren quälenden Hunger in etwas zu befriedigen.

Von Lebensmitteln war ihnen schon vor der Nacht nichts mehr übrig, denn sie hatten nur auf eine Sommer-Excursion von 10 bis 12 Stunden gerechnet. In dieser Noth nahmen sie ihre Zuflucht zu dem einzigen, wohl nur in solcher Lage genießbaren Nahrungsmittel: Beym Eindringen in die Waldung am vorigen Tage hatten sie einen Raubvogel, einen Geyer, geschossen. Die Gesellschaft bestand jetzt noch aus 10 Personen; dem Vogel zog man demnach die Haut ab, er ward sodann in 10 Stücke zerlegt, und ein jeder richtete sich nun den ihm von dem

Geyer zu Theil gewordenen Wissen nach seiner Willkür am Feuer zu. Hierdurch in etwas gestärkt, traten sie den Rückweg an, sie gelangten nach einem Marsche von 3 Stunden an die Küste. Wie froh ward ihnen, daß sie sich zufällig weit näher bey den Schiffen befanden, als sie geglaubt hatten! Und, sagt Eos, auch wir alle hatten keinen geringen Theil an der Freude, sie wieder zu sehen, denn jeder von uns schwiebte in großer Furcht für ihr Leben.

Diese treue Darstellung eines Sommertages in der südlichen Breite von 55 Graden, (also etwa in der Breite von Copenhagen) dient wohl statt vieler andern Beweise für die Furchtbarkeit des dortigen Klimas.

Unstreitig ist der Mangel an einer hinreichenden Masse Landes die Hauptursache dieser gegen die nördliche Erdhälfte unverhältnismäßig größern Kälte. Zwar verweilt die Sonne, zu Folge der Gesetze des Laufes der Erde, 8 Tage länger in dem nördlichen Zeichen, allein wenn auch hierdurch die nördliche Hämispäre um etwas länger erwärmt wird, und die südliche also zugleich um 8 Tage länger der Wärme entbehret, so ist dies dennoch viel zu unbedeutend, als daß es bloß dadurch zu erklären stände, wie am

Sommer das südlichste Patagonien, ferner Feuerland, Staaten- und Sandwichland stets mit Schnee bedeckt erscheinen, und diese Küsten jederzeit das Bild der Extorbenheit an sich tragen.

Dieser reiche im Allgemeinen hin für das hiesige Klima. Indes verdient noch ein hierher gehörendes Phänomen erwähnt zu werden, welches uns nur erst die Beobachtungen der letzten Zeiten bekannt gemacht haben. Dies ist das Südlicht. Es zeigt sich so brillant und farbenreich, als unser Nördlicht. Molina nennt als eins der ältesten und merkwürdigsten in Chile, also in der südlichen Hämisphäre beobachteter Südlichter, das vom Jahre 1640. Man sah es damals vom Februar bis zum April. Im 18. Jahrhundert, bis 1766, führte er nur vier Südlichter an, allein, sagt er, weiter im Süden, z. B. im Archipel von Chiloe, kommen sie häufiger vor. R. Forster beobachtete auf seiner Weltumsegelung 1773, zwischen dem 58. und 60. Grade der Breite, in den letzteren Tagen des Februars kurz hintereinander fünf verschiedene Südlichter, und bald darauf zwei andere im März. — Die Küsten dieses traurigen Landes sind, von Rio de la Plata an, in Osten ziemlich ges-

rode begrenzt, und ohne davon getrennte Inseln; nur einige neuere Karten zeigen gegen  $22^{\circ}$  Grad südl. Breite, eine hakenförmig hervor gehende Landeinsel, die Halbinsel St. Joseph; Jenseit des  $19^{\circ}$  Grades fangen hingegen im Osten die Spuren vormahliger Katastrophen an. Hier zeigen sich die ersten nahen Inseln, die berühmten Falkland-Inseln, oder Malouinen; worauf dann bald nachher eine beträchtliche Vertrümmerung bestätigt wird, durch die Magellans-Straße, durch das in sich zertheilte Feuerland, und durch die ganz im Süden gelegten kleinen Splittern, Staatenland und weiterhin noch unbedeutendere Inseln Ramirez, Borneveld, l'Hermite (hier Cap Horn) und andern.

So wie man gegen Westen zum Südmee., oder den großen Oceán vorrückt, nehmen die Spuren jener Katastrophen des Continents bedeutend zu. Vom nordwestlichen Feuerlande an liegt Insel an Insel, und dies geht zum Archipel von Toledo, und von dort weiter hinauf bis über den Archipel von Chiloe fort. In Anschauung des Binnelandes ist bereits vorhin Verschiedenes, die Navig. Flüsse betreffend, angezeigt. Wichtige Seitenzweige des

südlichen Alpen zeigen sich hier nirgends; nur wellenförmig gebildete Flächen, durch Thäler, einzelne kurze Bergketten, die sich bald im Lande selbst verlieren, Hügel und Gümpe unterbrochen, werden von kleineren Flüssen durchschnitten.

Nördlich des Rio Colorado, oder Moya, oder Guaranca de Lenno liegt auch eine Sandwüste, Hueca Mapu (Teufelsland), welche die Indianer bey ihren Reisen zum Meere sorgfältig meiden. Auch sind unweit dieser Gegend mehrere Salzseen; so wie überhaupt viele dieser Flächen reich sind an natürlichem Salzter. Beträchtlich weiter nach Süden, zwischen dem 46. und 47. Grade sehen einige Neuere den kleinen See Cotaguape, und lassen daraus den Fluss Gallego hervor gehen; Falconer konnte sich dessen nicht versichern, doch sprachen die Ein gebornen von einem Flusse in diesen Gegendem. Der Gallego, der sich etwa unter dem 52. Grade ins Atlantische Meer ergößt, wäre der Letzte über der Magellans Straße.

Es mangelt mithin dem Lande nicht gänzlich an Abwechslung und Fruchtbarkeit. Die Thäler gewähren dem wilden Hörnchen gute Viehweiden, auch kommen hier Guanaken vor. Falconer nennt sogar hier noch den Tapir, der

er freylich für die hiesigen Sumpfe sich eher schickt, als die Lamas; allein die räuberischen großen Rahenarten, sagt er, gehen nicht so weit nach Süden hinab, indes fand Byron dens noch bey Port Desire, (47° 50') einen großen Sieger, vielleicht den Puma. Dagegen zeigen sich bis zur Magellans-Straße Hasen und Füchse verschiedener Art. Vidaure nennt einen der letztern Cuspea, und gibt ihm eine größere Statutur, als dem gemeinen Fuchs. Wahrscheinlich ist dies Thier der wilde Hund oder der kleine Wolf der Falklands-Inseln-\*). Auch findet sich hier eine Art Muffeten, oder Stinkthiere, vielleicht Büffons Zorill. Die Patagonier nennen es Yaguana und tragen das Fell als Kleidungsstück.

Für die Ornithologie sind hier mehrere Arten Landvögel, unter ihnen auch der Condor; Byron gibt eine gute Beschreibung davon; mit ausgespannten Flügeln maß der Vogel 12 Fuß. Ferner Adler, Geier, Eulen, Habichte und Tauben, Hennenarten, Fasane und Reppenhühner.

Auch mangelt es nicht an kleinen Walduns-

---

\*) V. s. weiter unten.

gen; denn die größern hören bereits jenseits der beiden Flüsse Desaguadero auf:

Eins der wichtigsten Vegetabilien dieser dürtigen Gegenden ist, außer den antiscorbutischen Kräutern, der dortige Zimmtbaum. Der Schiffss-Capitän, Wilhelm Winter, welcher im Jahre 1578 mit dem berühmten Drake um die Welt ging, ward durch Sturm von dem Admirale in der Magellans-Straße getrennt. Er sah sich gezwungen, nach England zurück zu kehren, und brachte von dorther diese Rinde zuerst nach Europa. Der Baum heißt in Chile Boighe (Boighe-cinnamomifera oliva fructu, Feuillé) und wird von den Kraukern als ein heiliger Baum angesehen. Er wächst in dem wärmeren Chile bis zu der Höhe von 50 Fuß, und sein Holz wird da zum Bauen gebraucht; im eigentlichen Magellans Lande, oder Patagonien, erreicht er aber nur 20 Fuß. Linne rechnet ihn zu den Gewächsen mit 12 Staubfäden in einer Zwitserblume (Dedecand. Monogyn.); allein Andere behaupten, der Boighe sei ein Drymis, und zwar die, welche Commerson Drymis punctata nennt. Sloane sieht den Baum der wahren Winterrinde, also den auf Patagonien, unter die Pterosymmen, und von diesem müsse eigentlich

Ueber die weiße Rinde (*Canella alba*) kommen, welche sich als Händels-Product einiger Maßen dem orientalischen Zimme nähert. Die Blume ist weiß und wohlriechend; die Blätter kommen mit den Vorberblättern überein. Die Kraft der Rinde ist magenstärkend und schleimzersetzend, auch dient sie gegen den Scorbut. Sie wird in ähnlichen, röhrenmäßigen Stücken, wie der wahre Zimmt, zu uns gebracht. Sind es auch zwey ganz verschiedene Bäume, welche uns solche Rinde liefern, und ist auch der eine davon in West-Indien zu Hause; so gehört dennoch der andere offenbar nach Patagonien; denn einer der größten Botaniker, Gr. Jos. Banks, fand sie auf Terra del Fuego. Er sagt ausdrücklich, die Natur habe das Feuerland mit der Winteranea aromatica reichlich versehen; der Baum seyn nicht zu erkennen wegen seiner breiten Blätter, die den Vorberblättern ähnlich und daher von einem lichten Grün seyn. Die Rinde streife sich leicht vermittelst eines Holzes oder Knochens ab, und man könne sich ihrer auch als eines Küchen-gewürzes bedienen. Ebenfalls fand er hier kleine Waldungen von der südlichen Birke (*Betula antarctica*), die dennoch 30 bis 40 Fuß hoch wird.

Unter dem verschiedenen Nadelholze dieser

Gegenden führt Falkoner eine vorzügliche Tanne an, welche man besonders in den Gebirgen der Huillliche, einer zu den Patagoniern gehörenden Nation, unweit der Andes, findet. Sie hat das Eigenthümliche, daß sie von Natur mit geraden Linien vom Gipfel bis gegen die Wurzel hin bezeichnet, oder gleichsam abgetheilt ist. Um den Baum in starke Breiter zu verwandeln, soll man statt der Säge nur Reile bedürfen. Werden diese längst des Baumes, jenen Linien gemäß, eingetrieben, so soll man starke und selbst glattere Breiter erhalten, als dieß vermittelst einer Säge geschehen kann. So wohl von dieser Tannenart, als von andern hiesigen Eichen geht eine beträchtliche Menge in breiten Flößen auf den Flüssen Nahueluapi und Sanquel zu dem Hauptflusse, dem großen Sauces der Spanier (dem schwarzen Flusse Cusu Leuen), zur Bay St. Matthias als Schiffsbauholz hinab.

Dieß wäre etwa im Allgemeinen das Bild jenes großen Continents von mehr als 8000 Quadrat-Meilen, welches von Chile aus nach Süden die neue Welt beendigt. Man sieht schon, daß es mit den nördlicher liegenden Ländern nicht wetteifern könne, und man begreift, wie einem dort angelegten Etablissement, oder einer dort zu

errichtenden Colonie weit größere Schwierigkeiten entgegen stehen, als denen in Brasilien oder in Chile. So hätte der Spanische Hof es auch leicht zuvor sehen können, was in diesem Lande eine Colonie für Schicksale haben müsse, zu einer Zeit, wo weder Paraguay noch Chile schon so weit gediehen waren, um durch ihre Nähe Hülfe zu erwarten. Dennoch wagte es Philipp II. auf den triegerischen Bericht, welcher ihm von Pedro Garmiente über diese Länder abgestattet war, an der Magellan-Straße eine Colonie anzulegen.

Der König sandte diesen romanesken Seemann im Jahre 1581 dorthin, mit einer Flotte von 23 Segeln, unter der Führung des Admirals de Valdes, nebst 3500 Menschen, und 500 Wallonischen Truppen. Garmiento hatte vorgesgeben, man könne zu der neuen Colonie solche Orte wählen, woselbst die Breite der Magellan-Straße so geringe sey, daß man den Durchgang durch Kanonen hemmen könnte. Garmiento ward zum Gouverneur dieser Magellanischen Colonie erklärt. Er errichtete auch wirklich ein paar Ortschaften in der Straße, und nannte die Stadt, die er dort unter  $53^{\circ} 18'$  erbaute, mit 400 Menschen, mit Batterien und Kanonen

versah, Philippeville. Allein diesem großen Vorhaben widersprach gänzlich die hülfslose Lage und besonders das Klima. Keine der Kornarten und Früchte, welche sie hier ausgesät hatten, gedeihete. Die Colonisten kamen fast alle vor Hunger um. Als der Englische Weltumsegler Cavendisch 6 Jahre nachher dort landete, fand er in der leeren Fortresse die Cadaver der meisten Spanier noch in ihrer Montierung; nur ein Paar Menschen, worunter besonders Herrera war, hatten sich mit genauer Noth erhalten. Cavendisch führte einige dieser Unglücklichen nach Europa zurück, und nannte diesen ehemahligen Pflanzort Port Famine.

Fröhlich wäre es ganz eine andere Frage, ob heut zu Tage, bey dem großen Anwuchs benachbarter, für Spanien befreundeter Colonien, bey der ungeheueren Menge des im Binnenlande herum irrenden Schlachtviehs, und bey den erstaunlichen Fortschritten unserer Nautik, nicht eine dort errichtete Colonie eben so leicht gedeihen müßte, als sie für eine große Seemacht, wegen der Fischereien und als Station zum Südmere, von Wichtigkeit werden könnte. Falbauer glaubt, und wie es scheint nicht ohne Ursache, daß die Bay ohne Grund (Bay, sans

fond) an der Mündung des schwarzen Flusses (zweyten Desaguadero) für die nach der Südsee gehenden Schiffe große Vorzüge für Buenos-Ayres haben würde. Dennoch läugneten diese die Spanischen Commissarien, welche 1746 die Küste in solcher Absicht untersuchen mußten; sie sprachen der ganzen Küste, von Gallego an, nordwärts, wegen des unfruchtbaren Bodens, fast alle Anlage und Bequemlichkeit zu einem Etablissement ab. Dennoch haben zwey andere große Handels-Nationen es in neueren Zeiten versucht, wo nicht an der Küste selbst, doch auf den neben ihr gelegenen Inseln etwas Nehnliches zu unternehmen.

Dies führt uns überhaupt zu den zahlreichen Inseln des südlichsten Amerika, und von Norden an gerechnet zuerst zu den Malouinen oder Falklands-Inseln. Diese Inseln sind zwischen  $51^{\circ}$  und  $52^{\circ} 30'$  südl. Breite und  $61^{\circ} 30'$  und  $65^{\circ} 30'$  westl. Länge von Paris gelegen. Neben ihnen in Nordwesten finden sich drey kleine unbedeutende Inseln; sie wurden von dem Holländer Gebald de Weert 1599 entdeckt, und heißen nach ihm die Gebaldinen. Die Falklands-Inseln (so nannte sie der Commodore Byron), welche dagegen aus zwey gro-

hen Inseln bestehen, die da besonders in Nordwesten und in Süden eine Menge kleiner Inselchen um sich haben, verdankt die Geographie ganz entschieden dem Engländer Sr. R. Hawkins. Der Weltumsegler Bougainville ist offenbar parteyisch, wenn er bald beym Americus Vespucci schon Spuren von den Falklands-Inseln finden will, bald sie aber sogar auf die Rechnung eines Franzosen, Beauchesne-Gouin, zu setzen sucht, oder ledtern wenigstens mit Hawkins gleiche Rechte zuzuschreiben scheint, da dieser 1700 die kleinen, unweit der großen Magellanien gelegenen Inselchen mit seinem Nahmen Beauchesne benannte. Hawkins hatte ja bereits 1593 die größte der Inseln entdeckt, und der Königin Elisabeth zu Ehren ihr den Nahmen Hawkins-Maidenland gegeben.

Sie wurden in unsren Zeiten besonders bekannt durch den berühmten Bougainville. Dieser that der Krone Frankreich im Jahre 1765 den Vorschlag, dort in Rücksicht ihrer bequemen Lage für die Schiff-Fahrt ins Südmeer und für die Entdeckungen in Australien ein Etablissement auf seine eigenen Kosten anzulegen. Mit Billigung des Königes unternahm er die Ausführung, und traf dort ein im Februar 1764. Sie schies-

nen ihm ein trauriges, ödes, sumpfiges Land, ohne Holzung, und nur mit hohem Grase und Binsen bedeckt. Mit gleichen, ja noch dunkleren Farben schildert sie auch der Cap. M'Br i d e. Denn die Engländer hatten fast in eben diesen Jahren, aufgefordert von dem ersten Lord der Admiralität E g m o n t, ein Etablissement auf der westlichen Insel errichtet. M'Br i d e sagt, als er nach dem Commodor Byron, der im Jahre 1764 den in Besitz genommenen Hafen E g m o n t benannte, zwey Jahre darauf dort anlief: „Wir sahen eine Masse zerstückelter Inseln, die nichts als Sumpf nebst nacktem Gebirge enthielten, und fortwährend, selbst mitten im Sommer, von harten Stürmen geschlagen wurden. Die vielen weit hervor gehenden Landspitzen, die tiefen Einschnitte, welche das Meer aller Orten, besonders in Nordwesten hervor gebracht hat, bilden indessen hin und wieder treffliche Häfen.“

Weiterhin schien sich Bougainville dennoch mit seiner neuen Insel etwas auszusöhnen. Über die Franzosen erstaunten nicht wenig, als sie eine unermessliche Menge Seevögel vorfanden, die sich von ihnen totschlagen, ja ungescheut mit Händen greifen ließen; ein Zutrauen, das sie

halb Ursache hatten zu bereuen; die gutartigen Thiere kannten den großen Mörder aller Rühe und des daraus entspringenden Glückes, den Menschen, nicht! Indes behielt Frankreich diese Inseln nicht lange. Nach beendigtem Kriege mit England, da Frankreich für seine Schiffe, die aus der Südsee von Ost-Indien kamen, oder von Europa dorthin gingen, nicht mehr nöthig hatte, besorgt zu seyn, und da Spanien schon längst dieses Etablissement als einen Eingriff in seine dortigen Rechte anzusehen glaubte, so übergeben die Franzosen mit Accord der Rückzahlung aller auf die Colonie gewandten Kosten, die Malouinen an Spanien. Bougainville selbst führte am 21. Uprill 1767 diesen Auftrag aus. Als aber die Spanier ihre neuen Colonisten hierher führten, beklagten sie bitter die dafür von der Krone befohlten Inkosten (600,000 Liv.), denn auch sie fanden ein so trauriges Land, daß selbst der Chef der Colonie, der Oberste Catani, sein Amt gerne mit dem untersten Bediensteten in Buenos-Ayres würde vertauscht haben.

Indessen macht *Pere netty* dennoch keine so gänzlich unvorteilhaft Beschreibung von diesen Inseln, und zeigt durch seine umständlichen Nachrichten von den abortigen Producten, daß

— Allerdings einige der Ausmerksamkeit der Naturforscher wohl wert sind.

Begreiflich kommen hier alle die großen Robbenarten und Wallfische vor, deren bereits bei Chiloe Erwähnung geschehen ist. Auch sind manche kleine Art Hechte ganz ohne Schuppen und bis auf den Knochen völlig durchsichtig.

Von Fischen des süßen Wassers, denn die Malouinen haben mehrere kleine Flüsse und Bäche, kommt hier ein grüner Fisch vor, von der Größe einer Forelle, aber gänzlich ohne Schuppen.

Unter den Vögeln zeichnen sich besonders die Fettgänse oder Pinguine (*Aptenodytes*, Forster), diese sonderbaren Mittelgeschöpfe zwischen Fisch und Vogel, hier so wohl durch die Mehrheit der Arten, als der Zahllosigkeit ihrer Individuen aus. Rechnet man die von Pernetty, Bougainville, Molina und Forster für diese Südländer angegebenen zusammen, so gehören ihnen von allen Arten der 12 bekannten Pinguinen sicher mehr als die Hälfte. In so erstaunlicher Menge fand man sie hier, daß, als Bougainville das hohe Gras, worin sich gleichfalls die Seelöwen und Robben oft verbergen, auf einer kleinen Insel anzündete, man über 200 dadurch getötete Pinguine antraf. Daher ward denn dieser die

zuvor die Ponguins-Insel hieß, Isle brulée genannt. Die größte Art dieser Thiere (*Aptenod. patagonica*) hat ein schönes, bedeutendes Aussehen, sie sind aufrechtstehend, völlig 3 Fuß hoch, haben einen langen starken Schnabel, oben auf sind sie von einem dunkeln Blau, der Unterleib von glänzendem Weiß. Ein Palatin oder Halskragen von schönem Gelb läuft vom Kopfe herab bis zum Unterleibe, und der lange Hals, die schlankere Gestalt als bey den übrigen Pinguinen, geben ihm eine Art von Pracht und vornehmem Wesen. Dieses Thier lebt mehr in der Einsamkeit; es lässt sich leicht zähmen, und unterscheidet bald seine Wärter, fräß dabei so wohl Brot, als Fische und Fleisch. Uebrigens haben diese Vögel etwas Drollliches in ihrem Aussehen und Betragen. Der sonderbar aufrecht stehende Körper, die ledernen Lappen, welche statt der Flügel an den Seiten herab hängen, der watschelische Gang, alles dies zusammen macht ein groteskes Ganze. Dabei wohnen verschiedene Arten von ihnen in Erdhöhlen, wie die Füchse in ihren Bauen, oder auch unter den Seeblumen, wie die Robben. Nähert man sich ihnen, so fliehen sie in ihre Höhlen oder Bäue, und wackeln mit dem Kopfe von einer Seite zur

andern, dies hat, dem Pernetty zu Folge, völlig das Ansehen der Mockerie, als sagten sie zu ihrem Verfolger:

Ah, le beau Monsieur que voilà !

Die kleinste Art (Aptenod. chrysocome) zeichnet sich nicht bloß durch einen gelben Federbusch aus, den sie erzürnt in die Höhe richtet, sondern durch ihren sonderbaren hüpfenden Gang; man nannte sie daher dort Pinguin sauteur, den Springer. Die Matrosen fanden das Fleisch dieser Vögel essbar.

Einen allgemeinen Begriff so wohl dieses wundersam gestalteten Geschlechts, als auch von einem ihrer traurigen Wohnplätze, gibt die beigekommende Zeichnung. Zwar stellt sie nicht eine Aussicht der Falklands-Inseln vor, sondern den Weihnachtsboden (Christmas-Sound) auf Kerguelens-Land, unter  $48^{\circ} 41'$  südl. Br. und  $69^{\circ} 37'$  östl. L. von London. Allein diese traurige Insel ist von eben so ödem Ansehen und fast untern ähnlicher südlicher Lage, als jene; ist auch eben so reichlich mit Pinguinen und Robben besetzt.

Von fliegenden Seevögeln fast aller Gattung wimmelt es auf den Malouinen. Sie nisten zum Theil in den Erdhöhlen, und in den Felsen, und mehrere Arten sind eben so genießbar, als ihre

Eyer. Auch einige Landvögel kommen hier vor, besonders eine Art Drosseln, welche den Menschen so wenig scheuten, daß man sie mit Stöcken bey Dutzenden todt schlug. Die Franzosen fanden, daß der eingesalzene Magen der Pinguine eine genießbare Rost sey.

Nur ein einziges Quadruped traf man auf diesen Inseln an. Eine Art von Fuchs. Bousgainville nennt es den Wolfsfuchs (Loup renard), weil er sich einen Bau gräbt wie der Fuchs, und ihm auch durch den stark behaarten Schwanz ähnlich ist. Er hat die Größe eines gewöhnlichen Hundes, auch ist seine Stimme ein schwaches Wollen, so daß Pernetty ihn daher den wilden Hund nennt. Die Französischen Marine-Offiziere wurden von diesem Thiere angefallen.

Es scheint ziemlich gewiß, daß dieser Wolfsfuchs das Thier sey, welches Molina in Chile vorfand, und es unter dem Nomen *Culpea* beschreibt (*Canis culpaeus cauda recta elongata apice concolore laevi*). Auch er nennt es einen wilden Hund, von brauner Farbe, der den Fuchs an Größe übertrifft, wie ein Hund heißt, nur mit schwächerer Stimme, und sich wie der Fuchs einen Bau gräbt. Nicht nur hierin stimmt der *Culpea* also mit dem wilden Hund der Malouine

nen überein, sondern auch darin, daß er sich den Menschen nähert, aber stets zu seinem eigenen Schaden, denn er wird eben daher oftmahls von den Jägern geschossen. Commodore Byrons Leute tödten eben daher auf den Falklands-Inseln in kurzer Zeit fünf davon. Er beschreibt sie als von der Größe eines mittelmäßigen Bulle-Ausbeifers (Mastif), dabei aber außerordentlich schnell und gefräßig; die Mündung ihrer Hohlen war mit Seehunde- und Pinguinen-Fellen umgeben. Wenn aber der Wolfsfuchs der Malouinen von außerordentlicher Magerkeit war, so läßt sich dies wohl aus der Dürftigkeit des Landes, also der Nahrung, erklären, die ihm in dem höher liegenden fruchtbarener Continenten zu Theil werden mag.

Die Malouinen sind reichlich mit Muscheln und Geschnellen versehen, dagegen findet man auf dem Lande keine Schlangen, noch giftige Insecten irgend einer Art.

Die Flora ist hier zwar dürftig; indes zeigen sich dennoch einige bedeutende Merkwürdigkeiten. Darin nimmt wohl eine Pflanze den ersten Platz ein, welche gleichsam die Bildnerin der Oberfläche des dortigen Landes selbst ist. Diese Oberfläche ist nämlich mit einer unglaublichen

Menge kleiner Erdhügel, kleiner grüner Erhabenheiten bedeckt. Sie bestehen aber jede aus einer einzelnen Pflanze, die einen kahlen Stängel treibt, von etwa 1 Fuß Höhe. Hierauf liegt ein weiter concentrischer Trichter ganz kleiner, dreizackiger, hellgrüner Blätter, so dicht auf einander geschichtet, daß man sie nur mit Sorgfalt von einander trennen kann, und daher das Ansehen hat von einer einzigen nabelförmig eingebogenen Fläche, worauf kleine Blättchen eingesgraben sind. Das Ganze ist einer flachen Herbstslocke, oder wohl noch genauer einer großen Hauswurz (*Sedum*) ähnlich, hat aber eine solche Festigkeit, daß es, ohne zu zerbrechen, eine bedeutende Last trägt, und sich nur mit großer Gewalt zerreißen läßt. Bougainville sagt ausdrücklich, er habe sich auf dieses sonderbare, bis dahin unbekannte Gewächs, mit eben so großer Sicherheit hinsehen können, als auf einen Stein. Der Durchmesser eines solchen Pflanzentrichters beträgt oft 6, ja nach Pernetty sogar bis 10 Fuß; die Blumen sind nur klein und grau, so wie auch die Samenkapseln; der Samen selbst gleicht den Knießkörnern.

Die Pflanze wird aber dadurch noch merkwürdiger, daß sie ein Gummi, oder vielmehr ein

Harz, ausschwitzt. Aus dem Herzen und aus den zerrissenen Rändern, besonders aber aus dem zerschnittenen Stamine treten Tropfen einer gelblichen gummosen Materie hervor, die der Milch der Wolfsmilch (*Tithymalus*) gleicht, und sich zwischen den Fingern wie ein Leim ziehet. Pernetty nannte daher die Pflanze Firniß-Pflanze, Plante au vernis. Auch die Wurzel gibt diese zähe Materie, die aber ein Harz ist, da sie sich im Wasser gar nicht, ja selbst im Weingeiste nicht gänzlich auflöst, sondern einen schwammigen Bodensatz zurück läßt. Verbrannt riecht das Harz wie Gummi ammoniac, hat auch eben den Geschmack, und das verbrannte Residuum hatte eben den Geruch. Diesen nahm selbst nach mehreren Tagen das Waschen nicht hinweg. Dennoch verlor sich dieses zähe Harz von selbst an der Luft bey der los gerissenen Pflanze, besonders wenn Regen darauf fiel. Einige Matrosen bedienten sich dieses Harzes zur Heilung kleiner Wunden mit dem besten Erfolge.

Noch nüglicher sind aber hier zwey Pflanzen als schädigbare antiscorbutische Mittel. Die erste ist groß, gehört aber dennoch zu den fortrankenden Pflanzen; die Blätter sitzen paarsweise an einem sehr kurzen Stiele und haben

einige Ähnlichkeit mit den Blättern der so eben beschriebenen Harzpflanze. Sie sind, so wie auch der Stängel von der Dicke einer Schreibfeder, gelblich grün. Der Same ist, wie bey den Disteln, an weißen Federn oder Flocken büschelweise befestigt. Diese Pflanze liefert einen gährenden Trank, oder ein Bier, das, dem Geschmack nach, dem Getränke von den Knospen der weißen Zonne von Canada gleichkommt, und eben so vorzügliche Wirkung gegen den Scharbock leistet. Auch in Bädern gebraucht, that es Bougainvillens kranker Mannschaft sehr gute Dienste.

Eine zweyte neue Pflanze von ähnlichem Nutzen beschreibt Pernetty als an der Erde forttransfend. Sie kommt so wohl hierin, als in der Form der Blätter, mit dem Thymian oder Quendel (Thymus, Serpillum) überein. Als Thee benutzt, gab sie ein angenehmes aromatisches, dem Scorbut widerstehendes Getränk.

Ueber dieß fanden sich drey verschiedene Arten von Heidekraut (Erica), wovon die eine eine hochrothe Beere von angenehmem Geschmack liefert. Sellyn und verschiedene andere antiscorbutische Kräuter hat die gütige Natur diesem transalpinen Lande eben so wenig als den nördlichen kalten Gegenden versagt.

Bougainville macht über die hiesige Flora noch einige schägbare Bemerkungen. Es gibt hier, sagt er, zwar mehrere Arten von Blumen, aber alle sind sie ohne Geruch. Ferner war folgendes Phänomen sonderbar. Die von den Franzosen und nachmals von den Spaniern bewohnte Insel, also die östliche der beydnen Malouinen, ist durch eine kleine Gebirgskette von Osten nach Westen getheilt. An der östlichen Seite, wos auf das Spanische Etablissement Soledad angelegt ist, wuchs jene harzige Pflanze und war reichlich mit dem Harze versehen; jenseit des Gebirges sah man zwar ein ihr ähnliches Ge- wuchs, allein ohne Harz; es trug in der guten Jahreszeit schöne gelbe Blumen.

Gehen wir von den Malouinen weiter nach Süden hinab, so zeigt sich uns eine noch traurigere Insel, oder richtiger gesagt, Inselgruppe, nämlich das Feuerland.

Dieses große südlichste Bruchstück der neuen Welt erhielt nicht, wie man vermuthen könnte, seinen Namen von der noch lebenden Anzeige vorwählicher Zertrümmerung, von dem darauf sich befindenden Vulkan, sondern von den Frueden der Wilden, welche Magellan (1520) bey der ersten Weltumsegelung und Entdeckung seiner Stra-

he darauf erblickte. Schon damahls beurtheilte dieser große Mann die Bildung dieses Landes richtig; dem Geräusche der Stimmungen und dem Gange der hiesigen Ebbe und Fluth zu Folge, hielt er es für eine Masse mehrerer Inseln, oder wenigstens sehr tief vom Meere zerschnittenen Landes. Alle nach ihm kommenden Germaner, z. B. van Noort (1600) stimmtent hierin mit ihm ein, und letzterer ließ sich selbst nicht durch die hohen Gebirge, wodurch das Land das Ansehen eines Continents erhält, täuschen. Auch geben es noch jetzt die Nachrichten und Karten als ein in mehrere Inseln zerschneites großes Eiland an. Selbst die neueren Untersuchungen der Spanier von 1765 und 1766, beschreiben es so, und sezen hinzu, daß die westlichen Inseln klein, und wie die Malouinen voller Sümpfe und Moräste sind.

Dieser westliche Theil bildet dann mit dem Staatenlande, die durch ihren so unverdient unglücklichen Entdecker berühmte Straße le Maire. Sie ist bemerkbar durch ein hohes Gebirge, beym Cook der Zuckerhut (Sugar loaf) genannt; ist im Sommer nicht ohne Grün, und gutes Wasser und sichere Häfen, allein die Spitzen der Hügel selbst sind doch durchaus nackt.

Markinson kommt völlig mit Anson in seiner Beschreibung überein. „Die Natur,” sagt er, „zeigt sich hier furchtbar. Zu beyden Seiten, so wohl auf Feuer- als auf Staatenland, er blickt man nichts als wilde, schreckliche Felsen mit Schnee bedeckt, die man nicht ohne Schauder betrachtet.“

Hingegen zeigen sich gegen Süden, und überhaupt im Innern des östlichen Landes, wenn es von der Magellans-Straße gesehen wird, hohe stets bewohnte Gebirge. Unter ihnen ward der Vulkan des Mittellandes von mehreren Seemännern deutlich bemerkt. Clements Bericht darüber bestätigt dasselbe; Gregier und der ihnen nachfolgende Brignon sah am Tage deutlich Rauch davon aufsteigen.

Feuerland erstreckt sich von  $52^{\circ} 38'$  bis über den  $55.$  Grad s. Br. und  $66^{\circ} 15'$  bis gegen den  $75.$  Grad westl. Länge von London, von wo eine Reihe kleinerer Inseln anhebt, die die Magellans-Straße gänzlich ausbilden.

Ganz im Süden der neuen Welt verdienen hier wenigstens die kleinen Inseln, welche der Holländische Admiral L'Homme entdeckte, und die seinen Namen führen, genannt zu werden. Hierauf ist nähmlich das Cap Horn gelegen, der

berühmteste Gränzort von ganz Amerika im Süden, unter  $55^{\circ} 42' s.$  Br. Auf eine höchst unparteiische Weise hat Fleurieu vor kurzem bewiesen, daß dem Englischen Weltumsegler Drake die Ehre zukomme, diesen äußersten Punct der neuen Welt zuerst entdeckt zu haben. Er ist berühmt, denn der Weg um dieses Cap ins Südmeer wird jetzt von vielen Seefahrern den übrigen vorgezogen. Freylich sind D. Ramirez Inseln noch südlicher gelegen, allein es sind nur unbedeutende Puncte, und daneben unbesucht.

Eben so überflüssig scheint es zu unserer Absicht, der großen Anzahl kleiner Inseln zu erwähnen, welche gegen die Mündung der Magellans-Straße in das Südmeer Terra del Fuego beendigen.

Genug also von dem düstigen Lande Patagonien, vielleicht gewähren seine Bewohner ein größeres Interesse. Seit Jahrhunderten waren diese Menschen ein desto wichtigerer Gegenstand der Neugierde, je fabelhaftere Nachrichten und die Reisenden von ihnen gaben. Gewohnt, in den traurigen Eiständern des Nordens, Grönland und Lappland eine ihnen ähnliche, dagegen kleine, ja zwergartige Menschen-Rasse vorzufinden, schien dem ersten Anblick nach hier in dem kalten

Süden die Natur sich eben so entgegen stehend, als die beiden Pole selbst. Die ersten Weltumsegler, besonders einige Spanier und Holländer, z. B. Garmiento, Argensola, Janssen, lassen uns dort Geschöpfe sehen von 9, ja 12 Fuß Höhe, dabei colossalisch gebauet, kurz, wahre Riesen. Andere Reisende erwähnen indes nur gewöhnliche, ja zum Theil kleine Menschen.

Nur unsern neuern Weltumseglern verdanken wir die Auflösung dieses Rätsels, die Wahrheit. Es wird sich nach kurzer, aber richtiger Darstellung der von ihnen bemerkten Nationen so gleich zeigen, daß die Natur über dem ganzen Erdball sich stets getreu bleibt.

Das große Gebiet, welches wir so eben unter dem Namen Patagonien durchgegangen sind, wird von mehreren Volksstämmen und selbst von verschiedenen Menschen-Racen bewohnt. Einige von ihnen haben wir bereits bey Chile, und selbst vorwahls bey Paraguay kennen lernen. Denn die Abiponer, noch mehr aber die Moluchen oder Arauker, durchwandern schon zu Zeiten jene große Wüsten, die Pampas, welche bereits an das nördlichste Patagonien gräzen. Dieser Völker dürfen wir daher nicht weiter erwähnen. Auch kommen die Puelches und Cunches so wohl in

der Sprache, als auch größten Theils in ihren Sitten mit jenen Kraukern (Moluchen) überein. Zwar hat uns Falkoner die umständlichste Nachricht von diesen und den hier folgenden Nationen gegeben, dennoch herrscht darin viel Unbestimmtes. Von diesen Moluchen weichen schon die südlichen, die Huillichen und ihre Mundart, sehr von den übrigen ab; sie reden nämlich ein Gemisch der Chilesischen und der Tehuelchensprache. Daneben sind sie zugleich sehr ansehnliche, starke Menschen; sie erstrecken sich von Valdivia an gerechnet bis gegen die Magellanstraße.

Die Nationen, welche uns aber hier mit noch größerem Rechte interessiren, sind die Tehuelches; diese kennt man in Europa vorzugswise unter dem Namen der Patagonen. Die Spanier nennen sie Seranos, Bergbewohner. Diese Tehuelches zerfallen in mehrere Stämme, z. B. in die Leuruches, oder das Fußvolk, und Callile-Het, das Bergvolk. Letztere theilen sich abermals in die Culi-tau-Cunyys, Schaau-Cunyys und Yacono-Cunyys (Cunny bedeutet Land.)

Die Wohnsäge der Stämme der Tehuelches fangen in Süden unter denen der Puelchen und gleich mit dem zweyten Desaguadero, oder dem schwarz-

schwarzen Flusse, an. Sie gehen hinab bis zu der Nation der Peypus, bewohnen mithin alle die weiten hin und wieder gebirgigen, größten Theils aber wasserdürftigen Landschaften zwischen dem 40. und 50. Breitengrade, und überschreiten oftmahls bey ihrem schnellen vagabonden Leben diese Gränzen beträchtlich, so wohl in Norden als in Süden. In dieser ganzen, großen Region sieht man keine fest erbaute Ortschaft. Die Lebuelbets und die ihr angehörigen Stämme säen und ernten nicht; sie leben von Guanaken, Hasen, Straußen und vom Pferdefleisch. Diese Unsicherheit eines solchen Jägervolkes macht sie daher stets umher irrend in dem kalten Klima. Das Pferd ist ihnen ihr alles; und wie bey den Abiponern, höchstens ein leichtes Gezelt von Hütten oder Binsen macht ihre temporäre Wohnung.

Diese sind nun jene Patagonen, die so viel Aufsehens machten, deren Vaterland also auf keine Weise die Küsten der Magellans-Straße sind, noch weit weniger aber das Feuerland, und deren wahre Gestalt wir jetzt mit vieler Bestimmtheit kennen.

Falkoner, welcher so lange unter den unabhängigen Nationen dieser Länder Missionär war, läugnet geradezu alle Kiesen; aber auch sagt, daß viele der Lebuelbets 7 Fuß hoch sind.

Bougainville, der am genauesten und kläresten über sie spricht, mag uns hier zum Hauptführer dienen, und die Nachrichten eines Byron, Guyot und Giraudeau werden das etwa noch Fehlende hinzufügen.

„Die Patagonen, welche wir an der Bay „Boucault (52° 18' s. Br.) am 18. December „1767 sahen, waren von großem Wuchs; keiner „von ihnen hielt unter 5 Fuß 6 Zoll (Par. Maß) „keiner aber über 5 Fuß 10 Zoll. Die Manns- „schaft des Schiffes l'Etoile hatte in der vorher- „gehenden Reise (im Junius 1766) eben dieselben „gesehen; einer der Matrosen erkannte sie wieder. Es ist eigentlich ihr ungeheuer breitschul- „teriger Bau (énorme quarrure), die Größe „ihres Kopfes und die Dicke ihrer Glieder, wo- „durch sie uns riesenmäßig vorkommen. Sie sind „stark und wohl genährt, von stroffen Muskeln „und festem Fleische; es ist der Mensch, der „völlig der Natur überlassen, und durch saftvolle „Nahrung genährt, das völlige Wachsthum ers- „reicht hat, dessen unser Geschlecht fähig ist. Ihre „Figur ist weder hart, noch unangenehm, einige „zeigen selbst etwas Artiges; ihr Gesicht ist rund, „aber ein wenig platt; die Augen sind lebhaft, „die Zähne außerordentlich weiß; in Paris wü-

„de man sie nur zu breit finden. Sie trugen ihr langes schwarzes Haar oben auf dem Wirsibel wieder fest geheftet. Einige hatten lange, aber nur dünnhaariche Schnurrbärte. Ihre Farbe ist, so wie bey den übrigen Amerikanern, kupferbraun, erzfarb (broncée).“

Die Richtigkeit der Bougainvilleschen Beschreibung wird nun durch mehrere der gütigsten Reisenden bestätigt, so wohl von seinen Landsleuten als von Engländern.

Duclos Guyot fand ihre Statur eben so hoch, und die größten Mützen der Matrosen waren für ihre Köpfe viel zu klein.

Herr de la Giraudais stimmt hierin mit ihm überein, er bemerkte ebenfalls den sehr breitschulterigen Bau, gibt ihnen aber zugleich einen großen Mund, eine flache Nase und breite Backen.

Dem Commodore Byron kamen sie noch gigantischer vor. Sein Lieutenant Cummings, ein Mann von 6 Fuß 2 Zoll (Englisch), erstaunte, als er sich unter den Riesen wie ein Zwerg vorkam, denn, sah er hinzu, „diese Leute darf man viel eher Riesen, als nur große Menschen nennen; bey uns würde nähmlich ein Mann von 6 Fuß 2 Zoll, der dabeiy, dieser Größe gemäß, sehr breitschulterig und muskulös wäre, als ein unge-

„wöhnliches, riesenmäßiges Individuum angesehen werden.“

Diese Menschen zeigten so fort ihre Nahrung selbst an. Bougainville fand ganze Viertel von Guanaken an ihren Pferden herab hängen, ja er sah, wie sie das Fleisch roh genossen. Auch führt bereits Magellan es als eine Merkwürdigkeit an, daß einer dieser Patagonen die Räben gefressen hätte, welche die Matrosen auf dem Schiffe zingen. Indeß aßen sie dennoch Brot und andere Speisen, welche die Europäer ihnen anboten. Vielen waren aber die geistigen Getränke zuwider. Auch sah Guyots Mannschaft die Patagonen Fische, Krebse und Gemüscheln fangen.

Vergleicht man die gültigsten Berichte über diese vagabonide Nation, so waren zwar die meisten zu Pferde, daneben fanden sich aber gleichfalls Fußgänger sonst völlig jenen ähnlich; die Weiber reiten in gleicher Stellung mit den Männern.

Die Frauen waren, Byrons und Giraudais Bericht zu Folge, den Männern an Statur, nach Verhältniß ihres Geschlechts, gleich, nur hatten sie eine minder dunklere Leibesfarbe. Letzteres bestätigt auch Falkoner.

Der Anzug der Männer besteht in einem um den Körper geworfenen Mantel, von Guanaken,

Chinchen = (*Viverra mephitis*), Yaguanos- oder Otterfellen, vermittelst eines Gürtels um den Leib gebunden. Auch tragen sie noch ein breites Leder um die Mitte des Leibes, doch bedeckten sich die Frauen an dessen Statt mit einer längeren Schürze. Sonst sind sie des rauhen Klimas ungeachtet, fast nackt. Reaumurs Thermometer zeigte nämlich hier mitten im Sommer nur äußerst selten 10 Grad über dem Gefrierpunkt.

Die Füße bedecken sie mit einer Art Halbstiefeln aus Pferdeleder, welche hinten offen stehen; ein spitziges Holz an jedem Haken dient als Sporen. Es war bewundernswert, diese Colosse auf kleinen Pferden über Steine und Felsen, ohne die mindeste Furcht, im Galopp hinweg jagen zu sehen. Ebenfalls haben sie eine Menge Hunde, und diese sind bey ihren Pferden die treuesten Wächter.

Auch diese Menschen lieben den Zug. Sie ziehen nicht nur um die Augen zwey Kreise, den einen weiß, den andern schwarz oder rot, sondern sie bemahlen über dieß zuweilen das Gesicht, ja den Körper selbst mit einzelnen, farbigen Linien. Bey einigen Patagonen fanden sich kurze, zwey Zoll breite Ringe unter dem Knie; andere hatten ähnliche Bierathen von Glaskas-

ralien. Bey den Weibern herrschte die Gewohnheit, sich die Haare der Augenbrauen aufzubreissen oder sie anzuschwärzen; das Haupthaar trugen sie ins Gesicht gekämmt. Byron traf bey ihnen außer jenen Glaskorallen auch bey einer der Frauen Armbänder von gelbem Metall, vielleicht bläsem Golde, woraus sich schließen lässt, daß sie mit den Spaniern oder andern Europäern in Verbindung standen.

Die Besitzerinn dieser Bracelette und einiger Reihen auf Haaren gezogener blauen Glaskorallen, war zugleich von einer erstaunlichen Größe, und dabei im Gesichte auf eine furchtbare Weise bemahlt. Vielleicht war sie eine Fürstin? Denn wenn gleich einige Reisende, z. B. Bougainville, keine Oberhäupter oder Anführer unter ihnen bemerkten zu haben glauben, so redet dennoch Falkoner ausdrücklich und umständlich von ihren Caziken; und Byron so wohl als Giraudois fanden wirklich unter ihnen Männer, die sich vor allen übrigen auszeichneten. Giraudois traf einen ihrer Stämme, oder vielmehr eine Familiie, welche aus 26 Männern und 40 Frauen bestand. Den Chef nannte man Pacha-chui, und seine Würde erkannte man durch seinen Anzug. Er trug, außer den oben angeführten Klei-

hungsstücken, eine Mütze, die aus der Haut eines Vogels verfertigt war, woran noch die Federn hoch empor ragten.

Der Charakter dieses groß gebauten Volks wird von einigen Reisenden theils als gut, theils als böse geschildert; je nachdem die Aufnahme derselben, die oftmahls sehr von Nebenumständen abhängt, gut oder schlecht ausfiel. Dem Commodore Byron kam ein alter Mann von bewundernswürdiger Größe ganz allein entgegen, nachdem zuvor der Haufe von einigen 100 Patagonen, welche in der Nähe waren, ruhig in einiger Distanz stehen geblieben. Sie hatten zuvor mit einander laut gerufen, (nach Bougainville, Guyot und Andern kam das Wort Chaova sehr häufig dabei vor) sie bezeigten großes Wohlgefallen an den Glaskorallen, welche er unter sie vertheilte. Auf ein gegebenes Zeichen setzten sie sich sodann ruhig nieder, und nun sangen mehrere Alte in einer feierlichen Melodie einige unverstandene Worte ab. Byron umzog den ganzen Haufen mit einer großen Rolle von grünem seidenen Bände, so weit sie nur reichte, theilte jedem Patagonen, der das Band mit der Hand hielt, ein Stück mit der Schere zu. Hierbei verhielten sie sich alle ruhig, und schienen sehr

vergnügt. Auch Bougainville ward von ihnen zutraulich und gutmütig aufgenommen, ja sie suchten sich ihm selbst gefällig zu beweisen. Als Commerçon, der berühmte Naturalist, Kräuter suchte, waren die Patagonen freywillig dazu behülflich. Und bey dieser Gelegenheit, bemerkte Bougainville, fand man, daß sie einige Kenntniß der Arzneikunde haben; denn einer derselben, der ein frankes Auge hatte, machte den Chevalier de Bouchage darauf aufmerksam, und deutete durch Zeichen an, er möge ihm eins der Kräuter zu dessen Heilung auswählen.

Anderen Reisenden boten sie als Gegengeschenke ihre Kleider, ja sogar ihre Waffen, an; auch erhandelte man von ihnen Pferde. Es ist daher wohl die Schuld anderer, besonders einiger der früheren Weltumsegler, wenn sie mit diesen Menschen in blutigen Streit geriethen. Indesß sagt dennoch Duclos-Guyot, sie hätten ihm listig, verwegen geschienen; sie wären eher geneigt zu nehmen, als zu geben.

Ebenfalls finden sich Verschiedenheiten in den Nachrichten über ihre übrigen moralischen Eigenschaften. So rühmen Einige die Sittsamkeit und Treue ihrer Weiber, da Andere hin-

gegen, z. B. la Giraudais, behaupten, sie hätten sie ihnen selbst dargebothen.

Ihre Kinder lieben sie gärtlich, lassen sie aber daher völlig ohne Zucht aufwachsen. Auch äussern sie auf den Schiffen von Duclos-Guyot einen entschiedenen Hang zum Stehlen der Aexe, anderes Eisengeräthes und von Eßwaaren. Alle Klagen hierüber bey dem Anführer, dem Caziken Pacha-chui, waren vergebens.'

Auch Falkoner gesteht, daß die Patagonen oder Tehuelhets unter allen Nationen des Erdbodens, so drückt er sich aus, die unruhigsten und entschiedensten Räuber wären. „Weber ein außerordentlich hohes Alter und Blindheit, noch eine andere Schwächlichkeit hält sie von ihrem Hange zum Umherschweifen zurück. — Sie sind übrigens höflich, verbindlich und von guster Art, aber sehr unbeständig und binden sich nicht so genau an ihre Versprechen. Sie sind herhaft, kriegerisch, und haben keine Furcht vor dem Tode, daher sind sie so wohl den Menschen als selbst den Spaniern furchtbar.“

Die Hauptwaffen der Patagonen bestehen in den bereits erwähnten Kugelschleudern, \*) oder

---

\*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang S. 212.

Laqui, nähmlich zwey runde Steine durch starke Riemen verbunden und nehmäßig davon eingefasst. Bougainville so wohl als de la Giraudais haben keine andere bey ihnen; letzterer sagt, sie tödteten damit bis auf 400 Schritt. Sie zerschmetterten hiermit die Hirnschale der Feinde, und selbst die Cavallerie der Spanier fürchtet diese Laquis sehr. Die zur Jagd gebrauchten Laquis haben längere Riemen und kleinere Steine.

Indes bedienen sie sich, so wie die Moluchen und die höher hinauf wohnenden Abiponer, der Lanzen, des Bogens und der Keulen; Falconer sagt sogar von den Tehuelches und Huillisches, sie vergifteten zuweilen die Spitzen der Pfeile; die damit Verwundeten sollen zwey bis drei Monath lang allmählich abzehren, und endlich völlig einem Skelett ähnlich sterben.

Ihre Todten beweinen sie feierlich. Sie mahlen sich sodann nur schwarz, und die Frauen räzen sich den Busen und das Gesicht blutig. Sie trocknen die Gebeine ihrer Todten und verwahren sie in eigenen weit entfernten Begräbnissen und Zelten, die deshalb errichtet sind. Auf die Todtenhügel stellen sie die Waffen der Verstorbenen, und um sie her die Skelette ih-

rer Pferde. Die wüste Ebene längs der Küste, von dem Camaronen-Flusse an, bis etwa zum 52. Breitengrade, ist mit solchen Begräbnissen der Patagonen ganz besetzt.

Bey diesen Trauer-Ceremonien zeigen sich Spuren ihres Glaubens an ein anderes Leben. Als Duclos nähmlich sie zu befragen suchte, wohin der Verstorbene gekommen sey, zeigten sie mit den Händen zum Himmel hinauf. Andere Zeugnisse einer Art von Religion oder doch Cultus geben außer jenem feierlichen Gesang bey dem Empfang der Fremden folgende Bemerkungen des Duclos. Der Franzose suchte den Pacha-chui über seine Religion zu befragen, besonders ob er die Sonne anbethe; dieß verneinte er, bezeigte aber durch Aufhebung der gefalteten Hände gegen Himmel, daß er dennoch ein dort wohnendes oberes Wesen verehre. Und als man von einem andern Patagonen, der an einander hangend vor sich murmelte, die Ursache hiervon zu wissen suchte, so gab er ebenfalls durch Aufhebung der Hände zum Himmel zu verstehen, er bethe.

Dieß wird hinreichen, so wohl diejenigen Völker des Binnenlandes von Patagonien zu kennen, welche dort gewisse Landschaften zu ihrem beständigen Aufenthalte gewählt haben, als auch

diesenigen, die da, einigen Stämmen der Tartarn ähnlich, ununterbrochen umher irrten.

Nur die Bewohner der südlichsten Länder von Amerika, die Gränzvölker dieses Continents, sind uns noch übrig. Auch sie bestehen nur aus rohen, uncivilisirten Menschen, oder, wie wir sie zu nennen pflegen, aus Wilden; denn bis jetzt ist in diesem grausen Klima von keinem Anbau irgend eines cultivirten Menschen weiter die Rede.

Zwar hat sich bey den Spaniern in Süd-Amerika die Sage einer alten Spanischen Colonie im Binnenlande von Patagonien hin und wieder erhalten, und eben deswegen ist es billig, hier der so genannten Cesareer zu gedenken.

Der Bischof von Placentia, Guttieres de Corjaval, hatte nähmlich 1539, mit Erlaubniß Kaiser Carls des V., vier Schiffe ausgerüstet, um durch die Magellans-Straße zu den Molukischen Inseln zu gelangen; Alfonzo di Camargo war Befehlshaber der Expedition. Ein Sturm ergriff die Flotte beym Eingang in die Straße, den 20. Januar 1540; das Hauptschiff ward an der Küste zerschmettert, jedoch rettete sich die Equipage am Ufer. Die übrigen Schiffe wurden durch starken Westwind abgehalten, diese

Unglücklichen, welche ihnen jammernd die Arme entgegen strecken, wieder einzunehmen. Unter den 250 so verlassenen Menschen fanden sich 18 bis 20 Weiber, und einige Geistliche. Diese Zurückgebliebenen sollen, der Sage nach, eine Colonie im Innern von Patagonien unter 43 bis 44 Graden südl. Breite errichtet haben, welche man die Colonie der Cesareer nennt.

Dies ist der Bericht des berühmten Naturalisten Feuille; allein kein anderer Reisebeschreiber erwähnt einer solchen Colonie. Feuille erzählt davon ganz ernsthaft: Diese Cesareer hätten allen übrigen Europäern den Zugang zu ihrem Lande versagt. Dies sey ihnen aber durch die Lage derselben sehr leicht geworden, indem dieses Land von der Westseite durch einen reißenden Strom jedermann den Eingang verbotet. Man habe jenseits des Flusses deutlich so wohl fremde Menschen gesehen, so wie auch weiße, zum Trocknen ausgebreitete Leinwand; ja man habe Glocken läuten hören. Ein den Cesareern angehöriger Indianer habe sich von einem Missionär erbitten lassen, ihn nebst seinen Bedienten über den Fluss zu führen. Er habe auch Wort gehalten, habe selbst den Missionär am andern Ufer verborgen, um ihn zu Wachts in

die Stadt zu führen. Allein statt dessen habe er den Missionär ermordet, und nur mit gesser Noth sei dessen Bedienter, der Erzähler dieser Geschichte, entkommen.

Bedenkt man aber, daß, wenn eine Summe von einigen hundert Europäern beyderley Geschlechts sich fortgepflanzt hätte, diese bald eine bedeutende Menschenzahl hervor brächte, dort Städte errichtete und sich in einen regelmäßigen Staat ausbildete; so scheint es unglaublich, bey der Nähe von den Missions-Institutionen von Paraguay und von Cujo, bey dem starken Umherstreifen und Durchsuchen dieser Gegenden, durch die berittenen Abiponer, Moluchen und Patagonen, daß ein so merkwürdiges Phänomen, nämlich eine ziemlich zahlreiche Colonie von Weißen, lange habe verborgen und unbeschaut bleiben können. Die Nichtexistenz dieser Colonie wird noch mehr dadurch bestätigt, daß alle übrigen Reisenden davon schweigen, vorzüglich aber durch Falkners Neuherungen darüber. Er lebte in dortigen Gegenden lange als Missionär, und bemühte sich über diese sonderbare Colonie die genauesten Nachrichten einzuziehen. Hier-nach behauptet er, daß die ganze Sache auf einem Mißverständen der Indianer beruhe. Wenn

nähmlich diese vor einer Colonie von weißen Leuten sprechen, so verstehen sie hierunter entweder Paraguay, Chile oder die Binnenländer Brasiliens; während daß hingegen der Europäer bey diesen Völkern, die da weniger im Stande sind, sich bestimmt über solche geographische Gegenstände verständlich zu machen, stets Mißverständnissen ausgesetzt bleibt, besonders da er selten völlig Herr ihrer Sprache ist.

Die Cesareer als Abstamm von jenen Schiffbrüchigen sind also entweder längst umgekommen, oder sie haben sich vielleicht in eine der Missionen der tiefen Binnenländer verloren.

Jetzt beschließen wir die neuern Nachrichten über Amerika mit den Bewohnern seiner südlichsten Gränzen, nähmlich mit denen der Küsten vom Magellan-<sup>s</sup>-Lande und den Bewohnern von Feuerland.

Da diese Länder nur durch sehr schmale Arme des Meeres getrennt sind, so wird es begreiflich, wie am Meere gelegene Nationen, je nach ihrer Willkür, sich bald an den Enden des Continents, bald auf jener großen Insel zeigen.

Erinnert man sich der zuvor gegebenen treuen Darstellung dieser Länder, wo kaum ein Quoduped lebt, wo nur Seelöwen, Robben, thra-

nichts Seebügel oder Muscheln und Seeschnecken eine dürftige oder doch ekle Nahrung gewähren, wo der fahle Felsen keinen Monath hindurch unbeschneitet bleibt, so wird man wohl schwerlich hier große, rüstige, gescheide Menschen erwarten.

Frostig, dürftig und traurig, wie die übrige Natur, ist hier auch der Mensch, so schildern ihn auch alle gültige Reisende. Schon Candish nannte sie (1528) Menschen von etwa 6 Spannen Höhe, gestehen ihnen nun gleich Bougainville, Cook und Wallis eine größere Statur zu, dennoch beschreiben sie sie einmuthig als elende Geschöpfe. Bougainville gab denen, die er auf der Nordseite von Terra del Fuego, der Küste von Magellans-Land, zwischen Cap Formentor und Cap Français gegen über, fand, den Nahmen Peharaïs; denn dies war ihr einziges Wort, was sie von sich hören ließen. Es ist, sagt Cook, eine kleine, häßliche, halbverhungerte Menschen-Race. Forsters Nachrichten, als die vollständigsten von diesem Volke, verdienen hier vor andern benutzt zu werden. „Statt daß alle andere „Nationen der Südsee,“ sagt er, „gewöhnlich „mit einem lauten Juchzen oder frohen Zuruf „uns entgegen kamen, beobachteten diese selbst „noch nicht am Schiffe, wo wir wenigstens eine



Die Feuerländer.



„Anrede erwarteten, ein tiefes Stillschweigen;  
„sie gaben keinen andern Laut von sich als:  
„Pesch eråh! Als man nach vielem Zuwinken  
„einige von ihnen ans Schiff brachte, ließen  
„sie nicht das geringste Zeichen von Freude bli-  
„cken, schienen auch ganz ohne Neugierde zu  
„sehn. Sie waren von kurzer Statur, keiner  
„über 5 Fuß 6 Zoll (Englisches Maß) hoch; hat-  
„ten dicke, große Köpfe; breite Gesichter; sehr  
„platte Nasen, und die Backenknochen unter den  
„Augen stark hervor tretend. Die Augen selbst  
„waren von brauner Farbe, aber klein und matt;  
„das Haar schwarz, völlig gerade, mit Thran  
„eingeschmiert, hing wild und zottig um den  
„Kopf. Anstatt des Bartes standen einige einzel-  
„ne Borsten auf dem Kinn, und von der Nase  
„bis in das häßliche, stets offene Maul war ein  
„beständig fließender Canal vorhanden. Diese  
„Züge machten, zusammen genommen, das voll-  
„ständigste und redendste Bild von dem tiefen  
„Elende, worin das unglückliche Geschlecht da-  
„hin lebt. Schultern und Brust waren breit  
„und stark, der Untertheil des Körpers aber so  
„mager und eingeschrumpft, daß man sich kaum  
„vorstellen konnte, es gehöre zum obern. Die  
„Beine waren dünn und krumm, und die Knie

„viel zu stark. Ihre einziges elendes Kleidungsstück bestand aus einem alten Seehundsfelle, welches, vermittelst einer Schnur, um den Hals befestigt war. Uebrigens gingen sie, Männer und Weiber, völlig nackt, ohne auf das, was Unständigkeit bey uns fordern würde, die geringste Rücksicht zu nehmen. Ihre Leibesfarbe ist olivenbraun mit einem kupferfarbigen Glanze, und bey manchen noch durch Streifen von rothem und weissem Ocker erhöhet. Die Begriffe von Schmuck und Zierath scheinen folglich älter und tiefer bey uns eingewurzelt, als die von Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit. Die Weiber waren beynahe wie die Männer gestaltet, nur etwas kleiner, weniger häßlich, und in der Kleidung nicht unterschieden. Einige wenige hatten jedoch außer jenem großen Seehundsfelle, noch einen kleinen Lappen, kaum einer Hand groß, als Schürze am Schoße herab hangen. Den Hals zierte ein ledernes Band, mit Muscheln besetzt, und der Kopf war mit einer Mütze von Gänselfedern bedeckt, die gewöhnlich aufrecht standen. Die völlig nackten Kinder saßen neben den Müttern, um das in dem Canot brennende Feuer; zitterten aber beständig vor Kälte.“

„Außer dem Worte Pescheräh, welches sie „bald in einem klagenden, bald liebkosenden Tone vorbrachten, ließen Einige nur bloß ein „Paar andere Worte hören, die aus einer Menschen-Mitlauter und Guttural-Buchstaben bestanden. Mit eben der Achtsamkeit, mit welcher sie „ihre eigene Kleidungsstücke weggaben, nahmen „sie auch von uns Glas, Korallen und andere Kleinigkeiten an.“ Dieser Mangel an aller Neugierde setzte ebenfalls Bougainville in Erstaunen. Diese thierischen Menschen sahen selbst auf die Schiffe, auf diese Meisterstücke der menschlichen Industrie, ohne die mindeste Bewunderung hin. Ueberhaupt war ihr Charakter die seltsamste Mischung von Dummheit, Gleichgültigkeit und Trägheit.

Indes sang und tanzte (oder sprang) doch nachmahl's eine andere Familie von Pescheräh's am Bord der Französischen Schiffe. Auch zeigte sich wieder eine andere Familie etwas wortreicher. Sie machte auch einen Unterschied unter den Europäischen Waaren, zog den Bändern und Messern die Korallen besonders vor, und rief dann Halleca! Fragte aber Cooks Mannschaft nach Wasser, so gaben sie durch Zeichen das Trinken an, zeigten auf die Fässer und riefen Uhd. (Oodd.)

Die Nahrung der Pesceräbs bestand aus halb verfaultem Seehundfleische; das thranichte ekelhafte Fett genossen sie am liebsten. Ferner nährten sie sich von Muscheln und Seeschnecken, die sie vermittelst eines Stocks von den Felsen los machen, oder auch in kleinen Körben fischten. Dies war die Arbeit der Weiber; denen überhaupt alle grobe Arbeit auflag, selbst das Rudern ihrer kleinen und aus Baumrinde schlecht gemachten Böthe oder Canots.

Der einzige Beweis einer Gescheidheit und Industrie waren ihre Waffen. Sie bestanden in Bogen und Pfeil. Ersterer, von einem dem Berberischen ähnlichen Holze, hält gegen 3 Fuß, und war sehrnett gemacht; an den letztern war aber das Holz trefflich polirt. Die Pfeile sind bespitzt, die Spizzen aber, welche aus Krystall oder geschliffenem Schiefer bestehen, werden aus dem Beutel, worin man sie besonders trägt, nur zum wirklichen Gebrauch heraus genommen und auf eine sehr geschickte Weise eingesetzt. Bogen und Pfeil sind indeß eben so schwach als der Arm, der sie gebraucht. Ihre Lanzen haben Spizzen von Fischknochen mit Widerhaken.

Die Dürftigkeit ließ diese traurigen Erdensöhne mit allem vorlieb nehmen, was ihnen nur

essbar schien. Eins ihrer Kinder hatte es sogar versucht, ein Stück Glas, welches ihm die Franzosen gegeben hatten, zu verschlucken. Das unglückliche Kind ward ein Opfer seiner Gierigkeit, litt aber zuvor die grausamsten Schmerzen. Bey dieser Gelegenheit entdeckte man, daß es auch selbst unter diesem Volke Zauberer, die den Arzt spielen, gibt. Der Arzt oder Beschwörer hatte zu seiner Ceremonie sich das Hagr bepudert, und mit einer Mütze bedeckt, welche durch zwey große Federn dem Merkurshute ähnlich sah. Er streckte das arme Kind auf die Erde aus, beugte sich mit gräßlichem Geschrey über dasselbe hin, öffnete plötzlich die zuvor geschlossenen Hände, und blies dabei stark den Atem von sich, als wollte er den bösen Geist hinweg blasen. Der Französische Schiffsarzt wandte zwar alles an, das Kind zu retten, allein es starb, und die Pesches rähs eilten mit wildem Geheule, ein solches, ihnen gefährliches Volk zu verlassen; denn sie haben die Fremden, und vorzüglich den Schiffsschirurgus für die Ursache dieses Unglücks an. Die Franzosen schienen sich aber hierüber einiger Maßen dadurch zu trösten, daß der Schiffsprediger dem unglücklichen Kinde auf eine verstohlene Art die Laufe beglehrte hatte; und

auf die Weise wäre also eine Seele in den Himmel gleichsam eingeschwärzt!

Die Pescerähs scheinen zwar von einem Lande oder Insel zum andern zu wandern, denn man trifft sie bald an den Küsten von Magellans-Land (nicht aber im Innern von Patagonien), bald an der Ost-, bald an der Westseite des Feuerlandes an; indes haben sie dennoch ordentliche Siedlungen, Ortschaften von mehreren formlich erbaueten Hütten oder Cabanen.

Das Dorf, welches Cook bey seiner ersten Reise in der Success-Bay auf dem westlichen Feuerlande vorfand, bestand nur aus 14 Häusern oder richtiger Hütten, von der allerrohsten Bauart. Ein Paar aufgerichtete Stangen, die sich gegen einander beugten, etwa von der Gestalt eines Bienenkorbes, waren an der Westseite mit Gras, Zweigen, Seehund- und Guanaken-Fellen bedeckt; die Seeseite hingegen stand mit einem Ausschnitt von etwa dem achtten Theil eines Zirkels als Thür offen, hier war auch der Platz für das Feuer, der Herd, um welchen die zitternde Familie mitten im Sommer umher saß \*). Möglich ist es, daß Hodges

---

\*) Man sehe das Kapitel.

hier einer solchen Familie zu sehr geschmeidelt hat; aber Forster bemerkt, daß diese Pesceräbs, welche Cook bey seiner ersten Reise gesehen, wirklich besser gestaltete und besser genährte Menschen gewesen, als die, welche sich ihnen bey dessen zweyter Reise in Christmaß-Sund ( $55^{\circ} 30' S.$  B. und  $70^{\circ} 28' W.$  L. zeigten. Es gibt also auch wohl bey dieser Nation vorzüglichere und schlechtere Stämme wie bey allen übrigen Wilden. Eine Dorffschaft enthielt 50 Menschen. Man bemerkte bey ihnen keinen Unterschied unter einander, oder eine Art von Oberherrschaft. Ihre ganze Lebensart kam dem thierischen Zustande näher als bey irgend einem andern Volke, und die Weltumsegler waren froh ihrer los zu werden, da ihr Geruch sie ihnen so unausstehlich machte.

Es treffen also in diesen wilden Regionen oftmahs die größten und stärksten Nationen von Süd-Amerika mit den kleinsten und schwächsten zusammen; denn der Pesceräh geht in seinen Canots, und wie Falkonet von den Key-yus, den Bewohnern der äußersten Spitze von Amerika, sagt, auch in Flößen bald nach dem Feuerlande, bald nach Patagonien hinüber. Hier mag also der colossalische Zehnelbet zu Zeiten dem

elenben Vertherahs traurlich, wenn gleich schmerhaft die Hand drücken, und in dem fruchtbaren Wetter des dortigen Klimas mag selbst die Höhle einer antarctischen Dido neuen Menschen-Racen das Daseyn geben.



Der Anhinga  
*Plotus Anhinga* Linn.



Der Condor:  
*Vultur Gryphus* Linn.



Der Toucan  
*Ramphastos psico* Linn.



Der Robbe, Mann u. Weib.  
*Phoca Leonina* Linn.



Der Cuandu.  
*Hystrix prehensilis* Linn.



CHARTE  
von  
SÜD-AMERICA

### Geographische Meilen, 15. F<sup>o</sup> d. Br.

### Ostliche Länge von Fero.





Österreichische Nationalbibliothek



+Z168804902





